XIII. 6

4923 a

Bibliotheca Casimiriana

Reden und Aufsätze.

Ein

Beitrag zur Gymnasialpädagogik
und Philologie

von

D. Ludwig Döderlein.

Erlangen
bei Ferdinand Enke.
1843.

Cas A 1178

Bibliotheca Casimiriana.

Druck von J. P. A. Junge.

Zur

dritten Jubelfeier

der

kgl. preussischen Landesschule

S c h u l p f o r t a

seiner treuen Lehrerin und Pflegerin

bringt

diese Früchte pförtnischer Jugendbildung

dar

der dankbare Verfasser.

Vorwort.

Dem mehrfachen Zuspruch meiner Freunde ist es gelungen, mich zur Veröffentlichung meiner Schulreden zu vermögen. Mein Einwand bestand darin, dass diese Reden, auf ein gemischtes Publicum berechnet, der Sache nach nichts neues enthielten, und um des Druckes werth zu sein, eine desto grössere Vollendung hinsichtlich ihrer Form ansprechen müssten, ein Vorzug, den ich ihnen gleichfalls nicht zugestehen könne. Diese Bedenklichkeit suchten sie durch die Erinnerung an die günstige Aufnahme zu beseitigen, die theils eben jene Reden bei den jemaligen Zuhörern, theils meine „Pädagogischen Bemerkungen und Bekenntnisse“ auch bei auswärtigen Lesern gefunden hätten. Was aber den Ausschlag gab, war die

Aeusserung eines Freundes, dass der Ernst und die Ehrenhaftigkeit der Gesinnung, die sich darin ausspreche, ihnen Interesse und Werth verleihe, um so mehr als es unserer Zeit an Gesinnung in höherem Grad gebreche als an Geist. Hiemit fühlte ich meine schwache Seite getroffen. Ich glaube das Maass meiner Talente und Kenntnisse ziemlich genau schätzen zu können, würde gegen Ueberschätzung derselben, wo sie mir begegnete, nicht blind sein. Aber wohlgesinnt, das ist ein Titel, auf den ich in meiner nächsten Umgebung, wo ich ihn zu geniessen meine, eitel bin, und nach dem ich auch allenfalls in einem weiteren Kreise geize. Wo die Gesinnung vor dem Geist vorwaltet, da liegt es in der Natur der Sache, dass der Ideenkreis ein beschränkterer ist. Aus diesem Grund möge man die häufigen Wiederholungen entschuldigen. Vielleicht aber können sie sich selbst sogar rechtfertigen, durch den Zweck solcher Schulreden, die, wenn sie nicht blose Prunkreden sein wollen, das Publicum für bestimmte Grundsätze zu gewinnen suchen; aber für ein gemischtes und nur alljährlich zu solchem Zweck versammeltes Publicum ist *repetitio mater studiorum.* Von diesem Standpunkt der Gesinnungsberedsamkeit aus wünschte ich meine Reden lieber beurtheilt zu sehn als von dem der strengen Wissenschaft und der schönen Kunst; doch hab' ich mit Fleiss und nach Kräften auch

dahin gearbeitet, dass sie nicht nöthig haben, als unverlangte Proben eines blosen guten Willens die Nachsicht allzusehr anzusprechen.

Die Aufsätze, welche die Hälfte des Buchs bilden, sind grossentheils schon zerstreut in Zeitschriften oder als Gelegenheitsprogramme gedruckt. Sie haben vielfach eine unerwartete Berücksichtigung gefunden und sind vielfach nach dem Schicksal solcher Arbeiten unbekannt geblieben. Doch erscheint die Mehrzahl derselben in umgearbeiteter Gestalt. Ausgeschlossen hab' ich alles, was sich auf homerische Lexilogie und auf die Wortkritik des Tacitus bezieht, weil dieses theils in meiner zur Hälfte bereits erschienenen Ausgabe des ganzen Tacitus, theils in einem von mir seit Jahren vorbereiteten *Glossarium Homericum* einen zweckmässigeren Platz findet.

Wieder anderes, z. B. meine Programme über Horaz und die *Commentatio de brachylogia sermonis Graeci et Latini*, bleiben einer durchgreifenden Umarbeitung vorbehalten, zu welcher mir gegenwärtig die nöthige Musse fehlte. Sollte diese vorliegende Sammlung mit ihrer doppelten Bestimmung für die wissenschaftlichen und für die praktischen Interessen der Gymnasialbildung — denn keiner dieser Aufsätze geht über die Sphäre eines gründlichen Schulunterrichtes soweit hinaus, dass er eine rein philologische Bedeutung anspräche — ihr Publicum finden,

so werde ich früher oder später eine zweite Sammlung folgen lassen. Einstweilen empfehle ich die vorliegende einer wohlwollenden Aufnahme, namentlich aber meine paradoxen Ansichten über die Modos und die Conjunctionen einer freundlichen Beachtung und strengen Prüfung.

Erlangen, den 10. Mai 1843.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Reden.

Seite.

I. Ueber die Bestimmung der Gelehrtenschulen 1821 . 1
II. Ueber den Werth einer strengen äusseren Schulzucht 1823 12
III. Ueber die verderbliche und die löbliche Schwärmerei der Jugend 1824 21
IV. Gegen den Missbrauch des Ehrtriebes 1826 . . 27
V. Ueber die Erziehung zur Gesetzlichkeit und zur Sittlichkeit 1830 40
VI. Ueber einige Hauptaufgaben der Gelehrtenschule bei der gegenwärtigen Richtung der Zeit 1831 . . 51
VII. Ueber die specielle Bestimmung einer obersten Gymnasialklasse 1832 65
VIII. Ueber die Unterrichtsgegenstände des Gymnasiums und ihre Behandlungsart 1833 76
IX. Ueber die Bildung zu einer deutschen Gesinnung 1834 93
X. Wie die Schule den Freiheitssinn der Jugend nähren könne und solle 1835 109
XI. Ueber die Bildung zu einer ächtchristlichen Gesinnung 1836 125
XII. Ueber Misologie, Präcocität und Plebejität 1837 . 147
XIII. Was heisst Bildung? 1838 159
XIV. Ueber die maasslose Anstrengung der Jugend 1841 176
XV. Ueber die Gefahren der Verbildung 1842 188
XVI. Erklärung der bayrischen Constitutionsmünze 1821 200
XVII. Ueber die Bedeutsamkeit einer constitutionellen Staatsverfassung 1822 206
XVIII. Worte am Grabe des Professors D. Joseph Kopp; mit biographischen Anmerkungen 1842 214

II. Aufsätze.

I. Pädagogische Bemerkungen und Bekenntnisse 1838 . . . 232
II. Ueber den Vortrag der Poetik und Rhetorik 1842 . . . 261
III. Erinnerungen an Schulpforta 1839 270
IV. Uebersetzungsproben 1833 274
1) Thuc. I, 86 275
2) Cato de Re Rust. 1 276
3) Horat. Od. IV, 3 278
4) Tac. Ann. IV, 34—38 279
5) Tac. Dial. 28—31 284
6) Tac. Agr. 33. 34 290
7) Horat. Ep. I, 9 292
8) Horat. Ep. I, 20 293
9) Tibull. I, 3 294
10) Cic. Phil. II, 1 299
11) Soph. El. 1—250 301
V. Memoria Lud. Helleri 1827 312
VI. De Sophoclis Ajace commentatio 1837 328
VII. De Theocriti id. IV 1833 351
VIII. Evidente Etymologieen. Mit einem Sendschreiben an Herrn Hofrath Jacob Grimm in Berlin: 1) Ceres. 2) Venus. 3) Apollo. 4) Libitina. 5) Aventinus. 6) Velites. 7) Arena. 8) Conditio. 9) Ardelio. 10) Vindicare. 11) Acredula. 12) Imber. 13) Ὄπισθεν. 14) Ἀβέλτερος. 15) Θρησκεία. 16) Vates 355
IX. Grundzüge der Lehre von den Modis und den Conjunctionen 382
X. Miscellen.
1) Homer. Od. II, 334. 2) Thucyd. II, 39. 3—5) Aeschyl. Prom. 313 Pers. 173 Theb. 550. 6) Soph. Ant. 1144. 7) Eurip. Jon. 394. 8) Catull. LIII, 7. 9—10) Terent. Heaut. II, 1, 15. II, 2, 4. 11—13) Cic. Orat. 47. Offic. I, 11. Tusc. IV, 19. 14) Horat. Epist. I, 5, 8. 15—16) Juvenal. IV, 116. XIV, 23. 17) Der Apollo von Belvedere. 18) Gelehrtenanecdote. 19) In das Guttenbergs-Album . 390

I.

Reden.

I. *).

Hochverehrte Versammlung!

Noch ist kein Jahr verflossen, seit die Anstalt, welche mit dem heutigen Festtage ein redliches Arbeitsjahr beschliesst, einer neuen Ordnung der Dinge sich erfreut. Durch eine königliche Wohlthat wurde möglich gemacht, was früher bei dem treusten Eifer aller doch unmöglich zu erreichen blieb. Billig werden nun, seit so viel Mittel da sind, auch strengere Ansprüche gemacht an ihr Gedeihen, die Verantwortung wächst, und es gilt keine Ausflucht, keine Selbsttäuschung, kein Selbsttrost mehr, als sei mit geringen Mitteln doch genug geleistet worden. Wir sind geneigt uns der Verantwortung zu unterziehn, und wenn das Selbstbewusstsein des guten Willens und das Gefühl noch jugendlicher Kräfte nicht auf Hoffarth und Anmassung gedeutet wird, so darf ich sagen: wir freuen uns der schwerern Verantwortung. Aber heut darf sie noch nicht gefordert werden. Der Keim ist gelegt, wo ist der Ungeduldige, der im gleichen Frühling, wo erst gepflanzt worden, auch schon die Frucht brechen wollte? wo der Ungerechte, der nicht Gottes Segen schon in dem Wachsthum erkennen möchte?

*) Gehalten bei der öffentlichen Preisvertheilung am 7. September 1821, im ersten Jahr nachdem das Erlanger Gymnasium aus einer Localanstalt in eine Königliche Studienanstalt umgeschaffen und nach dem damals geltenden bayrischen Schulplan, nach dem Normativ von 1808 umorganisirt und neu dotirt worden war.

In den Prüfungen haben wir offen vorgelegt, wieviel durch die Arbeit der Lehrer, durch die Willigkeit der Lernenden in Jahresfrist gefördert worden; wir erwarten nun das Urtheil der Kundigen und sind nicht überrascht, wenn es erkennt, dass noch viel, sehr viel zu thun übrig ist, ja selbst, dass anderwärts ein glänzenderer Erfolg sichtbar sei. Aber vergessen dürfen diese Richter nicht, dass bei den Schwächen, die sie gesehn, nun nichts mehr im Rückhalt ist, bedenken müssen sie und den Glauben fordern wir, dass mit einer Aufrichtigkeit das Innerste der Anstalt ihnen ist geöffnet worden, welche der weltkluge Mann, der auch Gleissnerei und Trug allenfalls nicht scheut, wo es eine öffentliche Ehre zu wahren gilt, vielleicht gar als Mangel an Ehrgefühl tadeln könnte. Aber nein! eine Schule ist kein Breterspiel, jeder Vorhang, der verschleiert, ist eine Scheidewand für das öffentliche Vertrauen, und offen und ungeschminkt unter den Augen der Väter, welche ihr Liebstes aus der Vaterhand in die fremde ausliefern und ein heiliges Recht zu fordern haben, dass man ihr Vertrauen doch mit Wahrhaftigkeit bezahle, unter ihren Augen muss der Lehrer mit dem Lehrling wandeln.

Noch Jahresfrist bedingen wir uns; wenn die Beihülfe von aussenher uns zur Seite bleibt wie bisher, wenn die menschlichen Kräfte treu bleiben wie bisher, wenn der höhere Segen uns begleitet wie bisher, dann (so hoffen wir mit Zuversicht) sollen unsere Früchte gereifter sein und keines Richters Auge scheuen.

Und was für Früchte wollen wir dann bieten können? Keine andern als welche die Vorschrift, von der neuen Ordnung mitgebracht, uns pflegen heisst. Ihre Forderungen sind nicht klein, ihre Gesetze nicht schlaff, und wer gewohnt ist, nicht bei der nächsten Nöthigung seiner Pflicht stehn zu bleiben, der darf sich beeilen, das zunächst Geforderte zu überbieten. Und so mögen denn wenig Worte, von einfacher

Art, auszusprechen versuchen, was diese Vorschrift fordert und welche Gedanken denn der neuen Ordnung zu Grunde liegen, die wir rühmen, der wir folgen; sie mögen ein Zeugniss sein, ob es uns gelungen, in die Seele dieser Ordnung hineinzublicken und so eine wahre Freundschaft mit ihr zu schliessen; und wenn sie ein Ohr fänden, dem sie auch Belehrung zu bieten vermöchten, würden sie unsere künftigen Richter, redende und schweigende, desto leichter zu einem gerechten, billigen, umsichtigen Spruche stimmen; vor allem aber ist unser Wunsch, dass solche Väter, welchen ohne ihre Schuld, ohne unsere Schuld, nur durch die strenge Handhabung des Gesetzes wehe geschehen ist, ihr Ohr gegen die Wahrheit nicht absichtlich verschliessen mögen, wenn diese Worte sie zu überzeugen suchen, dass wir thaten was wir mussten, für unsere Pflicht, für ihr und ihrer Kinder Bestes, und für das Wohl des Ganzen.

Denn wir sind des Glaubens, dass unser ganzes Verfahren, welches in den Augen der Ununterrichteten oder der Verwundeten vielleicht bisweilen nicht frei von dem Vorwurf des Gewaltsamen blieb, in zwei Rücksichten seine Rechtfertigung findet; darin, dass die Anstalt eine öffentliche, und darin, dass sie eine Gelehrtenschule ist. Gern möcht' ich hier nach Kräften die Bedeutung dieses doppelten Namens vollständig darlegen und mit dieser Ausführung ein treues Bild entwerfen, welch unabsehbaren Einfluss auf Volksbildung und Besserwerden eine treue lückenlose Befolgung aller jener Vorschriften üben müsste; aber die Fülle des Gegenstandes im Verein mit dem Drang der Stunde beschränken diesen Vortrag, dass er nur wenige Grundgedanken zur Erläuterung sich ausersieht. —

Alles was die Menschen thun, sagt ein kluger Mann des Alterthums, wird vollbracht durch körperliche Thätigkeit oder durch geistige; die geistige aber sei die edlere. So viel Wahres auch in den letzteren Worten liegt, so leicht sind sie zu missdeuten,

und so oft sind sie missdeutet worden. Nicht edler ist der Mensch, dem die göttliche Führung einen geistigen Wirkungskreis anwies, nur schwerer ist sein Beruf. Gesetzt auch jener Römer habe diesen Glauben mit seinen Worten verbunden, so wissen doch wenigstens wir als Christen, dass vor Gottes Auge alle Menschen gleich sind, dass er die Kräfte alle gibt und dass es Versündigung heisst, sich dessen als eines Verdienstes zu rühmen, was nur eine höhere Gnade ist. Und wen nicht Stolz und Eigendünkel verblenden, wie kann der vergessen, dass die menschliche Gesellschaft durch arbeitende Hände, gerade durch jene körperliche Thätigkeit zuerst besteht? Nein; aber wie beiderlei Geschäfte an Werth einander gleich sind vor Gott und Menschen, so verschieden sind sie unter sich an Art und Gestalt, und jede geht ihren eigenen Weg und fordert ihren eigenen Führer und Lehrer. Darum die weise Sonderung der Volksschulen und der Gelehrtenschulen. Sie sind Schwestern, beide gleich willig zur Arbeit, aber der umsichtige Vater belastet die Schulter der einen schwerer als die der andern, und will nicht, dass die Schwerbelastete diess entweder als Hass ausdeute oder als Vorzug.

Aber nicht daher hat die Gelehrtenschule ihren Namen, dass sie Gelehrte bilden solle, die mit der ganzen Lebenskraft die Tiefe der Wissenschaft unablässig ergründen und für die sichtbare Wirksamkeit im gewöhnlichen Kreis des Lebens keine Zeit sich abmüssigen dürfen; die im abgeschlossenen Reich des Geistes ihr Pfund wuchern lassen und todt für die menschliche Gesellschaft und deren gewöhnliche Bedürfnisse und gleichsam im Leben schon verklärt sind, und mehr der Nachwelt als der Mitwelt angehören. Fern sei es von uns, solche Männer zu den Schmarozerpflanzen der Gesellschaft zu zählen, und nur die gemeinen Seelen, welche nicht über Wiege und Grab hinaussehn und zu arm und zu herzlos sind, um das Jahrhundert ihrer Enkel an das ihrige mit

Geist und Herzen anzuknüpfen, nur die werden höhnend auf diese geräuschlose Wirksamkeit herabblicken. Aber für Gelehrte dieser Art hat die Erde nicht viel Raum, sie sind die seltenen Gestirne, und die Natur leitet sie durch einen unsichtbaren Genius, dass die Weisheit der Schule an ihnen leicht zu Schanden wird. Nicht für solche vor allen ist die Gelehrtenschule, sondern ihre Aufgabe ist, in dem Herzen jener Männer, die in das Gewühl des gewöhnlichen und öffentlichen Lebens und der Gesellschaft hinaustreten und mit ihrem Geist es theils erhalten, theils auch bessern und fördern sollen, früh genug solche Gedanken und Gesinnungen zu pflanzen, zu pflegen und fest wurzeln zu lassen, welche den Werth des geistigen Lebens neben und über dem leiblichen Leben mit gründlicher Einsicht erkennen und mit freudiger Ueberzeugung anerkennen, Gesinnungen, mit denen sie feststehn gegen den Andrang des Gemeinen, dessen es nach einem ewigen Naturgesetz aller Orten gibt und geben wird, auf dass der edlere Sinn nie auf weichem Lorbeer ruhe.

Was kann nun solche Gedanken, solche Gesinnungen geben? Eines wohl vor allem andern, ein frommer nach oben gewandter Sinn. Aber Gott verhüte, dass er der Gelehrtenschule ausschliessendes Eigenthum je sei oder werde! Er sei und bleibe Gemeingut wie das Licht des Tages, und wie die Sonne jedem leuchtet, der sich nicht selbst lichtscheu in die dunkle Höhle flüchtet, so dient die Waffe der Gottesfurcht jedem willig, der sie zu heben und zu führen den Muth und Willen in sich fühlt.

Allein das ist die überirdische Weisheit, die uns muss schützen, dass wir dem Leben des Tags nicht ganz anheim fallen und einer Welt gedenken, die über das Treiben und Jagen um uns her erhaben ist. Wer aber so wirkend, leitend und herrschend in das Menschenleben hinaustritt, der bedarf wohl auch irdischer Weisheit, und der Weg, der zu ihr führt, ist manichfach mit jener höhern Weisheit verwandt.

Er heisst Wissenschaft und Kunst, Erkenntniss des Wahren und Sinn für das Schöne; und wenn die Gelehrtenschule ihre Zöglinge so bildet, dass diese, solange sie unter ihrer Aufsicht stehn, nach einerlei Ziele zu streben scheinen mit jenen Helden im Reich des Geistes, wie ich sie oben schilderte, dann erfüllt sie die höchsten Ansprüche, die an sie zu machen sind.

Aber die Wissenschaft ist unendlich in sich, und in ihren Theilen manichfaltig. Das ganze geistige Leben zehrt von ihr, und die Schule darf sie nicht in ihrem ganzen Umfang in Anspruch nehmen, denn weise Selbstbeschränkung ist der Anfang aller Weisheit und alles Gelingens.

Solche Schranken gibt uns die Ordnung, welche uns seit Jahresfrist jetzt mit den übrigen Anstalten des Vaterlandes gemein ist. Es sind die nämlichen noch, welche in der grossen Zeit, wo unsere Religion von Missbräuchen gereinigt, unser Vaterland von Barbarei befreit wurde, durch die Reformatoren selbst nach Melanchthons tiefer Einsicht errichtet wurden, um durch Licht aller Art, frühzeitig verbreitet, schon das Knabenalter gegen neue Verfinsterung zu sichern; es ist die Bildung durch das klassische Alterthum. Diese Männer theilten dem jüngeren Geschlecht ihrer Zeitgenossen, das zuerst die neue Wohlthat geniessen sollte, das nämliche Geheimniss mit, durch dessen Besitz sie selbst zu ihrem grossen Werke sich vorbereitet und ihre Einsicht geläutert hatten; das nämliche Geheimniss, welches der abtrünnige Julianus schon kannte, als er mit seltener Tyrannenweisheit in den Christenschulen, um ihren hellen Blick zu trüben, die Kenntniss der grossen klassischen Vorzeit unterdrückte und ihnen die Bücher der grossen Heiden vorenthielt.

Ich spreche hier nicht vor Männern, von denen ein Einspruch zu erwarten wäre, als werde die Schule zweckmässiger durch solche Beschäftigungen zu dem künftigen Lebensberuf bilden, die diesem am meisten dienen und ihm ver-

wandt sind, wie den Arzt durch möglichst frühzeitige Naturkunde, und was der Art oft gesagt worden und leicht gesagt werden kann. Denn die Vernunft hat es prophezeiht, die Erfahrung hat es erfüllt, dass diese Art Erziehung, deren Unfehlbarkeit gerade dem beschränktesten Geist am schnellsten einleuchtet, und dem Oberflächlichsten als der einzige Weg zur Gründlichkeit erscheint, jede geistigere Berufsart zu einem vornehmeren Handwerk herabwürdigt. Nein, an der Spitze unserer Anstalt und aller ähnlichen, wenn sie sich nicht selbst verkennen, steht der unerschütterliche Grundsatz, dass die Gelehrtenschule zwar einen geistigen Lebensberuf bei ihren Zöglingen voraussetzt, aber nicht weiter fragt noch sorgt, von welcher Art er sei. Den künftigen Arzt und Staatsmann wie den künftigen Geistlichen und Lehrer, so verschieden das Wesen ihres Amtes ist, bearbeitet sie auf gleiche Weise, das was ihnen gemeinschaftlich ist, allein ins Auge fassend, nämlich, dass ihre dereinstige Thätigkeit die geübtesten Geisteskräfte fordert. Der Zweck der Gelehrtenschule und ihres Unterrichts ist, vor allem die Geister zuzubereiten zur Empfänglichkeit für die Lehren des Berufs, welche zu ertheilen einer höhern Anstalt vorbehalten ist. Drum schaudert den Lehrer nicht, wenn er voraussieht, dass so manches, was er unter Müh und Arbeit gab und der Schüler im Schweisse seines Angesichts empfieng, von so manchem nur gelernt wird um einst vergessen zu werden. Wie der bildende Künstler seine Form, das mühsamste Werk, zerschlägt, wenn das Kunstwerk daraus hervorgegangen, so kann der Mann einst das Gelernte verlieren oder wegwerfen, die unsichtbaren Früchte vermag er nur zu verkennen, nicht zu vertilgen, denn der Geist erstarkt im Lernen und Denken, wie der Leib auf dem Ringplatz und wie das Herz im redlichen Kampf. Nur das Todte auf der Welt bedarf keines Widerstandes und keines Ringens, um zu bestehen.

Wer diesem Ausspruch nicht beistimmt, dass das der

beste Unterrichtszweig ist, welcher den Knaben am schwersten zu drücken scheint; wer das Knabenalter auf diese Weise will geschont wissen, in dem Wahn, dass es die Kindlichkeit zerstöre, den Knaben allzu früh zum Manne mache, Ernst zumuthe, wo die Natur selbst noch Spiel und leichtes Leben wolle; oder wer solchen Unterricht fordert, dessen Brauchbarkeit sich mit Händen fassen lasse: dem können wir ohne Gewissenlosigkeit und Trug nicht rathen, dass er uns sein Kind vertraue. Aber jenen Wahn theilen nur solche, die kein offenes Auge haben für das Leben und Treiben tüchtiger Knaben. Nur unfähige oder verzärtelte Kinder scheuen die Anstrengung; die unfähigen sind unserer Anstalt ihrem Beruf nach nicht zugewiesen; für die verzärtelten ists hohe Zeit, dass auch sie jener Neigung, die die Natur tiefer als jedes Gefühl in die Seelen einstiger Männer gelegt hat, sich zuwenden und auch werden wie die geistesgesunden, lebenskräftigen Knaben, die das Leichte um seiner Leichtigkeit willen verachten, und zu dem Schwersten, oft zu dem Unerreichbaren sich hingezogen fühlen, die ihrer Hände Werk selbst umwerfen, nur um noch einmal den Genuss der Arbeit sich zu verschaffen. Im Gefühle der eignen Kraft achtet der tüchtige Knabe und Jüngling nur was von Kraft zeugt, scheut nichts als die Schwäche, die Feigheit, den Schlaf. Das führt zum Uebermuth, wenn der Zügel fehlt, aber wie das edle Ross dem edlen Führer williger folgt als dem eignen ungebändigten Sinn, und mit Stolz von seines Helden Hand sich Joch und Zügel anlegen lässt, so lenkt der weise Lehrer die ungebändigte Kraft mit Wort und Wink wohin er will; und versteht er die Kraft zu beschäftigen, gleichviel wodurch, weil alles Gestalt annimmt in der jugendlichen Hand, so ist die Lehre selbst auch Zucht und der Wetteifer erspart ihm den Sporn. Langeweile machen, das ist die Todsünde im Lehramt, und Strenge bis zur Härte scheint dem Knaben verzeihlicher als der Todtschlag Einer

Stunde durch eines Lehrers Mund, der den Geist nicht in Bewegung zu setzen, die Gedanken nicht zu tummeln versteht; denn sie fühlen es wohl, diese gesunden Naturen, dass durch Gedankenlosigkeit der Mensch zum Thier hinabsinkt.

Wenn die lateinische Grammatik, die dem jugendlichen Kämpfer als die erste Riesin entgegenzutreten pflegt, anderwärts oft als nothwendiges Uebel kaum ertragen wird, so liegt der Fehler vielleicht hauptsächlich in der Art des Angriffes. Auch bei uns wird freilich nicht verhehlt, dass es ein Lernen gibt lohnender noch als das der Anfangsgründe der Sprache, und dass eben das Ausharren in dieser ersten Mühe nur den Weg bahnt zu anmuthigeren Gefilden, aber weit mehr Sporn liegt ohne Zweifel darin, dass der Eintritt in dieses Feld mit aller Kraft geschieht. Die Vorbereitungsschule, welche für solche Knaben bestimmt ist, widmet fast die ganze Lehrzeit diesem einen Lehrzweig, und ihre Aufgabe ist, die Schüler bei dem Eintritt in das Progymnasium soweit geführt zu haben, dass sie der Sprache mächtig sind, soweit das Alter von zwölf Jahren das zu leisten vermag, was in der höchsten Vollendung kaum je noch der grössesten Kraft gelungen ist. Was allzu trocken scheint und doch durch keinen rascheren Gang des Unterrichts erleichtert werden darf, das wird belebt theils durch den Wetteifer der Lernenden, theils durch das leichte Zusammenfassen der vorhergehenden, der nachfolgenden Glieder; wer dagegen durch eine schonungsvollere Behandlung dieser Lehre die Ermüdung abzuwenden wähnt, den wird der Erfolg belehren, dass der Jüngling mit gerechtem Murren nachholen muss, was er als Knabe mit Freude und Leichtigkeit ergriffen hätte; denn nichts stärkt, belebt und begeistert mehr als das lebendige Gefühl und Anerkenntniss, dass er wirklich vorwärts komme. Wichtig und bedeutungsvoll muss es wohl auch für den Knaben sein, wenn er das erste, was er arbeitend angreift mit

gesammelten Kräften, ohne Zerstreuung fassen darf und nicht nachlassen, bis es gewonnen ist, und wenn er am Ziel dieser Arbeit, wie ich oben bestimmte, das Bewusstsein trägt, etwas recht und sicher zu wissen. Das muss ihm ein bleibendes Wahrzeichen sein, nicht blos für Ernst und Gründlichkeit im Lernen, sondern auch für Beständigkeit und Ausdauer im Handeln.

Diesen Grundsatz unserer Schulverfassung, der ungleich öfter gepriesen als befolgt wird, halten wir für den Grundpfeiler ihres wahren Gedeihens. Und wenn sich auch kaum zugeben lässt, dass jede beliebige Wissenschaft, mit dem nämlichen Ernst zur Grundlage gewählt, das nämliche Ergebniss hervorbringen werde, wie die Erlernung der Sprache, so bin ich wenigstens nicht abgeneigt, zu glauben, dass eben dieser Sprachunterricht, wenn er jenes strengen Ernstes ermangelt und, durch die Schuld solcher Halbheiten, mit jenen Anfangsgründen, die nur dem Knabenalter angemessen sind, noch den aufgeweckten Jüngling verfolgt und peinigt, so niederdrückend, so erlahmend, so in jeder Hinsicht nachtheilig wirken muss, als die richtige Behandlung und die rechtzeitige Beharrlichkeit zur Wohlthat wird.

Dass eine ernste Beschäftigung mit der Sprache durch ihren doppelten Anspruch, den sie auf Selbstdenken und auf Einlernen, den sie auf den Verstand und auf das Gedächtniss macht, der geeignetste Lehrgegenstand für den obenbezeichneten Zweck sei; dass für eine solche Spracherlernung gerade die todte Sprache eines fremden Volks sich vorzugsweise eigne, das sind Behauptungen, welche einer weitern Erörterung eben so bedürfen als sie verdienen. Dennoch müssen sie heut unerörtert bleiben. Denn wer auch hier eine Rechtfertigung von uns fordern wollte, dem müssten wir eine gewisse Vorbereitung zumuthen, weil die Empfänglichkeit für diese Art Belehrung nicht wie das oben Berührte blos sittliche Uebereinstimmung mit uns heischt

und voraussetzt, sondern wissenschaftliche Vorbildung. Wer die Ueberzeugung, dass auch jener Theil der Einrichtung als ein Ausfluss reifen Urtheils und alter Erfahrung gelten darf, nicht schon mitbringt, von dem müssen wir annoch Glauben fordern, nicht für uns, sondern für die Weisheit unseres Schulgesetzbuchs. Denn uns, die wir unter Ihren Augen lehren und handeln, uns allen ward das seltene, unschätzbare Glück zu Theil, dass wir den allerhöchst gegebenen Vorschriften nur pflichtgetreu und streng unsern Willen und unsere Thätigkeit zu unterwerfen brauchen, um mit der innersten Ueberzeugung, mit der wahrsten, freiesten Freiheit zu handeln, weil jene Vorschriften, nach denen wir lehren, uns wie in unser Herz, so aus unserem Herzen geschrieben sind.

II. *).

Hochverehrte Versammlung!

So oft mich der Schlusstag unseres Schuljahrs auf die Rednerbühne rief und mir die erwünschte Pflicht auflegte, im Angesicht der gebildetsten Männer dieser Stadt, welcher mein Leben und meine besten Kräfte jetzt gewidmet sind, die Grundsätze auszusprechen, nach welchen das Bestehen und Wirken unserer Anstalt beurtheilt und gerichtet sein will, so oft fand ich keinen Gegenstand, dessen Reichthum zugleich so unerschöpflich, dessen Erörterung zugleich so unerlässlich wäre als der Zusammenhang und die Bedeutung des Unterrichts in seinen Theilen. Denn das Wesen unseres Schulunterrichtes ist allerdings von der Art, dass seine Zweckmässigkeit denjenigen Eltern, welche warmen Antheil an den geistigen Beschäftigungen ihrer Kinder nehmen, schwer einleuchten muss, wenn sie nicht den gleichen Weg der Jugendbildung gegangen sind. Auf diese waren jene Vorträge berechnet, in welchen ich von dem Nutzen der alten Sprachen als dem Haupttheil unseres Unterrichts redete, und wie unerlässlich dieses Studium sei, ohne dass ihre Brauchbarkeit in dem künftigen Lebensberuf so sichtbar hervorträte wie bei dem Schmidt ein starker Arm oder bei dem Kaufmann die Kunde lebender Sprachen oder bei dem Prediger die Uebung im mündlichen Vortrag. Ob jene Vorträge je das Ohr gefunden, welches sie suchten, ob sie die Zweifel beseitigt

*) Gehalten bei der öffentlichen Preisvertheilung am 9. September 1823.

und Irrthümer berichtigt, gegen welche sie ankämpften, oder ob sie als ein leerer Zierrath dieser Feierlichkeit gleich schnell gehört und vergessen waren, darüber hat die Zeit noch nicht entschieden. Denn von der Erscheinung, dass kein Vater eine Aenderung im Unterricht verlangt, würde man viel zu voreilig auf Beistimmung und Ueberzeugung schliessen, da ein solches Schweigen eben so oft Sorglosigkeit als Billigung beurkunden kann. Ueberhaupt aber muss eine Lehranstalt hinsichtlich der Unterrichtsgegenstände und Methode mehr oder weniger unabhängig von der öffentlichen Stimme sich fühlen, weil ja der Weg, welchen die Lehrer gehn sollen, vorgeschrieben ist und über die Art, wie die Lehrer ihn gehen, nur wenige zu richten Beruf fühlen.

Heut sei es mir vergönnt, von einem andern Theil unserer Thätigkeit zu reden, welcher offener zur allgemeinen Beurtheilung vorliegt und billigerweise mehr Richter findet, von einem Theil der Jugenderziehung. Denn die Erziehungskunst, welche ja jeder wenigstens an sich selbst erfahren und so mancher als Vater selbst geübt hat, besitzt nicht anerkannte Geheimnisse wie die Kunst des Arztes und selbst des Richters, sie baut, wie das Sprüchwort sagt, am Wege und hat drum viele Meister.

Mag das öffentliche Urtheil über die Thätigkeit der Lehrer dieser Anstalt, über die Fortschritte der Schüler selbst, über die sittlichen Ideale, auf die wir hinarbeiten, so verschieden fallen wie es wolle, ja so ungünstig als es wolle, eine Anerkennung dürfen wir verlangen, ohne uns dem Vorwurf der Anmassung und des Selbstlobes auszusetzen; es ist die Anerkennung, dass in der Anstalt ein Geist der Ordnung sichtbar sei. Die Lehrstunden werden ohne Unterbrechung ertheilt und besucht; die Schüler sind gewöhnt, rechtzeitig um den Lehrer sich zu versammeln, die aufgegebenen Arbeiten werden pünktlich eingeliefert; es herrscht

Gehorsam gegen den Wink des Lehrers, und ausser dem Bereich des Schulgebäudes Achtung der bürgerlichen Gesetze, Bescheidenheit im Betragen, Friedfertigkeit im Leben, und ich darf mich auf das Zeugniss der verehrten Vorsteher dieser Stadt, welche unser Fest heute wie sonst mit ihrer Gegenwart schmücken, ohne Furcht berufen, dass die öffentliche Ordnung und Ruhe durch Zöglinge unserer Anstalt nicht gestört zu werden pflegt. So gern wir dieses Verdienstes grösseres Theil der Sorgfalt und Thätigkeit eben dieser Männer überlassen, glauben doch auch wir durch die strenge Handhabung der Schulgesetze dazu den Grund zu legen, indem wir die Ordnung und Gesetzmässigkeit den Schülern zur Gewohnheit machen. Die Lehrer geben das Beispiel durch Pünktlichkeit in allen ihren Pflichten, und wie der Soldat die Quaal des Hungers und Durstes nicht fühlt, wenn er den Feldhern gleichfalls darben sieht, so findet sich auch im Kleinen der Schüler ohne viel Selbstüberwindung in das Unbequeme der Ordnung, wenn auch der Lehrer von nichts sich entbindet.

Kaum kann es fehlen, dass diese Ordnung manchem das Maass zu überschreiten und höhere Zwecke der Bildung in den Hintergrund zu drängen scheint. Nicht blos lebenslustige Schüler, welche über Mangel an Freiheit klagen; nicht blos Eltern, welche durch das Schärflein, das auch sie selbst zur Erhaltung der Ordnung beitragen sollten, sich belästigt fühlten, werden zu Zeiten jene Strenge in der Stimmung des Unmuthes missbilligt und sie mit dem Namen von Schulpedantismus gestempelt haben. Wie könnte jenen Schülern anders geantwortet werden als mit den Worten des alten Cato, dass keine Einrichtung auf der weiten Welt allen Lebendigen zugleich bequem ist und gleich nützlich scheint, und dass man bei jedem Gesetze nur darauf zu sehen hat, ob es der Mehrzahl und im allgemeinen fromme; oder mit den Worten unseres Dichters, dass der eine die Sonne will,

die den andern beschwert, und dieser trocken will, was jener feucht begehrt; und wenn jene Eltern sich wundern, dass auch sie beitragen sollen mit eigner kleiner Unbequemlichkeit, so ist das nur die Aeusserung eines Lieblingsirrthumes der Menschen, als sei eine Wohlthat, für welche nur ein geringer Beitrag gefordert wird, auch dieses geringen nicht werth.

Wenn aber, wie bei der Verschiedenheit der Lebensansichten kaum zu zweifeln ist, auch wohlmeinende und unterrichtete Männer in der herrschenden Ordnung, Stille und Bescheidenheit unsrer Anstalt die Wirkung einer Schreckensregierung und einer Zwangsanstalt zu sehen glauben, wodurch mehr Edles unterdrückt als Schädliches vermieden werde, so darf denen wohl ein besonderes Wort zum Lobe und zur Ehre der äusseren Ordnung gewidmet werden. Sie meinen vielleicht, dass bei dieser Regelmässigkeit und Strenge die Jugendzeit sich nicht ausleben könne. Ruhe sei mit leichter Mühe zu schaffen durch den Engel des Schreckens, aber das werde die Ruhe eines Kirchhofes sein. Der jugendliche Geist will austoben, sagen sie, und das junge Pferd mit dem Gebiss verschont bleiben, damit es erst aus freiem Antrieb laufen lerne, damit der Reiter einst etwas zu zähmen finde. Und jeder Knabe, jeder Jüngling habe sein eigen Wesen, das er geschont wissen wolle, und des Erziehers Kunst bestehe darin, jedes sich nach seiner eigenen Art ausbilden zu lassen. Dazu taugen aber so allgemeine Beschränkungsgesetze nicht.

Vor allem halten wir es für ein eben so schädliches als oberflächliches Vorurtheil, dass die Strenge der Gesetze und ihrer Handhabung der jugendlichen Kraft und dem edlen Freiheitssinn gefährlich sei. Einen grossen Zweifel wenigstens erregt die Weltgeschichte, mit dem Namen Sparta. Mag man über den Werth der spartanischen Tugend urtheilen wie man wolle, hier soll nur daran erinnert werden, dass eben die Eigenschaften,

welche man durch härtere und strengere Disciplin gefährdet glaubt, Kraft, Freisinnigkeit, Entschlossenheit im Reden wie im Handeln, die Hauptbestandtheile der spartanischen Tugend bildeten, ungeachtet ihre Jugend in die festesten, ängstlichsten und härtesten Formen des Lebens eingeengt war. Sie zeigten durch ihr Beispiel, dass der Mensch, je weniger er darf was er will, desto besser weiss was er will. Wer die Jugend kennt, wer die menschliche Natur überhaupt kennt, dem ist wohl bewusst, dass Einschränkungen der Freiheit das Gefühl der Freiheit in gleichem Grad erhöhen, wie der Mensch die Seligkeit des Friedens erst nach den Drangsalen des Kriegs wahrhaft geniessen lernt, und überhaupt kein Glück vollständig und würdig fühlt, wenn er nicht schon dessen Entbehrung empfunden hat.

Streng aber muss die Ordnung gehandhabt werden, weil die Schulordnung ein Vorschmack ist von der bürgerlichen Ordnung, für welche der Knabe erzogen wird. Der erste Schritt in die Schule ist die erste öffentliche Handlung des Knaben. Wenn bis dahin das liebende Mutterauge über dem einzelnen wachte, wenn die ernstere Vaterhand ihn leitete, so geschah das mit einer Kunde seines Herzens, welche nur ein Zusammenleben von der Wiege an möglich macht, mit einer ungetheilten Sorgfalt, wie nur ein kleiner Familienkreis sie gestattet, und mit einem uranfänglichen Vertrauen, welches nicht erst erworben sein will. Jetzt tritt er aber unter Gesetze, welche nicht ausschliesslich für sein Wesen berechnet sind und für dasselbe gelten, unter einen Lehrer, welcher in ihm vorerst das minder bekannte Gefühl der blosen Achtung und Ehrerbietung aufregt, und diess erst allmählich zu Vertrauen und Liebe fortbildet, unter Mitschüler, von welchen er sich nicht mehr wie sonst von seinen Gespielen im ersten Unmuth trennen kann. Es ist das ernste Bild des künftigen Lebens, welches ihm bei diesem wichtigen Schritt entgegenblickt, die Nothwendigkeit, den eigenen

Willen

Willen und das Gelüsten des Augenblickes zu bezähmen. Der kräftige Knabe fühlt sich wohl in dieser neuen Lage, weil er mit den Pflichten, die er übernimmt, zugleich auch Rechte erhält, deren er sich im Schoos der Seinigen nicht bewusst werden konnte. Er erhält hier, was der Natur nach in dem Familienleben nicht walten kann, die erste Einsicht von einer unbestechlichen für alle gleich geltenden Ordnung und von der neuen Freiheit dessen, der sich diesen Bedingungen fügt; sie gewähren ihm dadurch Vertrauen zu sich selbst und seinem Handeln, indem sie seine Persönlichkeit und Willkühr vernichten und so mittelbar auf das Leben des Staatsbürgers vorbereiten.

Durch diese erste Pflicht des Gehorsams allein wird die Kraft geübt, nicht aber dadurch, dass der Knabe frei austoben kann. Was unser grosser Dichter den Hausfrauen ans Herz legt: Erzieht eure Töchter zu Müttern und eure Söhne zu Dienern, dazu wollen auch wir in unserm Kreis und nach unsern Kräften helfen. Denn unsere Schulen sind zwar auf die vorzüglichern Talente berechnet, aber keineswegs auf die seltenen Erscheinungen im Reiche des Geistes, wo bereits der Knabe den Drang in sich fühlt zu herrschen und umzugestalten, sei es im bürgerlichen Leben oder in der Wissenschaft. Solche Köpfe, sollte man meinen, verlangten unstreitig eine besondere Pflege und Sorgfalt; wäre diess wirklich der Fall, so würden sie zugleich besondere Lehrer und Anstalten erfordern. Gleichwohl lehrt eben die Lebensgeschichte der grössten Männer solcher Art, dass die Vorsehung sie meist in einer gewöhnlichen, wo nicht gar gedrückten Umgebung aufwachsen liess, wo ihnen eben erst allmählich und von innen heraus klar werden sollte, wie diese Lage nicht die ihnen angewiesene sei. Doch mag die Frage über die Erziehung solcher Riesengeister hier nicht weiter erörtert werden; kurz, Anstalten wie die unsrige bearbeiten diejenigen Talente, welche zu einer besonnenen,

selbstbewussten und selbstthätigen Erhaltung und leisen, stätigen Fortbildung und Vervollkommnung des vorhandenen oder bestehenden Lebens geschaffen sind.

Aber jene Ordnung, die ich schilderte, hat nicht zu ihrem Sinnbild die Ruhe eines Kirchhofes, wo keine Störung ist, weil alles Leben fehlt; noch auch die mechanische Pünktlichkeit der Kaserne, wo der Ruf der Trommel ganze Reihen menschlicher Geschöpfe, wie eine Schnur die Puppen, in Bewegung oder in Ruhe versetzt. Auf frühe Gewöhnung, nicht auf die Erwartung eines jeweiligen Commandowortes ist sie gepflanzt; wir dürfen sie keck wenn auch nicht eine Vorbereitung doch eine Erleichterung der Tugend nennen, welche ja selbst nur eine Gewöhnung zum sittlichen Handeln ist. Aber freilich löst diese Gewöhnung noch lange nicht die Aufgabe einer sittlichen Erziehung. Dass diese nothwendig ist, wird niemand bestreiten wollen, wohl aber muss eine Unterrichtsanstalt die Anerkenntniss fordern, dass sie allein dieser grössesten Aufgabe nicht gewachsen ist. Der Lehrer theilt zwar den väterlichen Beruf mit den Eltern, aber er muss sich mit dem kleinern Antheil begnügen. Das elterliche Haus ist wie an Recht und Anspruch, so auch an Macht und Einfluss auf das kindliche Gemüth dem Lehrer vielfach überlegen, so dass der Vater weit leichter die zarte Pflanzung des Lehrers zu zertreten, als der Lehrer die vom Vater gelegte Wurzel auszurotten vermag. Denn im neunten Lebensjahr, in welchem die Schule meistens den Knaben aus der Hand des Vaters empfängt, ist der erste Anstoss zum Guten oder Bösen längst gegeben. Und ist auch der Knabe in Unschuld, Rechtlichkeit und Frömmigkeit aufgewachsen, das Auge der Eltern darf dann eben so wenig schlummern als das des Lehrers. Wenn der Vater das Kind in der Absicht zur Schule schickt, um sein vergessen zu können, wenn ihm die Pflicht der Nachfrage nach dem Gedeihen des Sohnes lästig, selbst unverlangt einkommende

Nachrichten und Zeugnisse ärgerlich sind, dann ist der Segen in dem Wirken des Lehrers schwer gefährdet. Der Vater muss nicht der abgetretene Vorfahr, nein, er muss der gleichthätige Amtsgenosse des Lehrers seiner Kinder werden.

Oh könnt' ich Worte finden, die nicht verletzten und doch im Herzen hafteten! Diese warme Theilnahme aller Eltern ist es vor allem, was unserer Anstalt bisher noch gefehlt hat. Während in mancher andern Stadt Vater und Mutter das Kind seinem neuen Leiter übergeben, ihm die Anlage zum Guten zur Pflege, ihm die Neigungen zum Bösen, die die Eltern längst erkannt, zur Obacht und Heilung anempfehlen und vor den Augen ihrer Kinder ein Bündniss mit ihm schliessen, um die Wette thätig zu sein für ihr wahres Wohl und Gedeihen, und auch fernerhin durch Nachfrage und Theilnahme theils in dem kindlichen Herzen die Achtung vor dem Lehrer erhöhen, theils sich selbst in den Stand setzen, Unarten im Keim zu ersticken — während dem hat hier oft der Lehrer kaum je den Vater oder die Mutter seines Schülers von Angesicht zu Angesicht gesehen, geschweige denn mit ihm jenen heilsamen Wechseltausch der Wahrnehmungen und Erfahrungen geübt. Ja mancher Vater hat sogar die ausdrückliche Einladung zu einer traulichen Besprechung über gefährliche Wahrzeichen an seinem Kinde standhaft abgewiesen, oder mit dem Wunsche erwiedert: Die Schule möge den Sohn strafen nach Gefallen, nur ihn, den Vater, nicht behelligen! Wenn freilich dieser Sinn der allgemeine wäre, wer möchte dann in solcher Stadt für solche Eltern Lehrer sein? Aber, Gottlob! auch wir haben die erfreulichsten Beispiele von warm fürsorgenden Eltern, denen hier ein lauter Dank gebührt; auch glauben wir gern von manchem Vater, dass er mehr aus Scheu und Bescheidenheit die Nachfrage sich versagt, als aus Sorglosigkeit sie unterlassen hat. Diesen Glauben, als sei solche Nachfrage dem Lehrer zeitraubend, unwillkommen, lästig, muss ich hier

feierlich für irrige Befürchtung erklären; denn die Zeit, welche der Lehrer solchergestalt auf eine frühe Warnung verwendet, wird ihm reichlich eingebracht durch frühe Früchte, die ihm neuen Muth geben, und durch rechtzeitige Besserung, welche ihm fruchtlose Warnungen erspart. Ich stehe nicht hier, um Frieden zu predigen, wo kein Frieden ist. Mit Schmerz empfinden diejenigen unter den hiesigen Lehrern, welche früher schon in andern Städten arbeiteten, den Druck eines wo nicht kalten doch fremderen Verhältnisses zu den Eltern. Wir warten ja nicht auf Dank und Ehre, nur auf Mithülfe und Mitwirkung. Oh gewährt sie, Ihr Väter und Mütter; Ihr könnt es leicht. Es ist ja kein Opfer, welches gefordert wird, es ist ja nur eine Pflicht, die dem wahren Vater eben so lieb und leicht sein muss, als sie ihm heilig ist.

III. *)

Hochverehrte Versammlung!

— — — — — — — — — — — — —

Der neue Lehrplan selbst, weit entfernt, die Grundansichten der vorigen Jahre über den Zweck der Gymnasialbildung und die Mittel zu diesem Zweck zu gelangen — Grundsätze, welche auch wir, denen die Ausführung anvertraut ist, mit voller Ueberzeugung bekennen — zu verlassen oder umzustossen, enthält fast nur nähere Bestimmungen und Anweisungen über die Ausführung des früher Bestimmten. Daher ist denn auch in der innern Verwaltung während dieses Jahres noch weniger als in der äussern Gestalt geändert worden, der Geist des Unterrichts und, soviel unsers Amtes ist, auch der Erziehung durfte der nämliche bleiben und ist es geblieben.

Es ist aber eine Hauptaufgabe des Unterrichtes und der Erziehung, besonders aber der Gymnasialbildung, auf einer Seite der verderblichen Schwärmerei, ein Wort von vielumfassender Bedeutung, kräftig entgegen zu arbeiten, ohne andererseits eine Schwärmerei von ganz verschiedener Art, welche der Jugend gar wohl ansteht, zu unterdrücken.

Ich erlaube mir, bei diesem Anlass mich über das doppelte Wesen der jugendlichen Schwärmerei auszusprechen.

*) Gehalten bei der Preisvertheilung am 7. Sept. 1825, im ersten Jahr nach Einrichtung einer Lycealklasse. Der Eingang ist hinweggelassen.

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, dass mit der verderblichen Schwärmerei, gegen welche eine Schulanstalt zu kämpfen hat, nicht blos die Neigung zu grobsinnlichen Genüssen angedeutet werde. Wir erkennen es dankbar als einen besondern Segen an, dass uns ein solcher Kampf erspart ist; unsere Schulgesetze sind streng genug, um von solchen Verirrungen abzuschrecken, die verehrlichen Beamten, welchen die Aufsicht über die öffentliche Ordnung anvertraut ist, unterstützen uns redlich in ihrer Handhabung, und — warum sollen wir unsern Schülern selbst das ehrenvolle Zeugniss verweigern, dass ihr eigner guter Sinn sie von solchen Abwegen zurückhält?

Die feinere Schwärmerei, welche ich hier andeute, ist kein so kräftiges Gift wie das vorige, wirkt langsamer und heimlicher und hindert mehr die Entwickelung der Kräfte, als dass es die vorhandene Kraft zerstörte. Es ist jener Mangel an Strenge, die der Geist gegen sich selbst üben soll. Denn der menschliche Geist ist flüssiger Natur und würde in unendliche Breite zerfliessen, wenn nicht Nöthigung von aussen oder Entschluss von innen seinem Strom Ufer gäbe und ihm den Weg zu Einem Ziele, zu seinem Ziele zeigte. Je weniger aber das Alter des Knaben und des Jünglings von äusserem Zwang beengt wird oder zu festem, klarem Willen erstarkt ist, desto leichter wird da die Gefahr jener ungebührlichen Ausbreitung sein. Soll ich das Kind mit einem andern Namen nennen, so ist es die Zerstreuungssucht.

Diese tadelnswerthe Neigung zeigt sich nicht blos in der Scheu vor Selbsthätigkeit des Geistes, nicht blos in dem unwiderstehlichen Zug nach dem Tanzplatz, dem Theater, den Neuigkeiten des Tages. Nein, wie die Sünden und Fehler alle, schleicht sie unter der Maske der Tugend sich ein und tritt als Thätigkeit und Arbeitsamkeit auf. Wen sie in ihrer Gewalt hat, dem ist es nicht weiter darum zu thun, dem von Natur beweglichen Geiste Festigkeit zu geben; er

setzt voraus, dass diese im Uebermaass schon vorhanden sei, und sucht nur allein oder vor allem, was ihn bewege und errege, oder — um den eigentlichen Ausdruck zu gebrauchen — was ihn kitzele. Diess verwöhnende und entkräftende Treiben verräth und verdammt und straft sich selbst, durch einen weichlichen Ekel vor allem, was dieses Reizes entbehrt und Anstrengung fordert, ohne gleichzeitig Ersatz zu bieten durch Vergnügen und Erholung.

Gegen diese Verzärtelung und Schwäche des Geistes und des dem Geiste verbrüderten Characters, eine Schwäche, welche im glücklichsten Fall bei einer widerwärtigen, oft lächerlichen Empfindelei stehn bleibt, sind im Kreis der Schule theils diejenigen Wissenschaften, welche uns zur Beschäftigung der Schüler angewiesen sind, theils der Ernst der Schulzucht die einzigen Gegenmittel, deren Anwendung nicht leicht zu früh beginnen kann.

Es ist uns nicht unbekannt, wie manchem Tadel beides in der öffentlichen Meinung ausgesetzt ist, und wie vielen das was wir Ordnung nennen, als Pedantismus, das was wir für Ernst halten, als Rigorismus erscheint.

Mein Zweck kann es hier keineswegs sein, die Wahl der Unterrichtsgegenstände, welche allein unsere Gymnasialbildung ausmachen, das Studium der Alten, der Religion, Mathematik und Geschichte in ihrer Zweckmässigkeit darzustellen. Was man Pedantismus nennt, wird in dem Munde der meisten zu einem sehr unsichern und schwankenden Begriff. Auch über diesen mich mit Ihnen zu verständigen, ist nicht meine Absicht, aber fast scheint es, als werde er oft angewendet, wo man nur von einem ausschliesslichen und einseitigen Sinn für die Wissenschaft sprechen sollte, als sei der Stubengelehrte, der sich dem gesellschaftlichen Leben entzieht und in dem engern Kreis, den ihm sein Lebensberuf angewiesen, seine volle Befriedigung findet, sogleich auch ein Pedant. Diess Urtheil steht dem Barbaren wohl

an, oder allenfalls dem rohen Kriegsmann, der im Getümmel der Waffen aufgewachsen, keinen Werth kennt, als den der physischen Gewalt und der körperlichen Kraft. Aber wer einmal die Künste des Friedens achtet, der darf keinen schelten, der nur immer in und für seinen stillen Kreis lebt. Allein auch in der Lehrmethode scheuen wir den Verdacht des Pedantismus nicht. Wenn sein wahres Wesen in der Ueberschätzung des Unwichtigen, des Unwesentlichen, des Kleinlichen besteht, wer vermag von aussen zu richten was in der Wissenschaft unwichtig und kleinlich sei? Alles Geistige hängt inniger zusammen als das Körperliche, und wenn ein sonst festes Haus durch den Fehler eines einzigen Balkens zusammenstürzt, so kann das Gebäude einer Wissenschaft schon leiden, wenn man einen Splitter hinwegnimmt.

Dass unsere Schulzucht die Freiheit der Jugend beschränkt, wollen wir kein Hehl haben. Denn die Freiheit, sagt ein grosser Menschenkenner, ist eine gute Kost, aber sie verlangt auch einen guten Magen um verdaut zu werden. Nie werden wir uns mit den wohlklingenden Ansichten derjenigen befreunden, welche glauben, dass der Mensch nur durch Freiheit zur Freiheit angeleitet werden könne. Er muss erst gewöhnt werden, das zu üben was er soll; wenn man nicht etwa seine Menschenliebe durch den Glauben zeigen will, dass das Kind von der Wiege an freiwillig nur das Rechte wolle, und der Zug zum Bösen nicht in ihm liege, sondern durch äussere Umstände und Erziehung erst in sein Herz hineingebracht werde, eine Täuschung, welche zu enthüllen unsere Glaubenslehre und die alltägliche Erfahrung wetteifern. Jene Beschränkungen der jugendlichen Freiheit, so unbequem sie für den Beschränkten, so undankbar sie für den Beschränker sind, zeigen ihre wohlthätigen Folgen früh genug. Dass die allgemeine Ordnung, ohne welche keine Gesellschaft bestehen kann, durch sie erhalten wird, ist zwar ihr nächster, aber nicht ihr höchster Gewinn. Vor

allem dient sie zur Stärkung des Charakters. Wie im grossen Menschenleben das Unglück und die Leidenserfahrungen den Menschen zu einem kräftigen Selbstbewusstsein bilden, und wie der römische Weltweise den Menschen unglücklich nennt, der nie unglücklich war, ähnlich wirken im kleinen Kreis jene Selbstversagungen, die dem Knaben zugemuthet, jene Selbstüberwindungen, die ihm auferlegt werden. Denn wer will läugnen, dass Körper, Geist und Herz nicht besser und nicht anders geübt und gestärkt werden, als durch Kampf und Widerstand!? und wer wird verkennen, dass kein Kampf schwerer ist, als der gegen sich selbst und sein eigenes Gelüsten? Ja, je weniger der Mensch darf was er will, desto besser weiss er was er will. Und glaube nur niemand, dass er um so maassloser die neugewonnene Freiheit missbrauche, je mehr er sie vorher entbehrte. Die Tugend ist eine Gewöhnung zum Guten, und wie die Gewohnheit des Menschen Amme ist, so wird er sie auch nicht öfter verstossen als ihr treu bleiben. Und man zähle nur die Beispiele, ob Kinder und Zöglinge aus allzustrenger Zucht öfter missrathen sind, als jene aus allzumilder Pflege!

Dagegen mit dem nämlichen Eifer, mit welchem wir jenem der Strenge gegen sich selbst und dem Ernste abholden Wesen, der verderblichen Schwärmerei, entgegenzuwirken suchen, mit dem nämlichen dürfen und müssen wir die wohlthätige Schwärmerei des jugendlichen Gemüthes zu befördern suchen. Ich meine die Entzündbarkeit des Gemüthes für alles Grosse und Schöne, oder die Fähigkeit zur Liebe und zur Begeisterung.

Es ist der Natur angemessen, dass diese Neigung mit den Mannesjahren erst sich mässigt und in dem spätern Alter in besonnene Ruhe übergeht, bei manchem selbst bis zur Kälte erstarrt. Denn eben jene Begeisterung ist selten ohne alle Zuthat von Irrthum und von Täuschung, woraus erst die Zeit, die Erfahrung und die Kenntniss der Schatten-

seite des Lebens befreit, aber von einem Irrthum, der dem Herzen zur Ehre gereicht. Denn die Begeisterung ist eine blinde Bewunderung.

Aber das ist es, was hellsehende und grossherzige Männer als den Krebsschaden, nicht unserer Jugend, nein unseres Jahrhunderts beklagen, die Entwöhnung von der Bewunderung. Denn die Bewunderung, die Mutter der Liebe, der Freundschaft, der Andacht, ist die Zauberkraft, durch welche das menschliche Herz die engen Schranken des Raumes und der Zeit vergisst und mit einem Gefühl der Verklärung weit wird, weit genug, um die Welt in sich aufzunehmen und der Gottheit sich nahe zu fühlen. Armer Mensch, wer diess Gefühl nur vom Hörensagen kennt, noch ärmer, wer es höhnt, und, um den Ausdruck eines vaterländischen Denkers zu gebrauchen, von dem Enthusiasmus der Niederträchtigkeit beseelt wird. Dem Gefühle des Mannes ziemt weise und ruhige Besonnenheit und Ueberlegung, weil aus seinen Gefühlen auch Thaten werden, aber dem Knaben und dem Jünglinge bleibe jene unschuldige Schwärmerei des Herzens bewahrt und gegönnt, welche ihm das Wirkliche zum Traum macht, um die gemeine Deutlichkeit der Dinge den goldnen Traum der Morgenröthe windend. — — —

IV. *).

Hochverehrte Versammlung!

Mit dem Gefühl der Freude und Dankbarkeit seh ich auch heute einen glänzenden, zahlreichen Kreis versammelt, um an der Feier eines Jugendfestes Theil zu nehmen, welches das verflossene Arbeitsjahr beschliesst. Denn wie die öffentlichen Schlussprüfungen streng und ohne alle Rücksicht auf den Eindruck gehalten werden, den sie auf die Zeugen derselben machen, und wie sie durchaus darauf berechnet und eingerichtet sind, als ein offenkundiges unverfälschtes Zeugniss gelten zu können, so sollen jene ernsteren Tage sich heute mit einer heiteren Stunde schliessen. Den Namen, den diese Stunde trägt, hat harmlos die Gewohnheit eingeführt, wenn schon sich mit Recht zweifeln lässt, ob die Vertheilung der Preise und die Auszeichnung der Preisträger den wahren Mittelpunkt dieser Festlichkeit bilden soll und darf. Mit diesem Zweifel stehe ich an einer Frage, welche von einsichtsvollen und wohldenkenden Lehrern und Erziehern vielfach besprochen und manichfach beantwortet worden ist, ob es überhaupt räthlich sei, den Fleiss des Schülers durch eine solche Aussicht auf Belohnung und Ehre anzuspornen. Ich habe noch wohl im Gedächtniss, wie sich auf der Schule, der ich selbst meine Jugendbildung verdanke, selbst unter den Schülern ein Urtheil darüber aussprach. Die Sitte der Prämienvertheilung war dort noch unbekannt gewesen, als

*) Gehalten bei der Preisvertheilung am 7. Sept. 1826.

einst der hochgeachtete Vorsteher jener Anstalt die sämmtlichen Schüler versammelte und ihnen mit ungewöhnlichem Ernst, ja fast mit Kummer eröffnete, dass von nun an Prämien vertheilt werden sollten: „Es scheint, fügte er hinzu, dass der gute Ruf unserer Schule im Lande sinkt; sonst würde die weise Landesregierung nicht nöthig gefunden haben, euren Fleiss durch Versprechen von Belohnungen anzufeuern! Das schien ehemals nicht nöthig: so mögt ihr denn nun euren Eifer verdoppeln, um zu beweisen, dass ihr diese, wenn auch schonende, doch immer empfindliche Züchtigung nicht verdient habet oder nicht ferner verdienen wollet." So sprach der würdige Mann, und sein Urtheil wurde das Urtheil aller.

Verzeihlich wäre es, wenn dieser Jugendeindruck so tief in mir wurzelte, dass ich mit innerem Widerstreben dieses Fest feierte, welches wir jährlich begehn. Allein nicht blos die Pflicht des Gehorsams, sondern auch die Ueberzeugung, dass eine solche Einrichtung eine blose Form ist, welche im kleinen Kreise der Schule eben so wenig an sich und nothwendiger Weise Schaden bringt oder Lob verdient, als im grossen Kreis des Völkerlebens die königliche oder die republikanische Verfassung die Unterthanen beglückt, macht mich anderen Sinnes. Gewiss aber ist da, wo die Sitte besteht, solche Schulpreise zu vertheilen, mehr Gefahr des Missbrauches vorhanden, als wo sie nicht besteht, und es bedarf vorsichtiger und einsichtsvoller Lehrer, welche in Einem Sinne und mit vereinten Kräften den schädlichen Folgen entgegenwirken.

Es sei mir erlaubt, bei diesem Anlass die Gefahren, welche mit dieser Einrichtung nothwendig verbunden sind, näher zu beleuchten und dann die Art und Weise anzugeben, auf welche wir diesen Gefahren auszuweichen und jenen Gebrauch, der auch am hiesigen Gymnasium kein neu eingeführter ist, zu einer unschädlichen oder gar nützlichen Sitte zu machen suchen.

Eine Gefahr, welche am nächsten zu drohen scheint, die Verleitung zum groben Eigennutz, dünkt mir gerade am wenigsten furchtbar. Denn wo der Fleiss mit Preisen belohnt wird, hat man wohl überall Sinn und Takt genug gezeigt, nur solcherlei Gaben zu wählen, welche einzig unter der Voraussetzung erfreuen und mithin belohnen, dass eine innere Freude an den Gegenständen des Fleisses vorhanden war, Gaben, welche den Fleiss nicht blos bezahlen, sondern auch fördern. Ja, so wird dem Lehrer eine erwünschte Gelegenheit dargeboten, den dürftigsten Schüler mit unentbehrlichen, den unvermögenden mit nützlichen Büchern zu unterstützen. Aber das ist freilich nicht die Meinung und Absicht der Stifter dieser Ordnung. Die Preise sollen mehr Ehre gewähren als Nutzen. Hier ist es aber eben, wo sogleich ein gefährlicher Missverstand und in seinem Gefolge ein verderblicher Missbrauch droht. Der Trieb nach Ehre, meint man, ist edler Seelen würdig. Der Wettlauf um blosen Gewinn würde einen niedrigen Wetteifer hervorrufen und nähren, dem gemeinsten Brotneid des Handwerkers vergleichbar; aber um Ehre und Auszeichnung müht sich der höher strebende Mann, der Held auf dem Schlachtfeld und im Staatsdienst, wohl auch in Kunst und Wissenschaft. Ja, wenn auch beide Kampfpreise, der Brotkorb und der Siegerkranz, eine gleiche Kraft der Begeisterung besässen und eine gleiche Freudigkeit zur Anstrengung und einen gleichen Erfolg der Arbeit gewährten, so wird doch bei dem Jagen nach äusserem Vortheil die Reinheit der Denkungsart gefährdet, vergiftet, aufgeopfert, um ein geringeres Gut, um die Lernbegierde und Wissenschaft; dagegen die Benützung des Ehrtriebes und seine Richtung auf ein würdiges Ziel veredelt zugleich das Herz, während sie den nächsten Zweck der Schule, den Fleiss fördert.

Wollt ihr dazu Ja und Amen sagen, ihr Erzieher und Lehrer? Wollt ihr eure Söhne für diesen vornehmeren Sie-

gerkranz, für die Ehre, freudiger in die Rennbahn treten lassen, ihr Väter und Mütter? Wollt ihr durch diese Fernsicht euch begeistern lassen für die Wissenschaft, ihr Knaben und Jünglinge? Oh dann lasst euch sagen, dass die Ehre gewiss eine wohlthätige und nahrhafte Speise, aber zugleich auch ein gefährliches Gift ist. Die Ehrliebe will wie eine zarte Pflanze gepflegt sein, der Ehrgeiz muss wie ein wucherndes Unkraut ausgerottet werden.

Ja, wenn der Zweck das Mittel heiligt und der Wettläufer nur nach dem einen, nächsten Ziele blickt und weder rückwärts noch über das Ziel hinaus, und es um jeden Preis erreichen will, dann giebt es kaum ein wirksameres Zauberwort als jene Ehre, um dem Strebenden fast übermenschliche Kräfte zu verleihen. Jedes Jahrhundert weist Männer auf, welche die Mittelmässigkeit und Dunkelheit, zu der ihre Geburt sie verdammt zu haben schien, nicht ertragen konnten, und Ruhe, Genuss, das Leben selbst verachtend, nur aufwärts, vorwärts strebten, bis sie ihr Ziel erreicht hatten, wie ein Stern in der Nacht zu glänzen. Warum soll ich den einen Cäsar nennen, der nur kräftiger und unumwundener aussprach, was die Tausende seiner Sinnesverwandten nur unbewusst befolgten oder feig verhehlten, dass es nämlich unerträglich sei, der zweite zu sein? Das war und ist die Sittenlehre der Heiden, und auch der edelsten unter ihnen, der Griechen. In allem Eifer sahen sie nur den Wetteifer, und Griechenlands ältester Sittenlehrer, der gutmüthige, weltkluge Sänger von Askra sieht zwei Schwestern Eris unter dem Menschengeschlecht wandeln und walten: „Die böse unter ihnen pflegt nur Hader und schädlichen Krieg zu erregen, als ein unholdes Wesen; der Mensch liebt sie nicht, nur genöthiget ehrt er sie nach der Unsterblichen Rath, die Freude an Zwietracht. Und die andere Schwester, die gute und ältere, die waltet hoch im Aether und reizt auch den Trägen zur Arbeit. Wenn den Nachbarn ein Arbeitloser

im Wohlstand sieht, flugs dann strebt er den Acker zu baun und zu pflanzen, und wohl zu ordnen sein Haus; mit dem Nachbar eifert der Nachbar, der reich will werden; und das ist der löbliche Eifer.“ Und vollends Homers Gebot:

Immer der erste zu sein und voranzustreben den andern, war das Losungswort für Griechenland, um jene Grossthaten auszuführen, die sie unsterblich machten und ihren Beruf bewährten, Lehrer der kommenden Geschlechter zu sein. Wohl gab es erleuchtete Männer, denen die Bewunderung der Welt nichts galt, welche wie Pythagoras glaubten, dass bei den Kampfspielen in Olympia und Delphi diejenigen, welche sich um den Ruhm und den Siegerpreis abmühten, so wenig die wahrhaft beneidenswerthen, gottähnlichen Menschen seien als jene gemeineren Seelen, welche die gewöhnlichen Lebensgeschäfte und die Aussicht auf Handel und Gewinn in die Versammlung führe; dass vielmehr nur derjenige wahrhaft weise und glücklich sei, welcher über Furcht und Wunsch erhaben mit ungestörter und unstörbarer Seelenruhe die Welt und ihr irdisches, vergängliches Treiben beschaue. Aber das war die Lehre der wenigen Weisen, eine Lehre überdiess, die, wenn sie Volkslehre geworden wäre, alle Thätigkeit im Leben und für das Leben untergraben und, wo sie Wurzel gefasst, den ehrgeizig strebenden Mann in einen thatenlosen Mönch umgewandelt hätte. Dass der Ehrgeiz, dieser vornehmere, glänzendere Naturtrieb der Menschen nicht mit dem Heidenthum zu Grabe gegangen, das lehren die Jahrhunderte und jeder neue Tag; ob er aber unter dem Menschengeschlecht auch nur seltener geworden als sonst, seit das Heidenthum gestürzt ist? wer kennt die Geschichte der Zeiten und wer durchschaut die Falten des Herzens genug, um darüber ein entscheidendes Urtheil zu wagen. Genug für uns, dass nach der Lehre, vor deren göttlicher Beglaubigung jeder irdische Zweifel schweigt, der Ehrgeiz, der bei den Heiden unter den Tugenden zählte,

an dem Christen ein Fehler; was sag ich Fehler? dass der eigentliche Ehrgeiz für den wahren Christen der Urgrund der Sünde wie der Hochmuth die Thorheit aller Thorheiten ist. Was frommt dem unnützen Knechte, der des Ruhmes vor Gott ermangelt, alle Ehre und Ruhm bei den Menschen? Oder ist es etwa Frömmelei, wenn wir glauben, dass alles Gute nur von oben kömmt, und dass der Mensch nur in dem Maasse wahrhaft frei und fromm heissen kann, in welchem er sich bei allem Guten, was er vollbringt, als Gottes Werkzeug fühlt?

Doch diese Lehren, die auf wunderbare Weise den Menschen zugleich erniedrigen und erheben, werden würdiger und beredter an heiliger Stätte verkündiget; ich begnüge mich hier, den sichtbaren Schaden nach aussen, den der Ehrgeiz mit sich führt, vor die Augen zu stellen.

Dem Christen ist hienieden nicht jene Seeligkeit des Pythagoras beschieden, die ihn über Furcht und Wunsch hinweghebt und das Leben mit gottähnlicher Ruhe betrachten lässt; er soll ringen und kämpfen, soll hoffen und fürchten, mehr als irgend ein Held Griechenlands oder Roms gekämpft hat, aber — das ist das grosse Unterscheidungszeichen, gleichsam das Ordenszeichen des christlichen Kämpfers — er soll und will nicht zunächst seinem Mitkämpfer voraneilen, sondern blos seinem Ziele zueilen. Denn wer mit ihm und neben ihm vorwärts strebt, der ist sein Gegner nicht; sein Kampfrichter hat nicht einen oder wenige Preise auszutheilen, er hält für jeden, der das Ziel früher oder später erreicht, eine Siegespalme bereit. So lange der Ruhm ein wahres Gut und der Ehrgeiz eine Tugend hiess, so lange forderte die Pflicht, den Gegner nur nicht durch unerlaubte Mittel zu überholen, und der Edelmuth verbot, den überholten Gegner durch Hohn und Triumphgeschrei zu kränken; der christiche Kämpfer hingegen reicht dem schwächeren, zurückbleibenden Mitkämpfer die Hand und führt ihn selbst

dem

dem Ziele zu. Nur zu diesem Zweck sieht er nach seinem mitstrebenden Nebenmann, sonst unverwandt blos nach dem Ziele.

Das gebietet ihm die Liebe, deren Todfeind der Ehrgeiz ist, nicht ein Feind mit redlichen derben Waffen, wie der Hass und der Krieg. Der Ehrgeiz ist nur etwas kräftiger an Geist und Gliedern und schöner von Angesicht als sein Sohn, das verachtete Scheusal aller Völker und aller Zeiten, der Neid, sonst ihm an Gesinnung ähnlich, und seines Sohnes Lehrer. Wer dem Ehrgeiz in seinem Herzen einen Platz einräumt, der nimmt auch den Neid unvermerkt und ahndungslos mit auf. Dieser nagt an dem Herzen mit seinem Giftzahn, während sein Vater nur mit Ungestüm vorwärts stürmt.

In den rohen Zeiten halbwilder urkräftiger Völker ist der Ehrgeiz minder verderblich, wenngleich scheinbar schädlicher; er macht sich Luft durch sichtbaren Zwist und offenen Krieg; er vernichtet mehr Menschen*leben*, aber verführt weniger Menschen*seelen*. In den gebildeten Zeiten, die zugleich die zahmeren sind, wo die Verfeinerung den Ausbruch der sträflichen Gesinnung verbietet und wohlberechnete Sicherheitsmaassregeln ihm den Weg vertreten, in den Zeiten, wo der Zorn häufiger zum Groll wird, da gräbt sich auch der Ehrgeiz mit seinem Gefolge tief und tiefer in das Herz ein, nimmt allerlei Masken an und wird zu einem feigen, tückischen und immer fürchterlicheren Wesen. Denn je weniger der Geist sein Laster mit dem Körper theilt, desto unheilbarer kann man den Schaden nennen, und selbst der Rachsüchtige, der Wollüstling, findet den wahren Weg leichter und häufiger wieder als die Seele, in welcher der Geiz oder der Neid Wurzel geschlagen.

Da den Ehrgeiz auch der Weiseste zuletzt unter allen Schwächen abzulegen pflegt *) und doch kein Mensch, als

*) *Etiam sapientibus cupido gloriae novissima exuitur.* Tac. Hist. IV, 6.

wer nur und allein Gottes Ehre und nicht die eigene sucht, ein vollkommener Christ heisst, so begegnet man dieser Tugend der Demuth nur selten im Leben in ihrer reinsten Gestalt. Auch sind die Verhältnisse des Völkerlebens so künstlicher und manichfaltiger Art, dass Thaten oft als Werke des Ehrgeizes erscheinen müssen, die der Allwissende und Herzenkundige vielleicht als ein Werk der Nothwendigkeit richtet und verzeiht. Wer den Muth hat, den grossen Carl als ruhmsüchtigen Eroberer zu verdammen, den mag auch nichts hindern, über Luther und alle Glaubenshelden den Stab zu brechen, deren Verdienste freilich nicht im Verborgenen glänzen konnten. Aber zu den schönsten wenn auch seltensten Erscheinungen in der Weltgeschichte zählt man die Männer, die bei ihren Verdiensten und im Glanz ihres Ruhmes jene kindliche Anspruchslosigkeit bewahrten; die sich als kühne Helden nur im Augenblick der That, und als unschuldige Kinder im Genuss der Ehre zeigten.

Denn Bescheidenheit und Demuth sind, so wie schöne Zierden für den Mann, so unerlässliche Pflichten für das frühere Alter, in welchem der Hochmuth je unnatürlicher, um so unerträglicher erscheint, weil kein Verhältniss denkbar ist, das ihn entschuldigte, und selbst kein Scheinverdienst, das zum Stolz verleiten könnte.

Soll ich es in ein kurzes Wort zusammenfassen, so giebt es eine doppelte Unschuld des jugendlichen Herzens: die Freiheit von den Verführungen der Sinnlichkeit, und von den Regungen des Hochmuths; der Hochmuth aber ist selbst wieder wie der Neid ein Kind des Ehrgeizes.

Ist es nun wohl rathsam, diesen Wurm in der Seele des Knaben absichtlich zu wecken, wenn er ja schläft? dieses Unkraut so sorgsam zu pflanzen, wenn es ja noch nicht Wurzel gefasst? Und wenn man glaubt, dieser Trieb sei zu mächtig, um je zu schlummern, und sein Wirken beginne mit dem ersten Erwachen des Geistes, wie das Athemholen

mit dem Augenblick der Geburt, als ein unabweisbares Bedürfniss, darf er dann durch den Erzieher auf irgend eine Weise genährt und durch irgend ein Gesetz geheiligt werden, während er doch vom Argen ist und zum Argen führt? Ich glaub' es nicht. Denn selbst, wenn dieser Fehler ein nothwendiges Uebel wäre, das man völlig umsonst zu bekämpfen versuchte, selbst dann bliebe noch ein mächtiger Unterschied, ob man, wie das Sprüchwort sagt, die Disteln nur wachsen lässt, oder ob man sie als Blumensträusse trägt.

Darum gilt es hier, die bestehende Einrichtung, in deren Folge auch wir den fleissigen Schüler zu belohnen scheinen, gegen ungerechten Tadel zu sichern und das Zeugniss zu geben, dass die Art, wie wir selbst sie von den Schülern gewürdigt wissen wollen, dem Missverstand und seinen schädlichen Folgen vorzubeugen suche.

Dieser Vorsicht bedarf es aber nicht blos in Bezug auf die Vertheilung von Preisen, wie wir sie heute vornehmen; noch viele andere Einrichtungen bestehen an den Lehranstalten unseres Vaterlandes, welche der Wenigunterrichtete auf den ersten Anblick und der Uebelwollende mit leichter Mühe von einer gehässigen Seite darstellen könnte, als sei der ehrsüchtige Wetteifer hier zu Lande der Haupthebel, um die jugendlichen Gemüther in Thätigkeit zu setzen oder in Spannung zu erhalten, und als scheue man es nicht, auch dem Ehrgeiz, dem Neid und dem Dünkel das Thor zu öffnen, um nur gelehrige und fleissige Schüler zu gewinnen.

Wie nun jeder einzelne Lehrer der Gefahr, dass seine talentvolleren und fleissigeren Schüler durch Ueberschätzung ihrer selbst, Schaden an ihrer Seele leiden, nach Vermögen vorzubauen bemüht sei, durch die Art seines Benehmens im allgemeinen oder durch kleine Künste und Kunstgriffe, die in der Erziehung wie im ganzen Leben so wirksam sind, durch Ernst und durch Scherz, mit denen abwechselnd er vor dem gefährlichen Hochmuth warnt und den lächerlichen Dünkel

an den Pranger stellt; das alles hier darzustellen, würde unzweckmässig und selbst unthunlich sein; genug, dass ich unsere Ueberzeugung ausspreche, welche die Benützung des Ehrgeizes für die Erziehungskunst als einen Missbrauch verwirft und verdammt; bisweilen selbst im Kampf mit wohlmeinenden aber unerfahrenen Eltern, welche ihre Söhne ermuntern, nicht etwa, vor allem sich nach Kräften die Zufriedenheit und Liebe ihrer Lehrer zu verdienen, sondern vor allem den ersten Rangplatz unter ihren Mitschülern und die Auszeichnung eines öffentlichen Preises zu erringen, und dadurch ein Feuer anschüren, welches verzehrt statt zu erwärmen.

Wenn der Lehrer selbst die Inhaber der Plätze, und die Preisträger nicht unvorsichtig überhebt, und seine Schätzung und Liebe des Schülers nicht davon einzig oder vorzüglich abhängig macht, so erscheint allmählich dieser ganze Wettstreit als ein harmloses Wettspiel, ähnlich den festlichen Spielen alter und neuer Zeit. Es ist eine Freude, zu siegen und keine Schmach, besiegt zu werden. Wer heute mit seinem Renner das Ziel zuerst erreicht, der ist, wenn ihm das Volk zujauchzt, eben heute in der Rennbahn der schnellste gewesen, aber desshalb nicht immer im Leben der trefflichste. Wir pflegen desshalb auch, um dem Neide so wenig Nahrung und Anlass als möglich zu geben, mit möglichst wenig Gepränge die Preise zu ertheilen, und hüten uns sorgfältig, den Schüler glauben zu machen, das sei belohntes Verdienst. Denn Verdienst! um was? um wen? da ja der allervorzüglichste Schüler doch nichts besseres geben kann als Hoffnung, und noch so viele Klippen vermeiden und Höhen übersteigen muss, bis er eine Hoffnung erfüllt.

Und auf welche Künste und Mittel zählen wir anstatt des Ehrgeizes, den wir verwerfen, um den Schüler zu wecken und wach zu erhalten? Hauptsächlich auf drei Kräfte: auf die Ehrliebe, auf die Liebe zur Sache und auf die Liebe zum Lehrer.

Denn die Ehrliebe ist nicht etwa ein gelinderer, gemässigter Ehrgeiz; sie ist für den Menschen in gleichem Grad ein guter Genius wie der Ehrgeiz ein böser ist; der Ehrgeizige will mehr sein und scheinen als andere, ringt einzig nach Tugenden, welche glänzen, er zählt die Urtheile der Menschen ohne sie zu wägen, und verschmäht es nicht, das zu scheinen, was zu sein ihm die Kraft fehlt; der Ehrliebende dagegen will andern nur gleichstehn, will nicht leuchten und strahlen, sondern nur fleckenlos sein, scheut nur den Tadel solcher Stimmen, die er der Stimme Gottes am ähnlichsten glaubt; er rettet wo er kann seinen guten Namen, nicht aus Menschenfurcht, oder Selbstsucht, sondern blos, weil mit dem guten Namen das Vertrauen der Mitmenschen und die Brauchbarkeit in der menschlichen Gesellschaft verscherzt ist. Ihn kann kein Misslingen kränken, sondern nur die Schuld, ihn demüthiget nicht die Erfahrung, hinter andern Menschen, sondern nur das Bewusstsein, hinter seinen Kräften, seiner Pflicht, seinem Beruf zurückgeblieben zu sein. Das ist die Ehre, die der Greis, der Mann, der Jüngling und selbst der Knabe nur zu wahren braucht, weil er mit ihr geboren wird wie mit der heiligen Schaam; das ist der Ehrtrieb, den der Vater, der Erzieher, der Lehrer pflegen muss vom zarten Alter an, und vor allem andern von neuem pflanzen muss, wenn er Schaden genommen.

Die Liebe zur Sache oder zu der Wissenschaft selbst, die den Lehrgegenstand bildet, ist das wirksamste Reizmittel zum Fleiss für den Jüngling, der zum Selbstdenken bereits erwacht ist, aber weit weniger für den Knaben. Ich fühle wohl, dass diese Behauptung manichfachen Widerspruch zu erwarten hat, weil die ganze Richtung unserer Zeit, die ihre Irrthümer so wenig allein verschuldet als ihre Vorzüge allein erworben hat, von der Strenge der Schule und der Erziehung ganz andere Ansichten hegt, als jene Jahrhunderte, welche die Wissenschaften und die Bildung auf die Höhe

förderten, auf der wir sie heute fast mehr geniessen als selbst in gleichem Maasse weiter fördern. Allein ich berufe mich auf die anerkannten Missgriffe jener wohlbekannten Pädagogen, welche die Form der Lehrgegenstände nicht blos dem Geiste und Fassungsvermögen, sondern auch dem Geschmack und der Laune des lernenden Knaben anzupassen bemüht waren und Wunder wie viel zu gewinnen meinten, wenn sie die Wissenschaften ihres Ernstes und ihres theilweise finsteren Aussehens entkleideten und sie liebenswürdig und reizend machten; ohne zu bedenken, dass ein Mann, dessen Wesen von Natur ernst und finster ist, durch ein widernatürliches Streben nach Geschmeidigkeit, Freundlichkeit und Nettigkeit, sich nur zum lächerlichen Gecken umschaffe; dass ähnlich auch sie die ernste Pallas Athene durch ein vertauschtes Gewand zur widerlichen Kokette machen.

Für den Knaben muss die Persönlichkeit des Lehrers alles thun, so wenig eben diese bei dem selbständigeren Lehrling in den Hintergrund tritt oder treten darf. Natürlich! dem ganz unbefangenen Knaben erscheint, wenn auch unbewusst, alles was er von seinem Lehrer hört, als dessen eigene Entdeckung und als dessen Eigenthum, welches er mittheilt, nicht aber als alte allbekannte Wahrheiten und als ein allgemeines Besitzthum, das der Lehrer nur selbst empfangen habe und pflichtmässig weiter gebe. Wie wird er das gläubig annehmen, wenn der Lehrer nicht sein Vertrauen besitzt? Diess Vertrauen gründet sich allerdings auf Liebe; aber man glaube nicht, dass diese Liebe eine Frucht einer Vertraulichkeit sei oder sein müsse, mit welcher der Lehrer dem Schüler entgegenkomme. Die Liebe des Schülers zu seinem Lehrer muss auf Ehrfurcht gegründet sein, denn die Ehrfurcht ist die Quelle und der Grund aller Sittlichkeit. Und immer noch besser, sie gestaltet sich für den missrathenen Zögling zur Furcht, die allmählich in gleichem Grad als er sich bessert, zur Ehrfurcht sich veredeln kann, als

dass bei dem guten Schüler das Gefühl der Ehrfurcht einem andern wenn auch sonst schönen Gefühle weiche; denn von jener Liebe, welche die Philanthropinen übten, und um welche sie warben, ist zur Vertraulichkeit, von dieser zur Gleichstellung und dann zur Missachtung kein gar zu schwerer noch zu seltener Uebergang, und dann kein Rückschritt mehr; die ehrwürdige Erscheinung aber kann sich auch zum Gegenstand der Liebe gestalten, sobald sie will und es dienlich findet.

Diese drei Kräfte, die Ehrliebe bei den gesamten Schülern, die Freude und Liebe zu dem Lehrgegenstand vorzüglich bei dem Jüngling, die Ehrfurcht und Liebe gegen den Lehrer vorzüglich bei dem Knaben, sollten, dünkt mich, ausreichen, um jugendlichen Geistern Schwungkraft zu verleihen und zugleich das Gemüth und Herz, dessen Ausbildung und Sorge kein wahrer Lehrer den Eltern allein zuweisen wird und darf, rein und unschuldig zu erhalten und zu veredeln, anstatt es zu gefährden oder gar zu vergiften. Wo diese Kräfte zusammenwirken, da kann ein Gebrauch wie die Austheilung von Preisen unschädlich fortbestehn, und wenn ja etwas zu fürchten bleibt, so ist es die Möglichkeit, er könne ehr zu bedeutungslos als zu bedenklich erscheinen. Wer aber durch die Aussicht auf solche Auszeichnung den Ehrgeiz anzuspornen nöthig hat, der misstraut, mit Recht oder mit Unrecht, seiner eigenen Kraft, und bleibe fern. Denn er glaube nicht, dass er, der das innerlich verzehrende und nach aussen verwüstende Feuer angezündet, dasselbe auch wieder löschen könne nach Gefallen; das vermag er so wenig, als der Rebell, der die Galeerensclaven befreite zu seinen Zwecken, sie bewegen wird, nach seinem Willen zurückzukehren in ihre Eisen.

V. *).

Hochverehrte Versammlung!

Wenn die ursprüngliche Bestimmung der Worte, die ich alljährlich von dieser Stelle zu sprechen habe, darin besteht, die Freunde der gelehrten Schulbildung von dem Zustand der Anstalt zu unterrichten und anzudeuten, was im nun geschlossenen Schuljahr im allgemeinen erstrebt und geleistet worden, so muss ich die heutige Rechenschaft mit dem Bekenntniss eröffnen, dass nicht alle Hoffnungen, die ich im vorigen Jahre aussprechen durfte, in Erfüllung gegangen sind. Eine neue Ordnung war es, die ich damals anzukündigen hatte, eine langerwartete, welche einem schwankenden Zustand, in dem die sämtlichen Anstalten unseres Vaterlandes durch theilweise Veränderungen sich befanden, ein schnelles leichtes Ende machen sollte. Die Reihe der Jahre, welche der Ausarbeitung des neuen Schulplans gewidmet worden waren, die Namen der Männer, die gemeinsame Hand ans Werk gelegt hatten, der erklärte Wille des Monarchen, das Schulwesen endlich geordnet und gehoben zu sehn, die Vorbereitungen, welche schon damals eingeleitet waren, diess

*) Gehalten bei der öffentlichen Preisvertheilung am **31.** August **1830**, nachdem der neue Schulplan vom 8. Februar **1829** durch die im allgemeinen noch geltende Schulordnung von **1830** modificirt worden. Zur Erläuterung dient Fr. Thiersch über gelehrte Schulen. Dritter oder constructiver Band. **1829.** Und C. Roth Wünsche zur Fortbildung des bayerischen Lehrplans. Nürnberg **1830.**

alles liess nicht zweifeln, dass wir nach Jahresschluss von dem Gedeihen eines umgestalteten Gymnasiums und von den Früchten einer neuen Ordnung würden Rechenschaft geben können. Allein Schwierigkeiten, die durch öffentliche Stimmen angeregt, von Schulmännern zum Theil bestätigt und nur von der höchsten Vollzugsbehörde in ihrem ganzen Gewicht gefühlt wurden, haben die wirkliche Ausführung des neuen Schulplans aufgehoben und gehindert. Und wenn diese neue Verzögerung an manchen Orten zu neuen Verwickelungen Anlass gegeben, so hat die hiesige Anstalt durch den Grundsatz, den sie befolgte, die früher bestandenen Einrichtungen in ihrem ganzen Umfang so lange festzuhalten, bis der neue Schulplan in seinem ganzen Umfang wirklich in Vollzug gesetzt sei, die Gefahr neuer Verwickelungen und Schwierigkeiten vermieden und eine noch vermehrte Durchkreuzung verschiedener Gesetzgebungen abgewehrt.

Wir stehn nun abermals wie beim Schluss des vorigen Jahres an der Schwelle einer neuen Ordnung. Denn unser freisinniger Monarch hat wenigstens die achtbaren Stimmen, welche sich gegen den neuen Schulplan erhoben, nicht überhört noch missachtet, und einen geänderten Schulplan, in welchem viele Zweifel und Schwierigkeiten der vorigen gehoben sind, seinem Volke dargeboten. Wenn Schweigen ein sicheres Zeichen der Zustimmung heissen darf, so scheint die öffentliche Meinung durch jene Aenderungen versöhnt und beschwichtigt, und ist ein neuer Verzug und Aufschub so wenig zu besorgen als zu wünschen.

Was eben dieser neuen Ordnung ihre Ausführung erleichtert und ihren Bestand sichert, das ist die Verzichtleistung auf eine allgemeine Uniform aller vaterländischen Gymnasien. Wenn irgend etwas, so ist diess gewiss ein bedeutender Schritt zum Besseren, nicht blos desshalb, weil das wahre Leben und die freie Entwickelung durch jene Gleichförmigkeit ohne Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit der Per-

sonen oder die Bedürfnisse des Orts und der Zeit gehemmt wird, sondern schon aus dem Grunde, weil selbst bei der gewissenhaftesten Beachtung des allgemein Verordneten doch immer die Verhältnisse einzelne Abweichungen gebieten, während jede Gesetzgebung doch vor allem zu verhüten hat, dass eines ihrer Gesetze mit Recht und ungestraft umgangen werden könne.

Dieser wohlthätige Grundsatz zeigt sich unter anderem auch in jenem Theil der neuen Schulordnung, welcher die Abfassung der längst gewünschten Schuldisciplingesetze in die Hände der einzelnen Lehrercollegien legt. „Der Gymnasialrector, heisst es, hat in Verbindung mit den Lehrern zur Einhaltung eines festgeregelten Lebens der Schüler besondere, den Bedürfnissen des Jünglings und den Verhältnissen des Orts entsprechende, Schulsatzungen zu entwerfen und nach erfolgter Genehmigung der Kreisregierung in Anwendung zu bringen."

Die Lehrer werden es nun ihr erstes Geschäft sein lassen, diesem ehrenvollen Auftrag nachzukommen und der Art und Weise, wie sie bisher die vorliegenden, nicht alle Verhältnisse umfassenden Disciplinargesetze in Anwendung brachten, einen festeren Bestand zu geben.

Ohne nun dieser collegialischen Berathung und der höheren Bestätigung vorgreifen zu wollen, sei es mir erlaubt, in dieser Stunde auszusprechen, welche Grundsätze der Erziehung und welcher Geist bisher die Disciplin an hiesiger Studienanstalt und ihre Handhabung geleitet haben, und auch die Grundlage der neu zu entwerfenden Disciplinarordnung bilden werden.

Wir müssen aber hier gleich vorne eine Ansicht prüfend ins Auge fassen, welcher wir nicht selten begegnen, und welche unter den Wohlmeinenden um so mehr Freunde findet, als sie die Farbe der Humanität trägt. Das ganze Schulleben, meinen viele, soll nur ein Wiederschein des Familienlebens

sein und sei in der einzelnen Erscheinung in dem Grade vollkommen, in welchem die Schule keinen Unterschied von dem väterlichen Hause fühlen lasse. Ich trage kein Bedenken, ein solches Verhältniss nicht etwa ein zu hoch gestelltes unerreichbares Ideal, sondern eine dem innersten Wesen der öffentlichen Schule widerstrebende Vorstellung zu nennen. Sie beruht auf der Verwechselung der Schule mit dem Erziehungsinstitute, und selbst dieses wird sich, wenn es als Staatsanstalt für bestimmte Zwecke des öffentlichen Lebens errichtet ist, bei weitem nicht alle Seiten des Familienlebens zum Vorbild nehmen dürfen, ohne seines Zweckes zu verfehlen. Nur und einzig Privaterziehungsanstalten können sich anheischig machen, ohne Beeinträchtigung ihrer Zwecke dem Zögling alles das wieder zu geben, was er mit dem Abschied aus dem elterlichen Hause verlässt.

Die öffentliche Schule aber darf die Unähnlichkeit und selbst eine Art Gegensatz gegen das häusliche Leben nicht scheuen, falls sie eine höhere Bedeutung anzusprechen das Recht hat, als blose Ergänzung des Privatlebens zu sein. Was für den Mann sein Amt und Beruf, der ihn täglich aus dem ruhigen Frieden seines Hauses, aus dem gemüthlichen Kreis der Seinen abruft zu Ernst und Arbeit oder gar zum Kampf, das ist für den Knaben die Schule. Und sehn wir nicht mit jedem jungen Jahre, wie tief diess Bewusstsein in dem Knaben selbst liegt? mit demselben aus edlem Stolz und wohlanständiger Schüchternheit gemischten Gefühl, mit welchem der Mann seine erste Amtshandlung verrichtet, die ihm als Wahrzeichen für seine fernere Brauchbarkeit und Tüchtigkeit im Leben gilt, verlässt auch der achtjährige Knabe zum erstenmal das elterliche Haus und tritt in den neuen Kreis seines jugendlichen Staatslebens. Und wie bald erfährt er hier den Ernst des Lebens, den ihm die Mutterliebe bis dahin entrückte oder verhüllte! wie bald erfährt er im Kleinen und Erträglichen, was der Dichter dem rei-

feren Alter bei seinem Austritt aus dem engen Kreise verkündigt:

Sich und andre
Wird er gezwungen recht zu kennen; ihn
Wiegt nicht die Einsamkeit mehr schmeichelnd ein;
Es will der Feind — es darf der Freund nicht schonen.

Diese Wohlthaten der Schule verschwinden aber natürlich in gleichem Grade, in welchem sie zur Kinderstube wird und der Lehrer wohl gar selbst in missverstandener Zuthätigkeit mit der Amme zu wetteifern sucht.

Zwei Elemente sind es, welche die Menschen in freundliche Verbindung setzen, Achtung und Liebe.

Ich fürchte nicht, missverstanden zu werden, wenn ich sage, dass von diesen zwei Gefühlen das erstgenannte, die Achtung und Ehrfurcht, in der Schule vorherrschen und durch die mutterähnliche Liebe nur gemässigt werden muss, wogegen in der Familie jenes Gefühl, welches früher erwacht, die Liebe, vorangehn muss, von der Ehrfurcht begleitet. Im Hause darf das Kind als Kind sich fühlen, in der Schule soll es mit dem Gedanken vertraut werden, dass es zu etwas anderem bestimmt sei, als ein Kind zu bleiben. Es fehlt nicht, dass bei den edleren Naturen jene Achtung gegen den Lehrer mit Vertrauen und Anhänglichkeit sich paare, bei unedlen aber, denen die Ehrfurcht, jene unerlässliche Grundlage aller Sittlichkeit fehlt, sich als Furcht gestalte; schlimm genug, aber jedenfalls besser, als wenn die Liebe in eine Vertraulichkeit übergeht, welche mit der Ehrfurcht unverträglich ist und früher oder später in Ausgelassenheit ausartet.

Man ist gewohnt, unter dem Namen der Schulzucht vor allem andern nur die Strafgesetze und deren Anwendung zu begreifen und ihren Zweck darauf zu beschränken, dass sie äussere Ordnung und Regelmässigkeit erhalte und besonders im Dienste des Unterrichtes stehe, um alle Störungen

von ihm abzuhalten. Ja selbst Lehrer mag es geben, die, nicht aus Schlaffheit, sondern aus Ueberzeugung, ihre Thätigkeit und Einwirkung mit einem gewissenhaften Unterricht abgränzen, die sittliche Ausbildung ihrer Schüler aber ganz der Natur oder der häuslichen Erziehung überlassen wissen wollen. Die einen derselben hegen eine Art Besorgniss, dass mehrseitige Einwirkung für eine folgerechte sittliche Entwickelung eben so gefährlich und nachtheilig werde als ein mehrseitiger Unterricht in einerlei Gegenstand, welcher den Schüler irrt und verwirrt, anstatt ihn zu fördern; andere verrathen eine übertriebene Hochachtung vor der natürlichen Individualität des Zöglings, an der man sich durch Eingriffe in die Entwickelung des Characters versündige, und wieder andere trauen dem blosen Unterricht und der Erkenntniss einen Grad von Einfluss zu, den er in der Wirklichkeit nicht besitzt. Mag ihre Ansicht gegründet sein auf was sie wolle, in jedem Fall verzichten sie auf den wohlthuendsten und segensreichsten Theil ihres Berufes.

Unsere Schulzucht hatte von jeher die Richtung, die äussere Ordnung nur als Mittel, die innere Gesittung als den wahren Zweck der Disciplin zu betrachten und zu behandeln. Wenn diese Ansicht weniger ins Auge fiel, so liegt die Schuld an der Zartheit, mit welcher die unmittelbare Bildung zur Sittlichkeit behandelt sein will, während die Anstalten, mit denen man die äussere Ordnung, gleichsam den gröbern Stoff der ganzen Disciplin, aufrecht hält, sich sichtbarer und fühlbarer machen.

Ich habe hiemit die beiden Hauptgesichtspunkte und Theile aller Schuldisciplin bezeichnet. Lassen Sie mich dieselben als Gesetzlichkeit und als Sittlichkeit noch näher ins Auge fassen.

Ich spreche hier vor einer Versammlung, welcher ich nicht auseinandersetzen darf, wieviel höher an Werth die freie Sittlichkeit gegenüber der blosen Gesetzlichkeit steht;

nur jene macht den Menschen zum Menschen und ist die Krone der Humanität; zum äusseren Gehorsam — denn mehr ist ja die Legalität nicht — kann auch das Thier durch Furcht oder Gewöhnung herangezogen werden. Aber je anerkannter dieses Verhältniss ist, desto leichter fühlen wir uns zu einer ungerechten Missachtung der Gesetzlichkeit und äusseren Ordnung verleitet und bedenken zu wenig, welche Stütze gerade sie der freien und inneren Gesittung gewährt. Also nicht die Sittlichkeit bedarf der Lobrede, sondern die Gesetzlichkeit und strenge Ordnung; denn sie hat ihre Feindin nicht blos in der Schlaffheit und Bequemlichkeit, sondern eine gefährlichere Gegnerin, in der Geniesucht, und warme Freunde fast blos an denjenigen, die durch ihre schmerzliche Entbehrung gewitzigt sind oder für ihre Verachtung gebüsst haben. Denn die Ordnung gehört zu den Gütern, welche nicht glänzen, und welche ihre Wohlthätigkeit erst fühlbar machen, wenn sie verschwunden sind.

Aber die äussere Gewöhnung steht zugleich in einem weit näheren Verwandtschaftsband mit der inneren Gesittung als die Oberfläche der Beobachtung zeigt. Ist's doch mit den natürlichen Bestandtheilen des Menschen nicht anders; die Seele beherrscht den Leib, aber nicht viel seltener auch bei grosser Willenskraft der Leib die Seele. Es ist eine geheimnissvolle Wechselwirkung zwischen ihnen und eine Theilung ihrer Herrschaft, welche die Missachtung des sichtbar niederern Elementes verbietet. In diesem Sinne behauptet ein alter Redner, der das Leben und den Menschen kannte, aber beides mit anderem und tieferem Blick betrachtete als die Menge, dass das Treiben und die Gewohnheiten der Menschen ihren Character und Willen bestimmen, nicht umgekehrt.

Die beschränkte Zahl unserer Schüler setzt uns in den Stand, sowohl im engeren Kreis der Schule als ausser ihrem nächsten Bereich eine genauere Aufsicht zu führen als in grossen Städten möglich ist.

Den pünktlichen Besuch der Schule, woran jeder hiesige Schüler so gewöhnt ist, dass willkührliche Versäumnisse, über welche an andern Orten besondere Listen geführt werden, hier zu den beispiellosen Vergehn gehören, den pünktlichen Schulbesuch sag ich, will ich hier nur erwähnen, um zugleich das Verdienst dieses Theils der Ordnung mit den verehrlichen Eltern wenigstens zu theilen. In ihrer Macht würde es stehen, diese Ordnung wo nicht zu vernichten doch ihre Aufrechthaltung zu erschweren. Wir fühlen es wohl, wie lästig oft die entfernter wohnende Hausfrau die Pflicht empfinden muss, die Abwesenheit ihres kranken Sohnes rechtzeitig, bevor Nachfrage geschieht, bei dem Lehrer zu entschuldigen; wie noch härter es manchem Hausvater scheinen muss, seinen Sohn an einer Reise, einem Spaziergang, einem Familienfeste, wenn es mit der Schulzeit zusammenfällt, nur mit Erlaubniss der Schule Antheil nehmen zu lassen. Wenn ich nun meinerseits das ehrenvolle Zeugniss geben kann, dass sich die Eltern diesen Beschränkungen ihrer elterlichen Gewalt ohne Widerspruch unterziehn, so darf auch die Schule die Anerkennung ansprechen, dass sie diese Gesetze nur unpartheiisch aber nicht rücksichtslos, und nicht auf drückende Weise vollzieht, und dass die Früchte ein solches Opfer wohl verdienen.

Eine schwerere Aufgabe hat unsere Anstalt zu lösen in der Verpflichtung, das stille Leben der Schule von dem freieren der Universität so geschieden zu halten, wie die Sache und das Wohl und die Würde beider Anstalten es erfordert. Ich meine nicht blos die Ausartungen des academischen Lebens, welche auf die Schule verpflanzt, diese doppelt entstellen und schänden würden, sondern selbst die erlaubten Freuden und Freiheiten der Studirenden. Es ist ein altes Wort: Wenn zwei das gleiche thun, ist's drum nicht einerlei! und kein Wort ist wahrer. Dieser stets drohenden Gefahr, zu welcher theils die natürliche Ungeduld

des Knaben, seine Knabenschuhe auszuziehn, theils das täglich vorgaukelnde Beispiel Gelegenheit giebt, in ihren ersten Anfängen zu begegnen, muss unser ernstes Augenmerk sein und bleiben, und wenn wir die längst bestehenden Verbote gegen den Besuch von öffentlichen Orten mit mehr Strenge als selbst andere Anstalten handhaben, so werden wir in den örtlichen Verhältnissen Rechtfertigung genug finden und uns der regen Mitwirkung der verehrlichen städtischen Behörden auch ferner wie bisher erfreuen können.

Ich habe hiemit nur zwei Anforderungen der auf äussere Ordnung bedachten Schulzucht genannt; sie schienen zu genügen, um das hervorzuheben, was eben unserer Anstalt besonders förderlich scheint. Einzelne Uebertretungen solcher Anordnungen werden anfangs mit Ermahnungen und Verweisen, dann, wenn diese fruchtlos bleiben, auch ernster gestraft, aber so unerwünscht uns auch jede Uebertretung der äusseren Ordnung ist, so fordert doch die Billigkeit und mehr noch die Erziehungskunst selbst, streng zu unterscheiden, was dabei auf Kosten des jugendlichen Leichtsinnes komme und was aus sittlicher Rohheit und Hang zur Gemeinheit stamme.

Oh wären die Mittel gegen die stille, das starre Gesetz fürchtende Gemeinheit der Gesinnung auch so leicht gefunden, wie die gegen jugendlichen Muthwillen! aber wo sich bei einem Knaben schon deutliche Zeichen von Geiz und Neid, von Lieblosigkeit gegen die Mitschüler, von Gleissnerei gegen die Lehrer zu erkennen geben, da ist die menschliche Kunst am Ende, Strafen leiden keine Anwendung, Zuspruch findet schwer den Weg zum Herzen, und die einzige Busse, die sie treffen kann, ist die Abneigung und Missachtung, deren sich ihre Mitschüler selbst gegen sie nicht erwehren können, wenn jene auch, wie meist der Fall ist, durch desto strengere Gesetzlichkeit, wo nicht den Lehrer täuschen und ein unverdientes Lob einärndten, doch wenigstens seinen Strafarm entwaffnen.

Gottlob

Gottlob sind das die seltenern Erscheinungen, aber wo der Erzieher sie findet, da darf er gewiss sein, einem wohlverschanzten Dämon zu begegnen, denn die Beispiele von geheiltem Geiz und von verlernter Gleissnerei sind nichts weniger als zahlreich.

Gegen andere Unsittlichkeit ist der Kampf leichter. Der Saame alles Bösen ist die Lüge. Wie ihr zu steuern, ist hier nicht der Ort zu untersuchen; der Lehrer wird nach Bedarf des Augenblickes, öfter durch Ermahnung als durch Strafe den Sinn für Wahrhaftigkeit, ohne welchen keine Unschuld denkbar ist, wiedererwecken und stärken, und vor allem selbst unsträflich in der Wahrheit und felsenfest gegen Lug und Trug sich halten. Aber kann das der Fall sein an jenen Schulen, an welchen die Lehrer einzelne Schüler zu Spionen gegen ihre Mitschüler missbrauchen? In guter Absicht, gewiss! Unordnungen niemals verborgen und ungeahndet zu lassen. Aber welche Unordnung kann schädlich genug sein, um zu ihrer Verhütung einen Verräther erziehn zu dürfen? Das hiesse eine Seele verderben, um ein Leben zu retten! Solche Kunst bleibe fern von uns!

Ein anderes Laster, dem wir entgegenzuarbeiten uns ernstlich bestreben, ist der Ehrgeiz — so ernstlich als andere in bester Absicht ihn zu nähren trachten. Ich muss hier das Bekenntniss wiederholen, das ich vor wenig Jahren an dieser nämlichen Stätte abgelegt habe, wie verderblich die Verwechselung des Ehrgeizes mit der Ehrliebe sei, und welche Vorsicht besonders die Lehrer unserer vaterländischen Gymnasien anwenden müssen, damit nicht das Institut der Location und selbst das der öffentlichen Preisvertheilung die Seelen mit Neid und Hass vergiften, anstatt nach dem milden Sinn des Stifters zu einem harmlosen Wetteifer anzuspornen und als ein heiteres Spiel nach alter Weise zu belohnen.

Für diese Grundsätze der Schulerziehung, welche durch

die Humanitätsstudien, den Mittelpunkt unseres Unterrichtes, unterstützt werden, wünschen wir sehnlich die Herzen aller Eltern, welche uns ihre Söhne anvertrauen, gewinnen zu können. Nur durch Einigkeit der Ansichten, nur wenn die Schule der Wiederhall der elterlichen Lehren ist und des Vaters Ermahnungen die Worte des Lehrers wiederholen, ist Gedeihen zu hoffen.

Die neue Ordnung selbst unterstützt ein solches Streben durch die Einsetzung des Scholarchates, dessen würdige Bestimmung es ist, sich Kenntniss von dem Zustand der Anstalt zu verschaffen, um ihr bei der Gemeinde das Wort zu sprechen und Missdeutungen oder Missverständnisse abzuwehren.

Lassen Sie mich nun noch die Nachsicht der verehrten Versammlung in Anspruch nehmen, um zunächst den Uebungen unserer Schüler im Gesang und im Vortrag einiger Gedichte, dann der Abschiedsrede eines Gymnasiasten ein geneigtes Ohr zu leihen.

VI. *).

Hochverehrte Versammlung!

Es ist heute das elfte Mal, dass mich mein Amt an diese Stelle ruft, um vor Ihnen von dem Zustand unserer Studienanstalt in kurzen Zügen ein Bild zu geben und mit diesem Bilde zugleich Rechenschaft von unseren Leistungen abzulegen. Ein besonders wohlthätiges Gefühl war es dabei jederzeit für mich, dass ich das fernere Gedeihen und das innere und äussere Wachsthum unserer Schule aus einer neuen Wohlthat und Gnadenbezeigung unseres Königs herleiten durfte. Ich durfte dankbar rühmen, dass unsere erleuchtete Regierung das, was von den einzelnen mit Selbstaufopferung geleistet werde, auf die ehrenvollste Weise anerkenne und vergelte, durch Förderung und Hebung des Ganzen, in welchem jeder einzelne sich am würdigsten geehrt fühlt.

Werfen wir einen Blick zurück auf den äusseren Zustand der Schule, als ich vor zwölf Jahren zuerst ihre Leitung übernahm, so darf ich nur das eine in Erinnerung bringen, wie gering damals noch die Zahl der Lehrer war. Während mehr als 150 Schüler in nicht mehr als in vier Klassen vertheilt bleiben mussten, waren nur vier Lehrer für die Hauptfächer vorhanden, welche den grösseren Theil ihrer Kraft und Zeit der Schule zu widmen hatten, kein einziger, der ihr ganz und ausschliesslich angehörte. Nur zwei derselben erfreuten sich einer wirklichen und festen Anstellung,

*) Gehalten bei der öffentlichen Preisvertheilung am 24. Aug. 1831.

sahen sich aber zugleich durch bedeutende der Schule völlig fremde Nebenämter in Anspruch genommen; und die zwei andern Lehrer konnten fast nur als Verweser ihrer Stellen gelten, weil es an Mitteln fehlte, ihnen eine sichere Existenz zu schaffen. Der Rest des Unterrichts war regelmässig einigen Studirenden anvertraut, deren häufiger Wechsel schon an sich das Gedeihen des Unterrichts erschwerte.

Vergleichen Sie mit diesem gewiss mangelhaften Stand der Anstalt das Bild, welches sie nach 10 Jahren gewährte. Den Studienrector ungerechnet, waren sechs Hauptlehrer angestellt, die von allen andern Geschäften entbunden und mit ihrer Thätigkeit einzig der Schule zugewiesen, sich in die Beschäftigung und Bildung von neun Klassen theilten, unterstützt von einem besondern Lehrer der Mathematik, während auch die übrigen Fächer, welche zu dem Kreis einer vollständigen Schulbildung gehören, der Unterricht in der Religion, in der hebräischen und französischen Sprache, in der Gesang- und Zeichnungskunst und in der Kalligraphie, geprüften Männern besonders anvertraut blieben. So war der äussere Zustand der Anstalt noch im vorigen Jahr — so ist er leider seitdem nicht mehr. Erwägungen und Beweggründe, welche wir ehren müssen auch ohne sie zu kennen, entführten nicht blos der Anstalt zwei Lehrer *), in deren Hochachtung und Liebe Collegen und Schüler wetteiferten, sondern diese Personalveränderung hatte noch die andern traurigen Folgen, dass ein wichtiger Unterricht, die Mathematik, mehr als 6 Monate ganz unterbrochen und eine andere Hauptlehrerstelle ganz eingezogen wurde. Der Schmerz über diese Aenderungen und Reductionen war ein allgemeiner und kein ungerechter. Was von Gegenvorstellungen gehofft werden konnte, ist von Seiten der Schulbehörde nicht unversucht geblieben; auch haben die dringenden Bitten, die Blüthe und

*) Die Gymnasialprofessoren Elsperger und Schnürlein.

den Ruf der Anstalt nicht durch weitere Maassregeln ähnlicher Art zu gefährden und zu untergraben, wenigstens den Erfolg gehabt, dass noch andere Reductionen, welche der Anstalt drohten, nicht zur Ausführung kamen.

Aber sind diese Erwähnungen eine würdige Feier des heutigen, eine würdige Vorfeier des morgenden Festes? Wohlthätiger wäre es allerdings, wenn wir wie sonst, für Neuempfangenes froh danken dürften, aber haben das die Umstände, welche nur den höher Gestellten bekannt sind, unmöglich gemacht, so ist es wenigstens keine Entweihung des Festes. Und wenn ich als Vorstand damals mich berufen glaubte, für das Wohl und Gedeihen der mir vertrauten Anstalt das Wort zu nehmen und jetzt das Recht habe, vor dieser Versammlung meine Collegen zu Zeugen aufzurufen, dass kein gesetzliches Mittel verabsäumt worden, um jene Schmälerungen abzuwenden, so fühle ich nun auch als treuer Bürger unsers Vaterlandes und als Diener des Königs und besonders wiederum als Vorstand der Anstalt die Verpflichtung, Gründe der Beruhigung, des Trostes, der Hoffnung aufzusuchen und auszusprechen, damit das, was der Anstalt zum Nachtheil verfügt worden, blos als ein Ereigniss, und nicht als eine That erscheine. Wollen wir vor allem nicht vergessen, dass die Staatsregierung ein Mikrokosmus und ein Abbild der höheren Weltregierung sein soll. Dort wie hier giebt es im Grossen unerforschliche Geheimnisse und muss sie geben, und dort wie hier wird man im Kleinen sich mit Ergebung sagen dürfen: haben wir das Gute empfangen, und sollten das Böse nicht auch hinnehmen? Denn dass wir des Guten ehemals viel empfangen, könnte nur der Undank verkennen oder vergessen. Und ist es nicht ein Recht der Gnade, dass sie frei wechseln und nicht blos ohne Grundangabe, sondern selbst ohne Grund ihren Wohlthaten ein Ziel setzen darf? So mag es unser Trost sein, dass keine Schuld, kein Verfall der Anstalt, keine verdiente Ungnade

des Königs jene Störungen herbeigeführt hat! Es kömmt mir nicht zu, die Leistungen unserer Anstalt zu beurtheilen, aber wenn bei einer sorgsamen Staatsregierung nicht blos ausdrückliches Lob, sondern auch schweigende Anerkennung als ein sprechendes Zeugniss gelten kann, so glaubten wir bisher der ununterbrochenen Zufriedenheit der höchsten Behörden mit dem Zustand der hiesigen Anstalt gewiss zu sein. Eben desshalb dürfen wir auch das Vertrauen fassen, dass jene Reductionen, unter denen wir zu leiden hatten, nur durch die Nothwendigkeit einer Ersparniss zu Gunsten anderer Bedürfnisse geboten worden. Lässt doch diese Ueberzeugung hoffen, dass jene Verkürzungen, so wie durch blose Zeitumstände geboten und herbeigeführt, eben so nur vorübergehend seien. Und sollten selbst die auswärtigen Bedürfnisse, denen die hiesigen als minder dringende zum Opfer gebracht wurden, länger fortdauern, so geht ja so eben den Schulen eine neue Morgenröthe auf durch die Fürsorge unserer treuen Volksvertreter, welche, mit einem Namen an der Spitze *), der noch in unserem Kreise einen guten Klang hat und um unsere Anstalt sich manichfachen Dank verdiente, aus freiem Antrieb die Staatsregierung der traurigen Nothwendigkeit überheben werden, die Kunst der Ersparung besonders an den Anstalten der Volksbildung üben zu müssen. Wenden wir also den Blick in die heitere Zukunft und vergessen wir selbst nicht die wohlthätigen Wirkungen, welche jedes Ungemach auf das für das Edle empfängliche Gemüth hat; es knüpfte die Bande der einzelnen Glieder enger und brachte Gesinnungen und Gefühle zum

*) Graf von Drechsel, ehemals Präsident der K. Regierung des Rezatkreises. Mit Bezug auf dessen Anträge an die Ständeversammlung und einschlägige Druckschrift: Vortrag des Abgeordneten Grafen von Drechsel über das Schulwesen in Bayern. München 1832.

Bewusstsein und zur Klarheit, welche im ungestörten Laufe des Wohlseins mehr schlummerten als lebten. Die rege Theilnahme unserer Mitbürger an dem Wohl der Anstalt hat nie vorher Gelegenheit und Anlass gehabt, sich mit solcher Entschiedenheit auszusprechen als es bei jenen betrübenden Verfügungen geschah, indem nicht blos der Stadtmagistrat, sondern sämtliche Eltern die Interessen der Anstalt auf eine Weise vertraten, welche für die gesamte Anstalt ein neuer, Sporn, eine wohlthuende Ermunterung, und für die von uns geschiedenen Lehrer der ehrendste und lohnendste Nachruf war.

Auch ist weder in dem Eifer der Lehrer noch in den Grundsätzen der Jugendbildung desshalb eine Aenderung eingetreten; vielmehr haben die gleichzeitigen Ereignisse in der grossen Welt, welche nicht blos auf den Staatsmann, sondern auf jeden denkenden Menschen den tiefsten Eindruck machen mussten, und jeden, welcher viel oder wenig zur Erhaltung des wirklichen und zur Förderung des geistigen Lebens beizutragen berufen ist, zum ernstesten Nachdenken auffordern, was seine Hauptaufgabe in seinem besonderen Berufe in dieser zu jeglichem Kampfe gerüsteten Zeit sei, auch auf uns ihre Wirkung nicht verfehlt.

Wenn nun diese Stunde die Bestimmung hat, nicht blos von den äusseren Schicksalen der Schule Nachricht zu geben, sondern auch ihre innere Gestaltung aufzudecken und den Geist und die Erziehungsgrundsätze, welche unter jener äusseren Form herrschen, zu bekennen und zu rechtfertigen, so sei es mir erlaubt, zur Fortsetzung und Ergänzung vorjähriger Vorträge einige Ansichten vorzulegen über die Frage, welche Pflichten bei der gegenwärtigen Richtung der Zeit eine Gelehrtenschule wie die unserige insbesondere ins Auge zu fassen hat.

Wenn mich diese Aufgabe zu vorläufigen Aeusserungen über die Richtung oder, um einen gewichtigeren und bedenk

licheren Ausdruck nicht zu scheuen, über den Geist unserer Zeit nöthigt, so wird es rathsam sein, gewissen Befürchtungen vorzubauen. Besorgen Sie nicht, verehrte Anwesende, dass ich als ein Richter unserer Zeit auftreten will. Denn was dem Greis mit der Silberlocke, welcher aus dem Kreis der handelnden Zeitgenossen ausgetreten ist und auf Erden nur noch in und von der Vergangenheit lebt und keiner irdischen Zukunft oder Hoffnung mehr angehört, gern vergönnt wird, sich an dem Preis der alten Zeit auf Kosten der Gegenwart zu laben, oder was der Verkündiger des göttlichen Gesetzes und der Busspredіger an geweiheter Stätte als heiligste Pflicht übt, die Zeit mit ihren Sünden und Lastern zu züchtigen und zu strafen, das wäre Missbrauch des Worts an dieser Stelle. Kein Jahrhundert macht sich selbst; es erscheint zwar als das Werk der Sterblichen, die in ihm leben und handeln, aber es ist das Kind der früheren Jahrhunderte, es ist der Zögling der Weltgeschichte. So weit das Auge des unbefangenen Forschers reicht, erblickt es neben grossen Gütern und Tugenden auch gleich grosse Uebel und Laster, und beide nicht durch Zufall neben einander gestellt, sondern wie durch ein Naturgesetz an einander geknüpft.

Seine Zeit als eine gesunkene, verlorene verurtheilen, verräth nicht mindere Befangenheit als der triumphirende Wahn des Selbstzufriedenen, „dass wirs nun so herrlich weit gebracht.“ Aber selbst die Zeit, in der wir leben, auch nur zu begreifen und ihre Richtung zu erkennen, ist wie für den Jüngling fast unmöglich, so selbst für den gereiften Mann eine der schwersten Aufgaben; wer sie im Grossen zu lösen vermag, ist der wahre Staatsmann; aus dem theilweisen oder ganzen Irrthum über sie entspringen die furchtbaren Kämpfe der Zeit, von welchen wohl einzelne Jahre und einzelne Menschenalter, aber kein ganzes Jahrhundert verschont bleiben. Und doch ist es die Pflicht eines jeden guten Bürgers, mit den ihm verliehenen Gaben nach dieser Erkenntniss

selbständig zu trachten, auf dass er mit Einsicht und mit Muth den ihm angewiesenen Posten behaupte.

Seit drei Jahrhunderten aber hat kein Zeitalter seine Richtung, mag man sie wahres Bedürfniss oder bloses Begehren nennen, mit so vernehmlichen Tönen kund gegeben als das unsrige; wie in den Jahren der Reformatoren die Freiheit des religiösen Glaubens, so ist jetzt die Freiheit der bürgerlichen Existenz das Loosungswort. Sie erlassen mir gern den Beweis mit Worten, wo die Thaten oft nur zu laut sprechen.

In welcher Beziehung stehen nun die Schulen zu dem Geist der Zeit überhaupt und zu diesem Ruf unserer Zeit insbesondere? Ich glaube in einer ziemlich entfernten; ich glaube, dass sie am wenigsten berufen sind, in das Rad der Zeit mit einzugreifen, dass sie in einem festen abgeschlossenen Kreise unberührt von dem Kampfe der alten Ideen mit den neuen ruhig abzuwarten haben, was der Sieg der neuen Idee ihnen als reife Frucht, als rechtlich erworbenes und bleibendes Gut zubringen wird.

Hätt' ich etwa Widerspruch zu fürchten, wenn ich so die Ueberzeugung ausspreche, dass die Schule erst an den endlichen Ergebnissen des Kampfes der Zeitideen Antheil hat? Dann würde ich Ihnen Beispiele, die freilich mehr kurzweilig als warnend sind, vor die Seele bringen, zu welcher Thorheit es führt, wenn die Schule auf die noch schwebenden Ansprüche des Zeitgeistes horcht und mit ihnen gleichen Schritt halten will. Die Völker verlangen Theilnahme an der Gesetzgebung, um vor Willkühr gesichert zu sein; darum hielt es, wie man erzählt, ein Pädagog unserer Zeit für billig und zeitgemäss, dass eben so den Schülern die Abfassung der Schulgesetze, denen sie gehorchen wollen, überlassen bleibe. Ich weiss nicht, ob je eine Zeit zu erwarten sei, wo die allgemeine Volksfreiheit so und gerade so auf Schulverfassungen rückwirken werde, aber wie stätig und natur-

gemäss und unfehlbar das was das Leben im Grossen erringt, rechtzeitig auch für die Schule nicht ohne Folge bleibt, lehrt das allmähliche Verschwinden des Stockes aus den Schulen, nachdem vorher das Gesetz der Menschlichkeit nach langem Kampfe über die Folter und ähnliche Gräuel und Reste einer rohen Zeit den grossen Sieg errungen hatte.

Aber die Gelehrtenschule hat nicht den Beruf, von den Kämpfen der Zeit sich ganz fern zu halten; sie hat ihren bestimmten Posten im Kampf der Zeit. Denn je lebendiger ein Zeitalter eine Idee ergriffen hat und je folgerechter es strebt, diese Idee in die Wirklichkeit einzuführen, desto leichter kömmt es in Gefahr, eine einseitige Richtung zu nehmen und über der Begeisterung für das Neue den Werth des Alten zu verkennen, oder über der Lieblingsidee der Zeit die übrigen Güter und Bedürfnisse eines schönen, glücklichen, ächtmenschlichen Lebens zu vergessen. Das Gleichgewicht in dieser Hinsicht zu erhalten, ist zunächst die Pflicht und das Augenmerk der Regierung, wenn sie erleuchtet genug ist, um über der Bewegung des Augenblicks zu stehn und die Entwickelung selbst wo nicht zu beherrschen, doch wenigstens zu leiten; aber ihre wirksamsten Mittel für diesen Zweck, ihre thätigsten Diener sind dann eben die Schulanstalten.

Nach diesen Vorbemerkungen darf ich nun die Frage wiederholen, was in unsern Tagen eine Gelehrtenschule besonders ins Auge zu fassen habe, um den Sinn und die Empfänglichkeit für solche geistige Güter und Tugenden, welche der Zeitgeist nach seiner eben vorherrschenden Richtung weniger beachtet und wohl gar als feindliche Elemente zu bekämpfen geneigt ist, zu retten und zu bewahren.

Wie jedoch die Schulbildung überhaupt eine doppelte Seite hat, die des Unterrichts und die der Erziehung, so wird auch jene Aufgabe eine doppelte sein und theils auf die geistige, theils auf die sittliche Vorbildung der Schüler für das wirkliche Leben ihr Augenmerk richten.

Vergleichen wir unsere Tage mit dem nächst vergangenen Zeitalter, mit dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts, von welchem die meisten von uns noch ein mehr oder minder lebendiges Bild bewahren, so kann uns unmöglich entgehn, in welchem Grade die praktische Richtung des Lebens im allgemeinen die Oberhand gewonnen hat. Das vorige Jahrhundert war eine lange Dauer wenn auch nicht des Friedens, doch der Musse in Deutschland. Denn die Kriege unterbrachen die Ruhe des Volks nur wenig und nur scheinbar, weil nur Fürstenkriege um Landbesitz und nicht Volkskriege um allgemeine Güter der Menschheit geführt wurden. Desto schöner blühten die Kinder des Friedens, die Wissenschaften und Künste, doppelt schön unter dem Schutze guter Fürsten, welche den Mangel bürgerlicher Sicherstellung nicht fühlbar werden liessen. In dieser Zeit und unter diesen Umständen gedieh vielleicht mehr als in einem früheren Jahrhundert jene Klasse von Menschen, welche auf allen Antheil an dem thätigen, bewegten und beweglichen Leben draussen verzichtend, sich in die Mauern ihres Studirzimmers zurückzogen und im Umgange mit den Geistern der Vergangenheit oder mit den Geheimnissen der Ewigkeit die Gegenwart vergassen oder ihr gleichsam abstarben. Wer hat nicht aus Characterzügen jener Zeit gelernt, mit welch rührender Naivität diese Stubengelehrten in der Gesellschaft erschienen, so oft die Nothwendigkeit sie einmal in das ihnen entfremdete Alltagsleben hinausführte! Sie erschienen wie Wesen einer andern Welt, und, was das bemerkenswertheste ist, niemand wunderte sich darob, niemand verlachte, verachtete sie, es schien dieser Mangel ein Theil ihres Berufes zu sein. Sie zauberten das wohlthätige Bild von dem wieder hervor, was das Leben eines Klostergeistlichen sein sollte, und ursprünglich wohl auch war. Wo ist es hin, dieses Geschlecht? Ehrwürdige Individuen wandeln wohl noch hie und da, aber ihre Begegnung erweckt unabweisbar das Gefühl einer Zeit, die nicht mehr ist, und

wer jetzt in ihre Fusstapfen tritt, der wird, wenn er sein Vorbild völlig erreicht, dennoch etwas ganz anderes sein als sie, lediglich durch den veränderten Sinn seiner Umgebung. Seit die Bastille erstürmt worden, seit Deutschland die Schmach fremder Unterdrückung fühlte, seit es seine schimpflichen Fesseln brach, seit das Bedürfniss nach noch anderer Freiheit laut geworden, seitdem stellt die öffentliche Meinung an jeden Mann von Jahr zu Jahre dringender die Forderung, dass er mit Herz und Mund und That sich um das Allgemeine kümmere und sich, mag er Beamter sein oder nicht, als öffentliche Person betrachte; er soll seiner Zeit, soll der Gegenwart angehören, wenn er Achtung geniessen will, und viel fehlt nicht, so wird von der nämlichen Stimme die freiwillige Verzichtleistung des gelehrten Forschers, welcher sich in eine andere Zeit oder eine andere Welt zurückzieht, als ein vornehmer Müssiggang betrachtet und gescholten und wohl gar verfolgt.

Wer wird Bedenken tragen, diese Stimmung die natürlichere zu nennen? war sie doch auch in der schönsten Zeit der Weltgeschichte, bei den Griechen und Römern die herrschende. Und dennoch ist ihre Einseitigkeit nicht zu verkennen; denn das politische Wohlsein und die bürgerliche Freiheit kann doch nie Zweck an sich sein, sondern nur Mittel zu einem höhern Zweck, nur eine Form, in welcher die reine Menschlichkeit leichter und sicherer sich ausbilden und gestalten lasse.

Gesellt sich nun zu dieser wahrhaft edlen Wärme für das Gemeinwohl des Vaterlands und der Menschheit noch eine ihr verwandte Ueberschätzung der übrigen praktischen Interessen, des Wohlstandes und der Bequemlichkeit, welcher wir in diesen Tagen und in unsern Gränzen nur zu oft begegnen, dann droht den schönsten Gütern des irdischen Lebens die ernsthafteste Gefahr.

Wo soll nun ein Damm gebaut werden gegen diesen

Strom? Mitten im praktischen Leben ists zu spät; selbst im academischen Leben ist kein Raum, weil das Interesse des werdenden Mannes schon dem Impuls der Zeit folgt. Desto freiere Hand hat die Schule in ihrem abgeschlossenen Kreise. Sie hat die Macht und den Beruf, den Grund zu einer reingeistigen oder idealen Bildung zu legen und darf den Forderungen unerfahrener Berather, dass sie unmittelbarer fürs Leben vorbereiten solle, um so weniger nachgeben, als gerade das wirkliche Leben das in reichem Maasse bietet, was von der Schule nicht befriedigt wird, und die Ecken so leicht abschleift, welche die ideale Bildung lässt, ohne die Lücken auszufüllen, welche in der idealen Bildung geblieben.

Welches aber die Bildungsmittel sind, welche die Schule für diese ideale Richtung anwenden soll, ist eine umfassende Frage. Sonst war man einig, dass das Studium der griechischen und römischen Musterwerke den reinen Sinn für das Schöne ausbilde; jetzt erwarten andere bessern Erfolg von der Nationallitteratur. Mag diess noch lange unentschieden bleiben, oder wie an unserer Anstalt geschieht, ein Weg eingeschlagen werden, beide Mittel zu vereinigen, das wird das Hauptmittel sein, den Knaben oder Jüngling mit den Gedanken und Gesinnungen grosser Geister nicht blos bekannt, sondern auch vertraut zu machen. „Denn, um mit den Worten eines geistvollen Landsmannes zu sprechen, die grössten Geister sprechen zu uns aus ihren Werken. Wenn man sich ihnen mit Verehrung und Liebe naht, wenn man nicht ablässt, so werden sie uns hold und ziehen uns zu sich empor und es entsteht eine Verbindung, die an Innigkeit und Fruchtbarkeit dem besten Umgange am nächsten steht.“ *).

Wir Deutschen haben hier eine grosse Lücke unserer

*) In der Bayrischen Wochenschrift v. 1821. Nro. 8.

allgemeinen Volksbildung auszufüllen, eine Lücke, welche in demselben Grade immer grösser wird, als jeder lediglich nach dem Neusten greift und alles ältere so leicht und gern zu dem Veralteten rechnet. Wir entbehren der Gewohnheit eines geistigen Gemeingutes, welche ehemals die allgemeine Vertrautheit wenigstens mit der heiligen Schrift gewährte. Mit Rührung, mit Bewunderung, vielleicht selbst mit gerechtem Neid schildern uns die italienischen Reisenden, wie der geringste Lazzaroni seinen Ariost und Tasso im Kopfe trägt und der vornehmste wie der niederste die alten ihm längst vertrauten Dichtungen ihrer Nationalhelden mit stets neuer Innigkeit und Begeisterung hört und vorträgt.

Wenn ich die gleiche Anwendung nun auch auf die andere Seite der Schulbildung machen soll, auf die Disciplin, so hat diese selbst wieder zwei Richtungen; denn sie soll zur inneren Gesittung führen und soll an äussere Ordnung gewöhnen.

Die innere Gesittung ist unstreitig die wichtigere Seite, aber ihre Pflege theilt der Lehrer und die Schule mit dem Vater und dem Familienleben wenigstens zu gleichen Theilen. Welche besondere Ansprüche und Forderungen nun hierin der Zeitgeist macht, und wie ihm zu begegnen, das würde ein reicher Stoff sein, der mich zu weit führen müsste und mir eben desshalb fern liegt, weil die Schule diese Bildung nur unterstützen, aber nicht übernehmen und gewährleisten kann.

Desto gerechter ist die Forderung an die Schule, dass sie zur Ordnung anleite und gewöhne, und dadurch eine Vorschule sei fürs praktische Leben, wo ihr Schüler als Bürger oder als Geschäftsmann sich einer entsprechenden, nur grösseren Ordnung zu fügen hat. Ich verstehe jedoch unter dieser äusseren Ordnung nicht jene beschränkte Pünktlichkeit in Ort und Zeit, sondern die Gewohnheit, sich den geltenden Formen des gesellschaftlichen Lebens zu unterwerfen.

Es ist keine harte Anklage des Zeitgeistes, wenn ich

behaupte, dass die Bereitwilligkeit, diese Formen zu achten und sich ihnen zu unterwerfen, bei unsern Zeitgenossen und nicht bei der Jugend allein in hohem Grade abgenommen hat. So reich das vorige Jahrhundert hieran war mit seiner Erbschaft an steifen Gesetzen des Anstands, die namentlich Deutschland aus der Umgebung Ludwig des Vierzehnten einst herüber holte oder sich aufdrängen liess, so wenig Zeit bedurfte es, diese Formen der Sitte als veraltet zu verlassen. Wieviel Zwang und Sclaverei, wieviel Lüge und Heuchelei war im Gefolge jener steifen Sitte des geselligen Lebens, die uns als Etikette an einzelnen Fürstenhöfen noch ihr Schreckbild sehn lässt! Wohl uns, dass die Zeit diese Fesseln abgestreift hat! Aber wollen wir sorgen, dass des Guten nicht zu viel geschehe. Wie die Freiheit in der Mitte zwischen der Knechtschaft und der Zügellosigkeit wohnt, so die äussere Sitte zwischen Modezwang und zwischen Unsitte. Mag sie auf den ersten Anblick willkührlich, tyrannisch oder gar widernatürlich scheinen, sie muss dennoch als ein stillschweigender Vertrag der gesitteten Gesellschaft gelten, welchen niemand verletzen kann, ohne sich zu vergehn, gleichviel ob diese Gesetzgebung von der Mehrzahl oder einer einflussreicheren Minderzahl ausgieng. Aber bei genauerer Erwägung und Würdigung des einzelnen erscheint die äussere Sitte nicht mehr als ein Werk des Zufalls und der Willkühr, sie ist nur die sinnbildlich entsprechende Darstellung eines Gefühls und einer Gesinnung, und steht mit der inneren Gesittung in keiner loseren Verbindung und keiner entfernteren Verwandtschaft, als der Körper mit der Seele.

Diese äussere Sitte zu schirmen und namentlich die Jugend von dem Wahne und der Anmassung fern zu halten, als sei sie berechtigt, nach ihrem Eintritt in die Gesellschaft ihre eigenen, scheinbar einfacheren und natürlicheren Sitten mitzubringen, anstatt sich den vorhandenen zu fügen, gilt uns dem Zeitgeist gegenüber als eine Hauptaufgabe der Schul-

disciplin, und wir betrachten sie nicht nur als einen Theil der Ordnung überhaupt, sondern als einen der mancherlei Wege zur sittlichen Ausbildung. Wir wissen gar wohl, dass hinter der vollkommenen äusseren Gesittung ein unreines, hässliches Gemüth sich bergen kann, wir wissen auch, dass bald der geniale Leichtsinn, bald die harmlose Gemüthlichkeit, bald die ländliche Unerfahrenheit die äussere Sitte vergessen macht; aber so oft sie absichtlich verachtet und übertreten wird, da erkennen wir den Mangel an jener Ehrfurcht und Bescheidenheit, auf welcher alle wahre Sittlichkeit eben so als auf einer Grundlage beruht, wie die Frömmigkeit auf der Demuth.

Innigst freuen wir uns, besonders in diesem Jahre den Schülern unserer Anstalt das Zeugniss eines in jeder Hinsicht gesitteten Betragens geben zu dürfen; kein Vergehn gegen die Sittlichkeit, nur wenige, nur leicht verzeihliche Uebertretungen der Ordnung sind zu unserer Kenntniss gekommen, und fast könnt' ich sagen, dass ich im Laufe des ganzen Jahres keine Schulstrafe zu verhängen hatte; und wenn die Bescheidenheit und Ordnungsliebe derjenigen, welche der academischen Zeit mit ihrer lockenden Freiheit am nächsten stehn, als Beispiel wohlthätig auf die jüngeren Schüler zu wirken pflegt, so verdienen die Schüler der obersten Klasse ein besonderes Lob.

Mit um so froherem Herzen schreite ich desshalb zu dem Act, mit welchem auch die neueste Schulordnung als mit einem Feste das Schuljahr beschliessen lässt, zu der Vertheilung von Preisen an die fleissigsten unserer Schüler.

VII. *)

Hochverehrte Versammlung!

Wenn unser heutiges Jugendfest abermals mit einem Rückblick auf das Jahr, welches sich heute für uns abschliesst, sich eröffnen soll, so darf ich Ihnen ein erfreulicheres Bild vorzeigen als der Schluss des vorigen Jahres gestattete. Zwar können wir nicht melden, was wir so dankbar als freudig rühmen möchten, dass die Verfügungen, welche im Lauf des vorigen Jahres der Vollständigkeit unserer Anstalt Eintrag thaten, zurückgenommen, dass die frühere Zahl der Lehrer, wie wir hofften, wiederhergestellt sei; noch weniger dürfen wir uns verhelen, dass weitere Wünsche, Erwartungen, Hoffnungen unerfüllt geblieben und immer noch im glücklichsten Fall erst auf dem Wege zu ihrer Erfüllung sind; aber, verehrte Anwesende, dieser Aufschub des Besseren, auf das wir hofften, fiel in ein Jahr, in welchem selbst die Erhaltung des Guten, das wir besitzen, schon ein überschwängliches Glück heissen darf. In diesem Jahre, in welchem die gefürchtete Seuche tagtäglich an die Pforten unseres Vaterlandes zu klopfen und Einlass zu verlangen drohte, in diesem Jahre, in welchem Fürsten und Völker die Hand ohne Unterlass an den Griff ihres Schwertes legten, in diesem Jahre, in welchem schrecklicher als Krieg und Pest, selbst der Aufruhr in unsern Gränzen wenigstens

*) Gehalten am **31.** August **1832**, im ersten Jahr, nachdem der Lehrcurs des Gymnasiums wieder aus v i e r Klassen bestand und bis zum achtzehnten Lebensjahr berechnet war.

seine Stimme erschallen liess, in einem solchen Jahre war es begreiflich, wenn die Sorge für die gebieterische Noth und Gefahr des Augenblicks andere Sorgen in den Hintergrund drängte. Auch wollen wir nicht vergessen, was gleichwohl unserer Anstalt von anderen Seiten her Gutes zu Theil geworden: der Unterricht litt keine Störung, der gute Ruf der Anstalt behauptete sich wie früher, eine neue Schenkung bethätigte das steigende Wohlwollen und Vertrauen unserer Mitbürger, eine frühere Stiftung zum Besten dürftiger Schüler *) begann ihre wohlthätigen Folgen fühlbar zu machen, Einigkeit und wechselseitige Achtung herrschte unter den Lehrern, Gehorsam, Zucht und Fleiss bei der grossen Mehrzahl der Schüler, Zufriedenheit und Vertrauen von Seiten der hohen und höchsten Vorgesetzten.

Aber über dem allen steht die endliche Erfüllung eines Wunsches und Bedürfnisses, auf welche die Schulen seit Jahren vergeblich hofften, die Herstellung einer Oberklasse.

Sieben Jahre sind es, seit eine unerwartete Verfügung den Zöglingen der Gelehrtenschule plötzlich gestattete, ihre Schulzeit um ein Jahr abzukürzen und diese der Schule entzogene Zeit den academischen Studien zuzulegen. Es geschah. Von der Ungeduld der Jugend, die Bande der Schulzucht abzuschütteln, von der Hoffnung der Eltern, die Versorgung ihrer Kinder zu beschleunigen, war es nicht anders zu erwarten, als dass die Gymnasien sich leeren, die

*) Eine hiesige Kaufmannswittwe, Frau Stock, hatte der K. Studienanstalt, ohne je in einer Beziehung zu derselben gestanden zu haben, durch Testament v. 1832 ein Legat von 2000 fl. vermacht, dessen Zinsertrag zur unentgeldlichen Vertheilung der nöthigen Schulbücher unter würdige und dürftige Schüler verwendet werden sollte. Mit der früher erwähnten „neuen Schenkung“ vom B. W. blieb es beim guten Willen des Testators; der Nachlass reichte nicht.

Universitäten sich füllen würden. Nur wenige hielt die Betrachtung, dass eine vollständige Schulbildung auch ihren Werth habe, oder dass die academische Freiheit nur für das reife Jünglingsalter berechnet sei, zurück, dem Winke zu folgen und sich durch das geöffnete Thor zu drängen. Ob der Geist der academischen Bürger in diesen sieben Jahren, seitdem die Mehrzahl um ein Jahr jugendlicher anlangt als ihre Vorgänger, gewonnen habe, ist hier meines Amtes nicht zu untersuchen; die Gymnasien aber, das kann ich behaupten, haben in diesen Jahren an dem Gefühl eines gestörten Organismus tief gelitten, und der wohlmeinende Lehrer sah als natürliche Folge der neuen Einrichtung alljährlich die Frucht seiner Arbeit und Pflege in den Tagen als Knospe abfallen, in welchen sie erst zur Blüthe sich entfalten sollte; er musste seine Schüler mit dem Gefühl unvollständiger Schulbildung zu den höhern Studien entlassen.

Sei es, dass die Vorstellungen der Behörden Eingang fanden, sei es, dass unmittelbare Erfahrungen die nachtheiligen Folgen des vorfrühen Bezugs der Universitäten noch klarer ins Licht setzten, kurz, Dank der Fürsorge unserer Staatsregierung! seit diesem Jahre bestand wie sonst eine oberste Klasse auf den vaterländischen Gymnasien, und die Hochschulen, welche gleichzeitig aus natürlichen Ursachen des gewohnten Zuwachses entbehrten, werden sich hiefür in kurzem auf andere Weise reichlich entschädigt sehen.

Wenn mir der Unterschied so wichtig scheint, ob ein Jüngling im siebzehnten oder ob er im achtzehnten Jahre die Universität beziehe, ob eine oberste Gymnasialklasse in demselben Sinne wie ehemals bestehe oder nicht, so darf ich wohl den heutigen Anlass ergreifen, die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit gerade dieses Theiles der Schulzeit näher darzustellen und zu begründen, und Andeutungen daran zu knüpfen, in welchem Sinn und Geist ich als Lehrer dieser Klasse arbeite, und welche Gesichtspunkte ich besonders ins Auge fasse.

Ich will hier nicht hervorheben, was der erste Anblick der Sache lehrt, und nicht wiederholen, was sich so oft schon geltend gemacht hat, dass das academische Leben überhaupt eine gewisse Reife des Geistes und Herzens, ja selbst der physischen Entwickelung verlangt, und doppelt unerlässlich, seit neue Satzungen verkündet wurden, einen Geist der Freiheit athmend, der ohne den Zügel der selbstbestimmenden Vernunft und Sittlichkeit gar bald zu regellosem Treiben und im schlimmern Fall zur Zügellosigkeit und Frechheit führen muss. Nur im Dienste des rechten Sinnes ist die Freiheit ein wahres Gut; dieselbe Freiheit als alleiniges Ziel und höchster Zweck unseres Daseins gedacht ist — nicht ein leeres Phantom, denn die Geschichte giebt handgreifliche, schauerliche Beispiele vom Gegentheil, sondern — ein Siechthum, welches bald unmerklich die guten Säfte verzehrt, bald mit reissender Schnelle einen ganzen Organismus auflöst. Darum mag schon überhaupt ein Jahr mehr oder weniger Altersreife und Vorbereitung für die academische Freiheit, schon durch den Aufschub an sich, ein Gewicht in die Waagschale der jugendlichen Entwickelung legen; aber dasjenige Jahr, um welches sichs hier handelt, ist eines jener Jahre, welche bei Menschen, deren Entwickelung dem gewöhnlichen Lauf der Natur nicht voraneilt noch durch einen Mangel ihrer Natur zurückbleibt, eine Epoche bildet, die Epoche des Eintritts in das eigentliche Jünglingsalter.

Ich sah von jeher in der Oberklasse nicht blos die oberste der vier Gymnasialklassen, sondern nahm für sie das Bedürfniss in Anspruch, eine Vorbereitungsanstalt für das Universitätsleben in jeglichem Sinne zu sein. Wie die academische Studienzeit den Uebergang von der allgemeinen Bildung in das Geschäfts- und Berufsleben bilden soll, so muss nach meiner Ueberzeugung die Oberklasse das Leben der Schule und der Academie vermitteln. Der verschiedene Stand und Geist der Universitäten darf und muss desshalb

die Thätigkeit und Unterrichtsform des Lehrers rückwirkend bestimmen; und käme eine Zeit, wie sie bisweilen droht, in welcher das academische Studium, gesetzlich oder missbräuchlich, auf die Fortsetzung der allgemeinen Menschenbildung Verzicht leistete und sich ganz auf die engen Gränzen der Berufsbildung einschränkte, so würde auch der Schulmann bedacht sein müssen, mit den Schuljahren einen Kreis der allgemeinen Bildung förmlich abzuschliessen. Jedenfalls aber wird er bei den der Universität am nächsten stehenden Schülern den Grund legen müssen, um gegen Krankheiten, an denen gerade jetzt das Universitätsleben oder auch im weiteren Kreis die Jugend des Vaterlandes oder auch die Zeit überhaupt nach weitverbreiteter Klage vielfach leidet, Vorkehrungsmittel zu reichen.

Vor allem thut es Noth, die Schüler mit der Gelehrsamkeit zu befreunden, und ihnen zur Anschauung zu bringen, dass sie zwar nicht einerlei ist mit der Bildung, aber der einzige Weg zu dem, was man in allen guten Zeiten Bildung nannte; ja ich kann mehr sagen: oft thut es Noth, die Schüler mit der Gelehrsamkeit zu versöhnen; denn wenn sich hie und da ein Widerwille, eine Feindschaft gegen die Wissenschaft zeigt, so liegt der Grund nicht blos in dem finstern Antlitz, welches die Wissenschaft oft ihrem Jünger zukehrt, nicht blos in der Abneigung gegen die Anstrengungen, die sie zumuthet, und am seltensten in der fehlerhaften Weise, mit welcher etwa ein Lehrer seine Schüler ermüden kann. Es ist vielmehr das Geschrei der Ungelehrten, welche sich des Worts bemächtigt haben und eine andere neue Bildung, in der sie sich stark fühlen, der altmodischen Bildung entgegensetzen, und mit dem Namen der gelehrten Herrn ihre Gegner dem Spott und Gelächter Preis zu geben meinen.

Dem Namen nach gilt diese Anfeindung nur dem Studium des Alterthums, und was ist leichter und fasslicher für

den Unkundigen als der bündige Beweis, dass die Kenntniss der alten todten Sprachen, deren Erlernung soviel Zeit in Anspruch nimmt, nichts nütze und folglich unnütz sei? An statt von neuem hier den Lobredner der classischen Studien zu machen, deren Werth dem Kundigen ohnehin klar ist, dem Unkundigen aber selbst durch die glänzendste Beredsamkeit um nichts klarer werden kann, als dem Blinden die Pracht der Farben oder dem Gehörlosen das Reich der Töne, beschränke ich mich auf die Behauptung, dass jene Bildung, welche der Gelehrsamkeit den Krieg ankündigt, nicht blos die Gelehrsamkeit, noch weniger blos die philologischen Studien, sondern überhaupt die ideale Richtung befehdet.

Die allgemeine Bildung, welche unser vereintes Bemühn bezweckt, ist noch dieselbe, welche die ehrwürdigen Begründer der Reformation, die zugleich die Ordner unserer Schulen wurden, als wahre Humanität anerkannten. Vieles haben seitdem drei Jahrhunderte anders gestaltet, aber die grossen Ideen der Humanität wie der Religion bleiben im Wechsel der Dinge dieselben.

Wie die irdische Atmosphäre täglich wechselt zwischen Kälte und Wärme, Heiterkeit und Wolkenzug, aber hoch über ihr die leuchtenden Gestirne des Tags und der Nacht in ungetrübtem Lichte leuchten, wenn auch die Nebel sie unserm Blick entziehn und dem Wanderer nicht ferner als Leitstern dienen lassen, so sind die grossen Ideen die Leitsterne der Menschheit nicht von gestern und heute, wie die selbstgeschaffenen Bedürfnisse der Menschen, sie bleiben unwandelbar.

Aber nicht in einer Fülle von Kenntnissen, nicht in löblichen Fertigkeiten des Geistes liegt diese ächte Menschlichkeit; beide sind nur die Mittel zum Zweck, um der ganzen Seele jene Stimmung zu geben, in welcher sie sich für das Wahre, Schöne, Grosse, Gute empfänglich fühlt. Zu diesem Ziele führt alle Schulbildung, anfangs auf scheinbaren

Umwegen, am Ende aber und besonders in der Oberklasse geht der Pfad geradenwegs dem Ziele zu. Es ist diess die Bekanntschaft und der Umgang mit dem Vollendetsten, was die Menschheit in ihrer Entwickelung durch Jahrtausende hervorgebracht hat. In diesem Sinne und dieser Ueberzeugung voll habe ich stets vielleicht auf Kosten einer vermeintlichen Gründlichkeit in der Oberklasse weniger Zeit darauf gewendet, die Herrschaft der Schüler über die alten Sprachen vollends auszubilden, so sehr auch eine solche Arbeit der Lieblingsneigung meiner Individualität entsprochen hätte, als ich vielmehr mir zur Hauptaufgabe machte, meine Schüler mit möglichst vielen Meisterwerken alter und neuer Zeit bekannt zu machen. Denn in allen Jahrhunderten, wo die Cultur sich über oder neben der Civilisation geltend machte, gab es unter den Gebildeten eine Masse gemeinsamen geistigen Eigenthums. Wie der Handwerksmann seinen Zunftgenossen an dem Abzeichen des Geschäftes und der Landsmann den Landsmann an der Sprache erkennt, so gab es eine Zeit, wo in weit höherem Grade, als jetzt der Fall ist, das schönste, was die schönen Künste hervorgebracht hatten, im Geist oder oft so gar streng im Gedächtniss aller haftete, die einen höheren Schulunterricht genossen hatten und sich zu den höhern Ständen der Gesellschaft zählten, und es galt nicht für Gelehrsamkeit, noch weniger für Prunksucht, mit Versen und Erinnerungen aus diesem geistigen Gemeingut das alltägliche Gespräch oder selbst den trockenen Geschäftsgang zu beleben, zu veredeln; man konnte gewiss sein, Anklang zu finden und sich verstanden zu sehn.

So sehr ich diese Bildung meinen Schülern zuwenden mochte, so wenig war ich bedacht, sie für die Tagsgespräche vorzubereiten und tüchtig zu machen. Was anderes ist es, was seit Jahren die Gemüther weit und breit beschäftigt und alle anderen Interessen zu verschlingen droht als die Politik? Fern sei es von mir, das zu tadeln; es ist

die Tagesordnung, und die Gestaltung der Dinge ist so, dass auch der ruhigste und zurückgezogenste Mann nicht ohne Theilnahme bleiben kann, noch soll. Aber die Jugend? aber die Schule? Giebt es wohl noch einen unbefangenen Mann in Deutschland, der von der Wortführung dieser Jugend in der Politik ein Heil erwartet, wie vor zwanzig Jahren nach Deutschlands Befreiung und Wiedergeburt wohl auch mancher wohlgesinnte Mann that?

Ich sah in jenem Verfahren zugleich das wirksamste Mittel, vorzubeugen oder entgegenzuwirken der Athaumastie, jener traurigen Unfähigkeit zu dem wohlthätigsten aller Gefühle, zu der Bewunderung. So fest der alte Spruch, dass es der Triumph der Weisheit sei, sich über nichts zu verwundern, in seiner Wahrheit steht, so zuverlässig fest behauptet sich darneben ein anderes Wort, dass derselben Weisheit nichts mehr zieme als die Bewunderung. Wie die Sittlichkeit auf der Ehrfurcht beruht und mit diesem Gefühle steht und fällt, so ist wahre Menschlichkeit nicht denkbar ohne die Fähigkeit, ja selbst nicht ohne das Bedürfniss, das Grosse und Schöne in seiner Grösse und Schönheit anzuerkennen. Nicht zu läugnen ist, dass mancher Natur diese Fähigkeit durch einen Stumpfsinn, der nur für das Gewöhnliche Augen hat, und das Grosse unbewusst übersieht oder in den Kreis des Alltäglichen herabzieht, versagt scheint. Andere hüten sich vor der Bewunderung wie vor einem sträflichen Aberglauben, weil sie wissen, dass nichts vollkommen auf Erden sei, und glauben zum Triumph ihres Verstandes an dem, was andere anstaunen, mit geschärfter Kritik die Flecken entdecken, die Mängel enthüllen zu müssen. Aber die Unglückseligsten sind jene Spötter, die sich freuen, alles was anderen gross, erhaben, ehrwürdig scheint, hinab in den Koth zu reissen und zu besudeln, auf dass alle Welt mit ihnen glauben lerne, alles und alles was über die Gemeinheit der Dinge sich erhebe, sei eitel Schein, Trug und Täuschung.

Zu keiner Zeit, wo die Bildung verbreitet war, hat es an solcher Frivolität gefehlt. Wollen wir verkennen, dass sie auch heute noch in mancherlei Gestalten wuchert und Proselyten sucht?

In der milderen Form mag die Athaumastie dem reifen Mann nach manchen zum Theil herben Lebenserfahrungen leicht verziehn werden an dem Knaben und Jüngling sind sie eine Unnatur, ein Greuel, wogegen ihn nichts schöner kleidet als wenn seine Bewunderung dessen, was er als gross und schön erkennt, sich zu der Flamme der Begeisterung steigert, so oft die Geschichte oder die schöne Kunst ihm einen Gegenstand darbietet.

Mag diese Bewunderung eine einseitige, eine blinde sein, mag der Schüler den Leonidas, den Titus, den Luther und Gustav Adolph für die makellosen Ideale der Vaterlandsliebe, der Güte, der Frömmigkeit halten, ich würde als Lehrer Bedenken tragen, ein solches Bild mit dem Schwert historischer Gelehrsamkeit absichtlich zu zerstören. Verlangt die Wahrheit und Treue durchaus die Berichtigung und muss an dem Grossen auch die Schattenseite vorgekehrt werden, dann mag Wort und Ton des Lehrers zu erkennen geben, dass er nicht anders als mit Schmerz das Amt der Wahrheit übe.

Ich bin mir bewusst, vor diesem Missgriff mich bewahrt zu haben. Was ich noch ausserdem für diese Aufgabe thun konnte, war vielleicht wenig. Doch hab' ich das Vertrauen, dass, wenn die Begeisterung begeistern kann, ich meine innige Bewunderung für Meisterwerke der alten und der neuen Welt auf manchen meiner Schüler übergetragen habe. Nicht jedem Geiste ist es gegeben, die altklassischen Meisterwerke in ihrer Grösse und Herrlichkeit zu erkennen. Um von denen zu schweigen, welche angeborner Stumpfsinn oder selbstverschuldete Arbeitsscheu um diesen geistigen Genuss bringt, ist auch mancher gute Kopf den realeren Fächern

zu sehr zugewandt, um für die schönen Künste gleiche Empfänglichkeit zu besitzen; und manches für das Schöne empfängliche Gemüth kann sich seiner Deutschheit und der modernen Anschauungsweise und Denkart zu wenig entäussern, um die ewige Schönheit auch in der fremden, uns fern gerückten Form zu erkennen, und ist zu einseitig organisirt oder gebildet, als dass ihm nicht der griechische Sophokles so kalt wie die griechische Marmorstatue erscheinen sollte. Ja selbst solche, die dem Studium der alten Sprachen mit Vorliebe zugethan sind, finden es oft weit schwerer, die Schönheit dessen, was sie lesen, zu fassen und zu bewundern, als seine Schwierigkeit zu lösen und zu bewältigen. Die Schule kann auch diese nöthigen, das was sie nicht anspricht kennen zu lernen, und sie thut mit solchem Zwang weder ein Unrecht noch ein unnützes, undankbares Geschäft; aber ihrem Gemüth es nahe zu bringen, das vermag sie nicht, wenn kein Entgegenkommen Statt findet und das Herz sich nicht von selbst aufthut. Und doch bedarf ihr Gemüth einen Gegenstand der Bewunderung. Diese Schüler für solchen Zweck wenigstens auf die neueren, die vaterländischen Meisterwerke hinzuweisen, um sich an ihnen zu erwärmen, halte ich nicht für Verrath an dem Ernst der klassischen Studien.

Viel könnte, ja viel sollte ich noch zu Ihnen sprechen über die Aufgabe, die ich als Lehrer der Oberklasse in Einverständniss mit einem würdigen Mitarbeiter mir gestellt hatte. Auch war es mein Vorsatz, ehe die Masse des Stoffes, den der oben ausgeführte Hauptpunkt darbot, mich wider mein Erwarten überwältigte.

Ist es mir gelungen, das Eine in das gehörige Licht zu stellen, dass unser Bestreben war, aus unsern Schülern nicht Gelehrte zu schaffen, sondern die Gelehrsamkeit als das von jeher erprobte Mittel zu benützen, um sie zur allgemeinen Bildung zu führen, ihren Geist mit edlen Kenntnissen zu bereichern, ihren Verstand mit nützlichen Fertigkeiten zu

schmücken, ihr Herz und Gemüth nicht blos mit Achtung für die Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit zu erfüllen, sondern ihre ganze Seele durch Muster und Ideale für das Schöne und Edle empfänglich zu machen und zu begeistern, dann hat sich diese Stunde reichlich belohnt.

Cas

VIII. *).

Hochverehrte Versammlung!

Ein erhabenes Fest, in unserer nächsten Nähe gefeiert ist mit seiner Pracht und Herrlichkeit vorüber und die lauten Töne des Jubels über ein seltenes Glück sind verhallt, da wagten wir es, Sie in das Stillleben der Schule einzuladen, und den Eindruck, welchen der Schluss eines Berufsjahrs auf jeden Betheiligten ohnehin nicht verfehlt, durch Ihre sichtbare Gegenwart, wie durch Ihre fühlbare Theilnahme wohlthätig zu erhöhen. Dort feierten wir, mit dem Leib oder nur im Geist anwesend, eine glückliche Gegenwart, die Segnungen des Friedens und der Zufriedenheit, die sich an den Namen eines weisen und gerechten Königs knüpfen, hier wird Ihnen ein Sinnbild der gleich bedeutungsvollen Zuknuft vor Augen gestellt, eine vaterländische Jugend mit ihrer Bestimmung, früher oder später an unsere Stelle zu treten und den Geist und das Wohl des kommenden Menschenalters theils in seinem Bestand zu bewahren, theils auch wohl neu zu gestalten.

Ja wohl, neu zu gestalten! denn wer fühlt es nicht bei jeder neuen Kunde aus der Nähe und Ferne, dass wir am Schlusse einer grossen Entwickelungsperiode, gleichsam am Ende einer Jahreszeit der Menschheit leben, ungewiss und

*) Gehalten bei der öffentlichen Preisvertheilung am **30.** August **1833**, unmittelbar nach dem durch die Gegenwart Sr. Majestät des Königes verherrlichten Volksfeste in Nürnberg.

mit Spannung erwartend, ob wir einem Frühling oder einem Herbst entgegen gehn. Schon manchem Jahrhundert hat der höchste Leiter der Weltgeschichte dieses Gefühl theils zu geniessen vergönnt, theils zu ertragen auferlegt, aber in keiner Zeit noch, so weit unser Blick reicht, hat so umfassend und so in allen und jeglichen Richtungen des menschlichen Wollens und Denkens und Treibens ein Kampf zwischen altem und neuem Dasein sich herausgestellt, wie jetzt vor unsern Augen, und nie hat so allseitig das Alte sein Recht behauptet, zu sein und fortzubestehen, und das Neue seinen Anspruch geltend gemacht, zu werden und zu entstehn, wie in der gegenwärtigen Zeit.

Nicht am wenigsten ist die Sphäre des Unterrichts und der Erziehung, kurz der Jugendbildung von diesem Zwiespalt der Ansichten und des Glaubens berührt worden. Hat man doch selbst in der Erziehung der untern Stände unserer bürgerlichen Gesellschaft, in der eigentlichen Volksbildung sich noch nicht verständigt, bis zu welchem Grade gesteigert die Aufklärung fortfahre oder aufhöre, ein wahrer Gewinn für den Lehrling und ein gefahrloses Gut für sein Vaterland zu sein; wie viel grösser ist die Verschiedenheit der Ansicht über die Art und die Mittel, um Knaben und Jünglinge, welche künftig durch Wort oder That Theil nehmen sollen an der Regierung des Volkes, ihrem grossen und wichtigen Berufe zuzuführen und heranzubilden.

Seit mehr als einem halben Jahrhundert dauert der Streit, ob die höhere allgemeine Geistesbildung jetzt noch abhängig sei von der Kenntniss des klassischen Alterthums, oder ob dieser Weg zwar vor drei und vier Jahrhunderten der nächste, sicherste, zweckmässigste gewesen, jetzt aber durch die ganz veränderten Verhältnisse der Zeit und Anforderungen des Lebens zu einem veralteten Weg und einem Umweg geworden sei, der einem neuen weichen müsse; ein Streit, welcher anfangs nur als kühne Ansicht und Neuerung die

Federn der Gelehrten beschäftigte, allmählich aber auch ausser diesem Kreise Theilnahme fand und gegenwärtig ein weit verbreitetes allgemeines Interesse gewonnen hat. Auch hier wie überall sind die Vertheidiger der Uebertreibung, die Ultrasprecher die lautesten. Hier ein Festhalten dessen, was sich früher bewährt hat, gleich als bleibe die Welt, die Zeit, die Menschheit stets dieselbe, dort eine Verachtung des bisherigen, gleich als könne die Gegenwart nach Willkühr sich von der Vergangenheit losreissen. Eine weise Regierung hat für beide Stimmen ein offenes Ohr und sucht dem energischen Geschrei der Extreme und zugleich dem Beirath der Gemässigten abzulauschen, für welche Ideen die Zeit bereits vorüber, und für welche sie noch nicht erschienen sei. Aber die Regierung kann im grossen und allgemeinen durch Anordnungen und Gesetzgebung wirken; unter und mit ihr müssen auch die einzelnen Anstalten je nach den Bedürfnissen des Orts und der Zeit den stätigen und allmählichen Uebergang von dem Alten zum Neuen in seiner Nothwendigkeit erkennen, in seiner Verwirklichung leiten.

So sei es mir erlaubt, heute hier auszusprechen, in wieweit auch die hiesige gelehrte Schulanstalt an den früheren Grundsätzen der gelehrten Schulbildung festhält, und wieviel sie von den neueren angenommen hat; auszusprechen, worin sie den lauten Forderungen der Zeit theils standhaft entgegentritt, theils freundlich entgegenkömmt; kurz lassen Sie mich ein pädagogisches Glaubensbekenntniss ablegen, nach welchen Grundsätzen und in welchem Geiste ich die Vorbildung der uns anvertrauten Zöglinge theils als Lehrer selbst leite, theils als Vorstand der Anstalt von meinen Mitarbeitern geleitet zu sehn wünsche.

Und wenn ich bei dieser Darstellung auf den Schmuck der Rede Verzicht leiste und in schlichten Worten die Behandlungsart der einzelnen Zweige des Unterrichts vor Ihnen bezeichne, so wird diess in dem natürlichen Ernst

dieser Gegenstände seine Rechtfertigung, wenigstens seine Entschuldigung finden.

Den Mittelpunkt unserer Schulbildung macht fortwährend das Studium der griechischen und lateinischen Sprache und der altklassischen Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen und Redner aus. Dürfte Stimmenmehrheit immer als des Rechten Probe gelten, so wäre dieser durch den uns vorgeschriebenen Schulplan bekräftigte, von uns Lehrern mit Liebe und Ueberzeugung ausgeführte Grundsatz ein verkehrter. Wir können uns nicht bergen, dass die öffentliche Stimme in unserem Vaterland sowohl als draussen dieser Beschäftigung mit dem Alterthum keineswegs hold ist. In gelegentlichen Ergüssen des Gefühls so wie in den öffentlichen Versammlungen, in welchen die Vertreter der Nation das Wohl und Bedürfniss ihres Vaterlandes berathen helfen, in Worten wie in Schriften, den Regierungen wie den Lehrern gegenüber, kurz überall spricht sich dieser Glaube der Mehrheit unverkennbar aus. Ein nicht geringer Theil dieser Stimmgeber besteht freilich aus Laien, welche den alten Spruch bewahrheiten wollen, dass eine Kunst nur den zum Feind hat, der sie nicht kennt. Ihr Satz und Schluss ist oft kurz und bündig genug: die alten Sprachen sind nicht mehr brauchbar, also sind sie unnütz. Vergebliche Mühe ist hier der gute Wille zur Verständigung. Denn der Begriff des Nutzens ist ein ganz verschiedener für den Menschen, je nachdem er mit seinem Dichten und Trachten zugleich der höheren geistigen Welt angehört, oder in der sinnlichen Welt und in dem, was er zur Nahrung und Nothdurft und Bequemlichkeit des Lebens bedarf, Befriedigung findet. Im Sinn der letzteren kann auch die Poesie mit ihrem grossen Gefolge der schönen Künste keinen andern Namen verdienen als den eines vornehmen Müssiggangs. Danken wir Gott, dass diese Gesinnung nicht von einem Throne herab erschallt; denn wenn sie zur Herrschaft gelangte, würde der Mensch, wie

der Dichter sagt, um des armen Lebens willen alles das verlieren, um was es sich erst wahrhaft verlohnt zu leben! *) Selbst in einem befreundeten Nachbarland, das sich oft genug als den Sitz der deutschen Intelligenz rühmt, hat diese Gesinnung unter dem Namen der öffentlichen Stimme von einer Seite her der Regierung den Rath ertheilt, die gelehrte Schulbildung in jenem Sinne zu ändern, aber die verdiente Belehrung oder Zurechtweisung erhalten.

Allein hüten wir uns vor Selbsttäuschung! nicht blos stumpfsinnige, der Begeisterung unfähige, für das Schöne unempfängliche Schreier sind es, die sich als Gegner der Bildung durch das Alterthum bekennen; verschliessen wir auch das Ohr nicht gegen die ernsten Zweifel gutgesinnter Denker: so hören wir hier wohlmeinende Verfechter des Christenthums befürchten, dass der Umgang mit den geistreichsten Wortführern des Heidenthums das jugendliche Gemüth selbst dem christlichen Sinne abhold mache und dem heidnischen Glauben zuführe; so hören wir dort begeisterte Freunde des Vaterlands eifern, dass der antike, fremde Geist den ächten deutschen verdränge oder durch Mischung verderbe; so hören wir anderswo gemüthvolle Pädagogen, welche in dem Sprachstudium an sich und vielleicht selbst in den alten Schriftstellern eine einseitige Richtung auf den Verstand sehn, wobei die Gemüthswelt unangebaut bleibe und verdorre. Es kann meine Absicht nicht sein, auf diese einzelnen Zweifel zu antworten: es wäre Unverstand und Uebermuth, sie mit Verachtung zurückzuweisen; aber es giebt mehr als einen Weg zur Verständigung, zur Versöhnung. Denn wie so tausendmal im Leben ist auch hier nur der Gebrauch mit dem Missbrauch verwechselt. Lassen Sie mich offen reden.

Als vor vierhundert Jahren das mittlere Europa, Italien an der Spitze, zu einem neuen geistigen Leben erwachen sollte,

*) *Propter vitam vivendi perdere causam!* Juvenal.

sollte, da wies die Vorsehung die Stimmführer jener Zeit auf das vergessene Alterthum und die vergrabenen Meisterwerke Roms und Griechenlands hin. Von ihnen sollten die durch dumpfes Mönchthum und rohes Ritterthum verwilderten Völker ein schöneres Dasein und ächte Menschlichkeit lernen. Mit einer Begeisterung, so allgemein wie sie uns nur in wenigen glücklichen Jahrhunderten der Weltgeschichte begegnet, wurden Virgilius und Homer, Cicero und Plato, Livius und Herodotus als neu entdeckte Schätze begrüsst, wurde um Mittheilung ihrer Sprache, ihrer Kunst, ihres Geistes geworben. Man sah in ihnen wunderthätige Heroen einer untergegangenen hocherleuchteten Vorwelt. Was man an und in ihnen fand, Stoff und Form, Gedanke und Kunst schien ungleich vortrefflicher als was man bisher besessen und gekannt, und ihnen wieder ähnlich zu werden, und mit dem ganzen Leben in das verschwundene Jahrtausend, in die römische Art des Denkens und des Fühlens, des Sprechens und selbst des Handelns zurückzukehren galt für die Aufgabe jedes edleren Menschen. Ich will nicht untersuchen, welchen nachtheiligen Einfluss auf die Entwickelung der Zeit dieses scheinbar widernatürliche Streben haben musste; nur soviel ist gewiss, dass in damaliger Zeit die Bildung einerlei war mit der Kenntniss des Alterthums und seiner Schriftwerke, und dass man geneigt war, alle Abweichung von ihrem Beispiel und ihren Normen als Rückkehr zu der eben bezwungenen Barbarei anzusehen.

Das Menschengeschlecht ist nun vierhundert Jahre älter; die Zwischenzeit hat sich bemüht, auf dem Grund der alten Meister fortzubauen, und die Reformation ist dieses Aufschwungs erstgebornes Kind, und so lange sie sich selbst treu bleibt, auch sein dankbares Kind. Der natürliche Fortschritt unserer Entwickelung kann nicht umhin, die Bildung von Menschenalter zu Menschenalter immer unabhängiger zu machen von der Erziehung durch das Alterthum; ob diese

Unabhängigkeit je einst eine vollständige werden kann, wer mag das bejahen oder verneinen? Noch hat kein gebildetes Volk in Europa sie errungen, selbst jenes Land nicht, dessen Wortführer zuerst den Muth hatten, vor hundert Jahren ihre Bildung als die wahre Weisheit über die des Alterthums als eine Afterbildung zu erheben.

Und wer sollte nicht wissen, durch wieviel festere und zugleich zartere Bande gerade unser deutsches Vaterland mit seinem Geist und Leben an das Alterthum geknüpft ist? Wohl rühmen wir uns jetzt trotz den Griechen und Römern einer selbständigen Nationalliteratur, und dürfen es thun, aber die Gründer und Schöpfer dieses unschätzbaren Besitzes bekannten sich sämtlich mit solcher Entschiedenheit als Schüler des klassischen Alterthums, dass es Unnatur wäre, wenn das nächste Menschenalter sich ihnen so ganz unähnlich fühlen wollte.

Allein ich gerathe auf einen Weg, den ich zu vermeiden bemüht war. Nicht ein Lob und eine Vertheidigung der klassischen Alterthumsstudien ist mein Zweck, sondern vielmehr die Anerkenntniss, dass diese Studien durch den Geist der Zeit und die Entwickelung der Völker zu einer eigenen, neuen, selbständigen Bildung, an ihrer früheren Bedeutsamkeit verloren haben; dass die Philologie nicht mehr die Bildung selbst heissen kann, sondern nur noch ein Theil der Bildung und ein Mittel zur Bildung ist; endlich, dass wir Lehrer der hiesigen Anstalt, obgleich zum Theil diesem Studium als einem Zweige der Gelehrsamkeit mit Vorliebe zugewendet, doch jener Einsicht gemäss handeln; dass wir die klassischen Studien als Bildungsmittel nicht überschätzen, nicht in stumpfsinniger Verblendung oder aus persönlicher Neigung sie auf Kosten und zum Schaden einer wahren allgemeinen Bildung pflegen.

Diese Ueberzeugung hoffe ich auf zwei Wegen zu geben, theils durch Andeutung, in welchem Umfang und in welchem

Geist wir die Alterthumsstudien als Hauptbildungsmittel behandeln, theils durch Nachweisung, wie wenig neben ihm die übrigen Theile der allgemeinen Bildung verwahrlost werden.

Dass die klassischen Studien an manchen Orten von einzelnen Lehrern auch in unserem Vaterland mit verkehrtem Eifer und unfruchtbarem Erfolg betrieben werden, bezeugt die ernstliche Mahnung unserer weisen Regierung, die Lehrer sollen eingedenk sein, dass sie nicht Philologen zu erziehen, sondern durch die vertraute Bekanntschaft mit den Klassikern den Sinn für das Wahre, Gute und Schöne zu bilden und zu stärken haben. Jede Wissenschaft hat ihre doppelte Seite; die eine ist hell und licht, ist der Welt zugewendet und gehört jedem Gebildeten an, und ist fähig, selbst in weiteren Kreisen wohlthätig zu wirken; die andere ist ein ausschliessliches Eigenthum der Wächter und Pfleger dieser einen Wissenschaft, und erscheint zwar diesen in reizendem Licht und ladet sie zur Betrachtung und Forschung ein, lässt aber den Laien eine blos ernste, meist finstere, unwohlthätige Farbe sehn. Da jedoch der Pfleger einer Wissenschaft meistens auch ihr Lehrer ist, so liegt für ihn die Versuchung nahe, auch die ihm allein zugehörige Seite nach aussen zu kehren. Das ist die Gefahr und Klippe, die wir wie jeder andere Lehrer zu vermeiden haben, zu vermeiden streben. Was zunftmässig ist und der Philologie als einem Theil der Gelehrsamkeit angehört, das beschäftigt uns in den einsamen Stunden der Studierstube; auf dem Lehrstuhl, vor der Jugend bleibe der todte Kram verborgen. Sie empfange vor allem, was den Verstand schärft, die Vernunft erleuchtet, die Phantasie regelt, das Gemüth veredelt; denn nicht zum blosen Wissen soll der Schüler angeleitet werden, sondern durch das Wissen zum richtigen Denken und Fühlen. Nur bescheide sich der draussen stehende und wolle nicht absprechend beurtheilen, bei welchem Gränzpunkt die fruchtbare Seite der

Wissenschaft aufhöre und der todte Schatz beginne. Für den sachkundigen und erfahrenen Lehrer nehme ich die Einsicht in Anspruch, dass vieles Unscheinbare und an sich Nichtige durch seinen eigenen Zusammenhang oder durch die Kunst der Verbindung ein unentbehrliches Glied der Kette bildet, und auf mittelbarem Wege dem Verstande Licht oder dem Gemüthe Wärme bringt, während es vereinzelt wie werthlose Kleinigkeit und feiler Gelehrtenkram erscheint. Denn das ernstlichste Bestreben, durch eine Wissenschaft oder Kunst nicht für die Schule, sondern für das Leben zu bilden, schliesst die Gründlichkeit nicht aus, darf sie nicht ausschliessen. Kein Lehrgegenstand aber ist fähiger von Knaben und Jünglingen mit Gründlichkeit und, ich möchte sagen, selbst bis zu einem Grad der Vollendung und Meisterschaft aufgefasst zu werden, als eben die alten Sprachen; da halte man schon desshalb diesen Lehrgegenstand fest und übe den Schüler, nach unseres Dichters Rath:

Freunde, treibet nur alles mit Ernst und Liebe; die beiden
Stehen dem Deutschen so schön, den ach! so vieles entstellt.

Aber wenn heutiges Tags die allgemeine Bildung noch mehr Lehrzweige verlangt als die frühere Zeit, so müssen sich als nothwendige Folge, da weder die Dauer der Tageszeit noch die Gelehrigkeit der Geister in gleichem Maasse gestiegen ist, auch die Ansprüche an die philologische Bildung etwas herabstimmen. Jene Macht über die lateinische Sprache, welche ehemals ein unerlässliches Merkmal jedes Gebildeten und eine fast unbewusste Wirkung des Schullebens war, ist allmählich durch die öffentliche Meinung auf den Kreis der Gelehrten beschränkt worden. Keine Energie der Regierungen, keine Kunst der Methode, kein Eifer der Lehrer kann jenen Zustand zurückführen, denn er war nur möglich durch die allgemeine Achtung, welche der lateini-

schen Sprache die Würde einer lebenden Sprache verlieh und sie mit dem Alltagsleben verbrüderte, durch das lebendige Gefühl der Unentbehrlichkeit ihres Besitzes, ein Gefühl, dessen nur die seltenern Naturen entbehren können, und endlich durch die noch mangelhafte Ausbildung der modernen und volksthümlichen Denk- und Sprechweise, welche gegenwärtig der Aneignung der alten Sprachform wie ein eifersüchtiger Dämon entgegenarbeitet. Aber noch hat jene Sitte sich soweit in Kraft erhalten, dass die Erlernung dieser Sprache keinem Sachverständigen als ein Zeitverlust gilt, und dass die Meisterschaft in ihr als ein Schmuck des Gebildeten betrachtet wird. Drum sei es ferne von uns, auf dieses Bildungsmittel zu verzichten.

Die Schulsprache der Pädagogik hat sich gewöhnt, dem klassischen Unterricht die übrigen Lehrfächer unter dem Namen Realien entgegenzusetzen und versteht unter ihnen den Unterricht in Geschichte und Geographie, in Naturlehre und Naturgeschichte und Mathematik, ja wir hören wohl sogar die Religion und die Muttersprache dazu zählen. Von der ernsteren Betreibung dieser Lehrfächer erwarten viele, ja man kann sagen die entschiedene Mehrheit derer, die über Jugendbildung miturtheilen, das neue Heil, den wahren Segen. Ich kann versichern, dass diese sämtlichen Lehrfächer ihre Stelle, so wie in unserer allgemeinen Schulgesetzgebung, so auch in unserer Anstalt einnehmen, dass sie mit Ernst und Gewissenhaftigkeit und auch innerer Theilnahme gelehrt werden, aber doch vielleicht in anderem Geist und mit anderer Tendenz, als jene Reformatoren meinen. Es herrscht über den Werth und die Wirksamkeit einiger von diesen Unterrichtszweigen so manches erklärliche Vorurtheil, so manche überspannte Erwartung, dass ich gern diese Gelegenheit ergreife, mich theils offen ankämpfend, theils leiser andeutend auszusprechen, in welchem Geiste diese Realien von uns behandelt werden.

Der Unterricht in der Weltgeschichte ist erst durch die neuere Pädagogik in den Kreis der Schule eingeführt. Auf der Anstalt, welcher ich meine Schulbildung danke *), fehlte er ganz, und ich glaube behaupten zu können, gleichzeitig auf allen Gelehrtenschulen, welche seit ihrer Gestaltung durch unsere grossen Reformatoren keine neue Reformation erfahren hatten. Wurde auch auf die alte Geschichte von Griechenland und Rom Rücksicht genommen, so blieb doch die Kenntniss des Mittelalters und vollends der neuern Zeit völlig dem späteren academischen Studium aufgespart, und das Interesse an dieser Wissenschaft ward mehr für eine freie Kunst angesehn, etwa wie die Musik, als für einen wesentlichen Theil der Jugendbildung. Ja wer die Geographie mit Vorliebe trieb und durch solcher Art Kenntnisse sich auszeichnete, stand in geringem Ansehn bei Lehrern und Mitschülern, als einer der dem leichtesten und fast mechanischen Geschäft sich am liebsten zuwende, lieber einsammle als verarbeite, und die eigentliche Mühe des Denkens scheue. Für diese Ansicht ist die Zeit vorüber. Die wissenschaftliche Bildung hat sich mit dem thätigen Leben in dem letzten Menschenalter so befreundet und verbrüdert, dass der Gebildete an den Interessen seiner Zeit und wie sie geworden, Antheil nehmen muss, und wie ist das möglich ohne Geschichte? Zu diesen Kenntnissen soll nach den Forderungen unseres Jahrhunderts schon die Schule vorbereiten, anregen und anleiten. Diess geschieht, es geschieht auf allen vaterländischen Schulen, es geschieht auf der hiesigen sogar durch einen besonderen, der Geschichtsforschung ergebenen

*) Schulpforte, in den Jahren **1807** bis **1810**, also in der Zeit als sie noch eine sächsische Fürsten- oder Klosterschule war, und ehe sie an das K. Preussen abgetreten, nach der Form der preussischen Gymnasien neu organisirt wurde.

Lehrer. Aber dem Erwarten jener Ueberspannten, welche von dem Geschichtsstudium den Haupteinfluss auf die geistige Entwickelung des Knaben und Jünglings hoffen, dem kann nicht entsprochen werden, soll nicht entsprochen werden. Ich sage, es kann nicht, eben weil die Weltgeschichte ein so erhabener Gegenstand wirklich ist, wie jene Ueberspannten behaupten, und eben desshalb zu gross und zu riesenhaft nicht blos durch die Masse ihres Umfangs, sondern mehr noch durch die Tiefe ihrer Idee, um selbst von dem geistvollsten Jüngling in ihrer wahren Bedeutung aufgefasst zu werden; ich sage, es soll nicht, weil dieses Studium mit praktischer Beziehung so früh getrieben, zur Frühreife und Altklugheit führt. Oder ist es etwa die Aufgabe der Schule, ihren Zögling so reif zu entlassen, dass er im achtzehnten Jahre das vermöge, was streng genommen nur grossen Geistern gewährt ist, seine Zeit zu begreifen, und ein festes, sicheres politisches Urtheil dem reifen, lebenserfahrenen und geprüften Mann gegenüber verfechten könne? Ist es nicht genug, wenn seine Gefühle frisch genug und seine Vorkenntnisse vollständig genug sind, um seinen Blick über den engen Kreis der nächsten Umgebung und des egoistischen Interesses hinauszuwerfen und die Ereignisse mit wissbegierigem Sinne aufzufassen?

Der Unterricht in der Religion ist gesetzlich einem geistlichen Lehrer übergeben, welcher unter Mitaufsicht der kirchlichen Behörde nicht Natur- oder Gefühlsreligion, nicht Religionsphilosophie lehrt, sondern positives Christenthum im Sinne des evangelischen Lehrbegriffs, aber auch dieses nicht in einer systematischen Form, welche dem academischen Vortrage ungebührlich vorgreifen würde, sondern mittelst Erklärung der heiligen Schrift. Diese Schrift dem jugendlichen Gemüthe aufzuschliessen und nahe zu bringen und theuer zu machen, dem Knaben in der Uebertragung, dem Jünglinge in der Ursprache, das ist die höchste Aufgabe

dieser Lehrer. Denn wie unendlich viel ist gewonnen, wenn der einzelne in den späteren Jahren des zum Unglauben hinneigenden Zweifels — eine Krisis, von welcher selten ein selbständiger Geist verschont bleibt — mit jenem kindlich-frommen Zweifler fühlt, der von sich bekannte, dass er irre geworden sei in seinem Glauben, aber Gott inbrünstig gebeten habe, es möchte dennoch seinem Zweifel zum Trotz das wahr sein, was er sonst mit solcher Freude geglaubt habe und jetzt nicht mehr glauben könne. Wohl dem, der christliche Worte und Lehren zu seinen Jugenderinnerungen zählen kann!

Klagt man vielleicht, dass bei diesem Unterricht der neunjährige Knabe so manchen heiligen Spruch, der durch seine Tiefe das Fassungsvermögen dieses Alters weit übersteigt, hören und selbst dem Gedächtniss einprägen müsse? Kein ernster Pädagog wird behaupten, dass der Knabe nichts lernen dürfe, als was er sogleich ganz bemeistern könne. So wie wir manches für ein künftiges Vergessen lehren und lernen, so noch mehr für ein künftiges Verständniss. Und wer von uns sollte nicht an sich selbst die wohlthätige Erfahrung gemacht haben, wie wir ein geistiges Besitzthum allmählich in uns wachsen oder licht werden sehen? Dazu aber ist kein Buch so geeignet als eben die heilige Schrif, jenes einzige Werk, welches zugleich für den Ungelehrtesten kein verschlossener Schatz bleibt, und doch zugleich von dem Gelehrtesten nie ganz zu ergründen und zu begreifen ist.

Für den mathematischen Unterricht ist durch die Schulordnung selbst und ihre Ausführung an hiesiger Anstalt so gesorgt, dass ich einer Erläuterung erhoben bin. An ihn schliesst sich zugleich derjenige Theil der Naturwissenschaft an, welcher der geeignetste scheint für den Schulunterricht, die mathematische Geographie, welche Anlass genug giebt, die allgemeinsten und nothwendigsten Belehrungen aus der

Physik mit in den Vortrag zu ziehn und den Zögling vor der grassen Unwissenheit über die Gesetze der Natur, als deren Herr und Unterthan, als deren Freund und Feind zugleich er in die Welt gesetzt ist, zu bewahren. Ein vollständiger Vortrag über die Naturwissenschaft ist billig dem academischen Leben vorbehalten, nicht zum Schaden gründlicher Schulbildung, da für den Schüler die Versuchung so nahe liegt, über der anziehenden oder gar belustigenden Begleitung der Experimente den Ernst der Wissenschaft ganz zu verkennen.

Wenn fortdauernd die Naturgeschichte, wie wirklich der Fall ist, von dem Schulplan ausgeschlossen bleibt, so hat dies zwar nicht allgemeinen, aber desto lauteren Tadel erfahren. Es geschah schwerlich aus Missachtung des Gegenstandes, sondern in der weisen Absicht, nicht das nothwendige dem nützlichen zum Opfer zu bringen. Dabei ist nicht zu läugnen, dass dieser Unterricht vielleicht vor allen Zweigen einen geistvollen Vortrag fordert und in der Hand eines untüchtigen Lehrers unfruchtbarer bleibt und das Gegentheil des beabsichtigten Zweckes mehr bewirkt, als bei irgend einem andern Gegenstand zu befürchten steht. Wenn wir Lehrer zur Ausfüllung dieser vermeintlichen Lücke uns blos auf die Möglichkeit der Ermunterung beschränkt fühlen, so hat ein seltenes Glück die hiesige Schule dadurch begünstigt, dass zwei hochgeachtete Lehrer der Academie, berühmte Meister in ihrer Wissenschaft *), aus freiem Antrieb, theils aus Eifer für ihre Wissenschaft, theils aus Liebe zu der Jugend, diejenigen unserer Schüler, welche ihre Neigung zur Kenntniss der Natur hintreibt, um sich versammeln und in zwei wichtige Theile der Naturgeschichte durch Lehre und Anschauung einführen.

*) Der Mineralog Herr Professor Karl von Raumer und der Zoolog Herr Professor Rudolf Wagner.

Noch manches andere könnte von der öffentlichen Meinung vermisst werden, was weder die allgemeine Schulordnung noch unsere Stundenordnung als Lehrgegenstand aufführt, und was doch als Theil der allgemeinen Bildung und als Propädeutik der academischen Studien anzusehen ist. Ich glaube jedoch einen Wink der Staatsregierung nicht misszuverstehen, wenn ich voraussetze, dass diejenigen Lehrstunden, welche die Schulordnung unter dem Namen der Theorie der redenden Künste anordnet, allen diesen scheinbaren Mängeln abhelfen sollen, und hoffe nicht irre zu gehn, wenn ich selbst, nachdem ich diesen Zweig des Unterrichts übernommen, ihn in diesem Sinn und Geiste mehr als nach seinem Wortlaute behandele. Denn wie mein angelegentliches Bestreben ist, dass die Schule in nichts der Universität vorgreife, und wie ich einen besonderen Vorzug unserer Anstalt in dem Umstand erblicke, dass unter meinen Mitarbeitern keiner sich versucht fühlt, die Schule durch einen academischen Anstrich seines Unterrichtes oder seiner Disciplin vermeintlich zu heben und sich selbst dadurch zu schmeicheln, so überlasse ich — wenn ich ohne Unbescheidenheit noch mehr von mir selbst sprechen darf — die eigentliche Theorie als System einem künftigen Vortrag auf Universitäten, und mache es mir zum Geschäfte, diesen Lehrstunden ein encyclopädisches Gepräge aufzudrücken und nach dem Maass meiner Kräfte und Einsichten eine praktische Propädeutik für das academische Studium zu geben. Ich pflege alles Wissenswürdige in diesen Kreis zu ziehn, zu dessen Mittheilung die übrigen Lehrer durch die ihnen zugewiesenen Lehrfächer keinen unmittelbaren Beruf haben; und wie ich die Anfangsgründe der Logik und Philosophie in fragmentarischer, populärer, praktischer Behandlung nicht ausschliesse, so mache ich es zu meinem Lieblingsgeschäft, unsere Schüler zu den Werken der schönen Kunst unseres deutschen Vaterlandes belehrend, mittheilend, ermunternd hinzuführen,

um mit desto grösserer Zuversicht dem Verdacht oder Vorwurf begegnen zu können, als wenn ein deutscher Lehrer seine deutschen Schüler das nahe lebendige Deutschland über dem alten fernen Rom und Griechenland vergessen lehre.

Dass auch die neueren Sprachen, wenigstens die französische, dass auch die freien Künste der Zeichnung, der Musik, der Gymnastik nicht vergessen sind, bedarf der ausdrücklichen Versicherung nicht; die Mittel zu ihrer Erlernung sind gegeben und der Zutritt steht jedem offen; der Entschluss zu ihrer Benützung ist billig nicht den Schülern selbst, sondern ihren Eltern vorbehalten. Wie das Interesse der Lernenden für die eine oder andere dieser Künste dem Wechsel unterworfen ist, haben wir mit gemischter Empfindung in diesem Jahre erfahren. Mit Bedauern sahen wir die freudige Theilnahme an der Gymnastik in dem Grade erkalten, in welchem Regierung und Lehrer ihr Vorschub thaten, eine Erkaltung, welche bei ihrer gleichmässigen Erscheinung durch ganz Deutschland vielleicht als eine nicht blos zufällige, aber nichts desto weniger als eine beklagenswerthe anzusehn ist. An ihre Stelle ist dagegen eine neue Liebe für Musik und Gesang getreten und wie plötzlich erwacht, und während im vorigen Jahr aus Mangel an Theilnehmern der sonstige Schülergesang bei diesem Feste verstummt war und schwieg, so freut sich in diesem Jahre die grosse Mehrzahl derselben Schüler, dieser verehrten Versammlung die ersten Proben wenigstens ihres freudigen Eifers geben zu dürfen. Und sollen wir wählen zwischen der halb entschlafenen und der neu erwachten Kunst und Liebe, so dürfen wir immerhin mit dem Tausch zufrieden sein.

Diess ist der geistige Zustand der Studienanstalt, deren Leitung die Gnade unseres Königs seit vierzehn Jahren meinen Händen anvertraut hat; ihn den verehrten Anwesenden, unter welchen ich Väter und Mütter der uns anvertrauten

Schüler erblicke, mit aller Aufrichtigkeit und Wahrheit vorzulegen, ist mir eine eben so wichtige als theuere Pflicht, eine Pflicht, deren Erfüllung doppelt leicht wird, wo es nicht gilt, ein mangelndes Vertrauen zu erwerben, sondern ein erworbenes zu verdienen und zu bewahren.

IX. *).

Hochverehrte Versammlung!

Darf ich die ersten Worte meiner Anrede wiederum einem Rückblick auf das eben geendete Schuljahr widmen und ein Zeugniss geben, in welchem Zustande Sie die Schulanstalt, der Sie auch heute Ihre Aufmerksamkeit und Theilnahme schenken, an diesem Jahresschluss finden, so müssen wir vor allem dankbar erkennen, dass wenige Jahre so ungetrübt verlaufen sind wie dieses. Kein trauriger Unfall hat uns einen der unserer Pflege anvertrauten Zöglinge geraubt, ja mancher, ernst vom Tode bedrohte und fast aufgegebene Knabe ist uns wie durch ein Wunder erhalten worden; kein unerwünschter Abschied eines Collegen aus unserer Mitte hat die freundlichen Verhältnisse und das gewohnte Zusammenwirken der Lehrer getrübt; keine für uns schmerzliche Verfügung von oben, durch die Sorge für das Ganze und Allgemeine geboten, hat unser einzelnes Wohl geschmälert, unsern besondern Kreis gestört. Und ist es kein unbescheidnes Eigenlob, auch das zu erwähnen, was nicht ohne unser Zuthun gewonnen oder verhütet worden, so dürfen wir uns wohl auf Ihr eigenes Zeugniss berufen, dass in den Vorjahren selten, und in diesem Jahre niemals die Lebenslust unserer Jugend in verbotene Genusssucht, ihr Muthwille in ungebändigte Rohheit, ihre Jugendkraft in maasslosen Uebermuth ausgeartet ist. Vor grösseren Verirrungen, welche an

*) Gehalten bei der öffentlichen Preisvertheilung am 28. August 1834.

andern Anstalten unseres Vaterlands als Frucht der bewegten Zeit an den Tag kamen und das Herz unseres Königs mit Recht bekümmerten und entrüsteten, blieb unsere Jugend durch ihren guten Genius und durch den guten Geist dieser Stadt, welche ihnen ein Beispiel der Zufriedenheit und der Treue darbot, gänzlich verschont.

Wenn demnach die äusseren Schicksale der Anstalt keinen reichen Stoff darbieten, und wir uns dieser Armuth in dem Maasse freuen dürfen, in welchem der seitherige Stand befriedigend schien, so gestatten Sie mir wohl um so lieber, aus dem unerschöpflichen Vorrath pädagogischer Fragen eine der wichtigeren auszuheben und darzuthun, in welchem Sinne die Lehrer Ihrer Kinder sie aufgefasst, beantwortet und zur Aufgabe erhoben haben, und in welcher Weise sie die so gestellte Aufgabe durch vereintes und einträchtiges Wirken zu lösen suchen.

Um jedoch irgend eine Frage aus diesem Bereich zu behandeln, dürfen wir es nicht verschmähn, zuvor zu der wichtigen Vorfrage zurück zu kehren, was der Zweck und die Aufgabe unserer Schulen überhaupt ist.

Ablehnen müssen wir vor allem — was nicht oft genug geschehen kann, eben weil es paradox lautet — die Anmuthung, unsere Schüler für ihren künftigen praktischen Lebensberuf vorzubilden. Das ist einzig die Aufgabe einer noch höher stehenden Lehranstalt und muss es ausschliessend bleiben, so lange die gegenwärtige Form unserer gesellschaftlichen Zustände fortbesteht. Wir können in jedem unserer Schüler nur das sehen, was er wirklich ist, nur den bildungsfähigen, bildungsbedürftigen Menschen, nicht den künftigen Arbeiter im Dienste des Staates oder der Menschheit.

Man wende nicht ein, was ein geistvoller Römer in dem weltberühmten Spruche sagt, dass man in der Schule für das Leben und nicht für die Schule lernen solle. Er hatte Recht, so zu sprechen, denn was dieser Philo-

soph unter dem Leben verstand, hat keine Aehnlichkeit mit dem unserigen. Rom kannte selbst zu Senecas Zeiten noch nicht jenes Joch eines besonderen Berufslebens, in das ein freier Mann sich schmiegen oder gar eindrängen könne, um sein Dasein zu verdienen. Was Seneca hier das Leben nennt im Gegensatz der Schule, das ist nicht der Geschäftsdrang des gereiften Mannes, das ist nicht die Summe der Erfahrungen, durch welche die schönen Jugendträume berichtigt werden, das ist nicht die Menschenkenntniss, welche die Ideale zerrinnen macht; nein! es ist die Lage des freien Mannes, in welchem eine höhere Ansicht des Daseins und des Menschenberufs, von dem Knaben mit Wärme aufgefasst, vom Jüngling mit Ungestüm gehegt, nun im reifen Alter zur milden Frucht gediehen ist und den Mann anleitet, seine sittlichen Ideale und Zwecke nicht blos mit gutem Willen zu verfolgen, sondern mit Ruhe, Besonnenheit und Klugheit nach der Wahrscheinlichkeit ihres Gelingens ins Werk zu sezen. Nach diesem Sinne gedeutet, wollen wir kein Bedenken tragen, auch unsere Zöglinge schon auf Schulen für das Leben zu bilden.

Aber in dem Jüngling, den w i r bilden, dürfen wir auch abgesehn von seinem besondern Lebensberuf, dennoch eine dreifache Lebensbestimmung unterscheiden: wir sollen ihn erziehen zu einer christlichen Gesinnung, zu einem gebildeten Geist und zu einem deutschen Wesen. Die erste Aufgabe theilen wir mit allen Lehrern aller Staaten, in denen man das Kreuz verehrt, denn ist es wie es sein soll, so hat hier der einfältige Volksschullehrer des ärmsten Dorfes wo nicht den gleichen Weg, doch das gleiche Ziel mit dem Erzieher des kaiserlichen Thronerben.

Desto mehr ist die zweite Aufgabe unser fast ausschliessliches Eigenthum. Wie die Gaben verschieden sind, so auch der Beruf, und wie der Beruf, so auch die Bildungsmittel. Wir erziehen für diejenigen Theile der bürgerlichen Gesell-

schaft, welchen man den bevorzugenden Namen der höheren Stände noch nicht streitig gemacht hat. Ihnen ist manche Erkenntniss nöthig und unentbehrlich, welche einem andern Stande nuzlos und einem dritten schädlich ist; und wohl uns allen, dass man beifügen kann, dem einen ist das zu lernen und zu treiben eine Freude und Erquickung, was dem andern eine Qual und Pein ist! Mit welchen Mitteln wir theils in Gemässheit höherer Verordnung, theils in Folge eigner Ueberzeugung diese Aufgabe, unsere Schüler mit Wissenschaft und Kunst für den Platz, den sie einst in den höheren Klassen der Gesellschaft als Organe der leitenden Intelligenz des Staates einzunehmen haben, gehörig vorzubereiten bemüht sind, das habe ich in einer Reihe früherer Vorträge in Ihrer Mitte vorzulegen versucht; erlauben Sie mir am heutigen Tage einen Bericht über das nationale Element unserer Gymnasialbildung; erlauben Sie mir hier die Grundsätze zu entwickeln, nach denen wir die uns anvertrauten Knaben zu deutschen Jünglingen, die Jünglinge zu deutschen Männern zu bilden suchen.

Wir erinnern uns alle mit Schmerz der Zeit, in welcher ein fremdes Volk unsere deutschen Gauen als ehrlicher Feind oder als falscher Freund überschwemmte, unsere angestammten Fürsten verjagte oder seinem Willen dienstbar machte, deutsche Gebräuche höhnte, deutsche Sitte vergiftete, und alles was deutsch hiess, untergrub, um seinem gewaltigen Führer folgend, nach solchem Gelingen auch andern Völkern ein gleiches anzuthun, um nach Ausrottung aller Eigenthümlichkeit der einzelnen Völker aus Europas Nationen eine grosse Heerde und ein grosses Frankreich zu machen. Als durch den Heldenmuth deutscher Jugend das Vaterland befreit und mit der Freiheit ein sicherer Friede errungen war, da schwellte ein hohes Gefühl jede Brust, die Begeisterung für das Palladium, das eben mit Deutschlands Blut wieder erobert und gerettet

worden,

wurde, für die Deuschheit. Was sich Jahre lang niedergedrückt sah, das ward nun um so höher erhoben, und wer mochte damals zürnen, wenn des Guten zu viel geschah oder das Gutgemeinte nicht immer das Richtige war. Alle Begeisterung ist ihrem Wesen nach einseitig, und die glühende Liebe geniesst das uralte Vorrecht, blind zu sein. Die Glut hat seitdem zwanzig Jahre lang Zeit gehabt, sich zur Wärme zu mässigen; da wollen wir mit Nachsicht und Billigkeit jene überschwängliche Deutschheit richten, mochte sie sich bald in leidenschaftlichem Hass gegen den ehemaligen Feind, bald in verblendeter Verachtung desselben kund geben; mochte sie anderwärts bald die Zauberwelt der deutschen Ritterzeit, bald die barbarische Riesenkraft jener Germanen, die gegen Varus einst fochten, mit schwärmerischen Wünschen oder abentheuerlichen Versuchen zurückzuführen trachten; mochte sie endlich hie und da sich auch in wesenlose Eitelkeiten verlieren und in altdeutscher Tracht und Kleidung ihr Mitgefühl für das neuerrungene Volksthum zur Schau stellen. Das alles hat die Zeit und Erfahrung ausgeglichen.

Ich brauche nicht zu versichern, dass es diese Deutschheit nicht ist, welche unsere Schule pflegt und fördert; ja kaum hat sie je Anlass gefunden, solchen Verirrungen entgegenzuarbeiten.

Auf eine erschöpfende Entwickelung des deutschen Nationalcharacters einzugehn, kann hier meine Absicht nicht sein; es wird dem Zweck dieses Vortrags besser dienen und Ihre Billigung sicherer finden, wenn ich mich auf diejenigen Grundzüge unserer Volksthümlichkeit beschränke, welche durch die Schulbildung geweckt, entwickelt und befestigt werden können.

Die Eigenthümlichkeiten, durch welche sich der Deutsche von andern Völkern unterscheidet, haben in seinem Geiste wie in seinem Herzen ihren Sitz; im Denken und Wissen

wie im Fühlen und Handeln; in Wissenschaft und Kunst wie in Sitten, Gewohnheiten, Grundsätzen des Lebens gibt sich der ächte Sohn des Vaterlandes zu erkennen. Und obgleich sich diese Eigenschaften alle in der Wirklichkeit durchdringen und bedingen und ein untrennbares Ganze bilden, so verlangt doch die Betrachtung gebieterisch, sie zu sondern und zu scheiden.

Was thun wir erstens für die Ausbildung des deutschen Geistes?

Wir pflegen vor allem die Muttersprache, dieses Heiligthum jedes Volkes, welches seine Verbrüderung unabhängig von allen äusseren Schicksalen, Zersplitterungen und selbst Feindschaften für alle Zeiten bezeugt und gewährleistet. Und der Deutsche ist überdiess mit dem Besitz einer Sprache gesegnet, die sein Stolz sein darf; uralt, ursprünglich, unvermischt nach dem unbestreitbaren Zeugniss ihrer Geschichte; rein, schön, kraftvoll nach dem Urtheil nicht der bestochenen Deutschen allein; biegsam, gefügig, geschickt zu Ernst und Scherz, zur Dichtkunst und zur Wissenschaft, zur Rede und zum Gesang, nach den Erfahrungen aller Zeiten. Keine Aeusserung der öffentlichen Stimme ist gerechter als die Forderung, dass die Muttersprache auf Schulen nicht den fremden, den alten, den todten Sprachen zum Opfer gebracht werde. Und wie vielfache, zum Theil wie gerechte Klagen vernimmt man über den Mangel an Herrschaft über die deutsche Sprache, welcher sich auch bei den Zöglingen der Gelehrtenschulen offenbare! Aber wenn die Schuld davon allein den Schulen zugeschoben wird, so beginnt das Unrecht, und wenn die Klageführer zugleich die Gegenmittel vorschreiben, so beginnt der Irrwahn. Lassen Sie mich mit Andeutungen, welche die unpassende Form einer pädagogischen Abhandlung vermeiden werden, dem Unrecht wie dem Irrthum begegnen.

Die Sitte, die Muttersprache überhaupt in den Schulen

zu lehren, gehört überhaupt den neuesten Erfindungen an. Die Meister des deutschen Stiles, unsere Klassiker erhielten keinen solchen Unterricht. Als Wieland gefragt wurde, von wem er sein schönes Deutsch gelernt habe, wen nannte er als seinen Lehrer? den Römer Cicero. „Durch Lesung seiner lateinischen Meisterwerke, sprach er, habe ich mir klar gemacht, wie er denkt, die Gedanken theilt, den einen zu dem andern stellt, sie beleuchtet und ergänzt; ich habe mein Schönheitsgefühl an dem Bau seiner Perioden geschärft und mich dann bemüht, es mit dem Stoff meiner Sprache, der mir so gut gegeben war wie ihm der Stoff der seinigen, ihm nachzuthun.“ Diese Bekenntnisse bestätigen nur Horazens alte Lehre, dass das richtige Denken der Anfang und die Quelle aller guten Schreibart ist. Und was folgt daraus? dass sich die Kunst, gut deutsch zu sprechen und zu schreiben, nicht wie eine andere Kunst lehren lässt, dass sie eine Frucht der allgemeinen Bildung und eine Aeusserung eines durchgebildeten Geistes überhaupt ist. Niemand k a n n klar schreiben, ehe er klar denkt, und wer klar denkt, der m u s s klar schreiben; eines bedingt das andere. Nur nachhelfen kann die Schule. Wenn der Erfolg den Bemühungen nicht immer entspricht, so lasse man die Schwierigkeiten nicht aus dem Auge, welche zu besiegen sind. Vor allem erfordert die Anlage zu schöner Schreibart mehr als anderes nicht blos Willen und Fleiss, sondern eigentliches Talent, und überdiess nicht das Talent des scharfen Verstandes, sondern das seltenere der lebendigen Phantasie. Im Stil erscheint der Mensch selbst, ist ein alter, wahrer Lehrsatz, der längst aus der Philosophie in das Leben übergegangen ist. Aber Talent dem gewöhnlichen Kopf zu verleihen, einen Funken der ätherischen Himmelsgabe Phantasie dem trockenen Verstande einzuhauchen, das ist eine geheime Kunst, die noch ihres Erfinders wartet.

Zweitens wirkt das Beispiel und der Zeitgeist redlich

entgegen. Unsere westlichen Nachbarn haben unter Begünstigung vieler Umstände ihre Sprache fertig gemacht und gleichsam abgeschlossen, so dass jeder Franzose mit dem andern schnell einig ist, was gut französisch gesagt sei, was nicht. Bei dem Deutschen beruht diess Urtheil auf dem Gefühl des Einzelnen und für den, welcher Meisterschaften anzuerkennen geneigt ist, auf dem Urtheil der Besten und der Meister. Aber wer kann verkennen, dass wir jetzt einer literarischen Anarchie entgegen gehn, in welcher die lautesten Sprecher alle Nachbildung verschmähen, um original kräftig zu sein? Haben wir doch Mühe genug, nur das was man hochdeutsch nennt, für den gewöhnlichen Gebrauch zu retten. Wir Lehrer sorgen unseres Theils, dass unsere Schüler sich dessen wenigstens in dem Bereich der Schule und im Verkehr mit dem Lehrer nicht entschlagen; denn was man hochdeutsch nennt, ist — abgesehn von dem Werth oder Unwerth dieser Mundart andern reicheren, wohltönenderen Mundarten gegenüber — es ist jedenfalls unsere Gesamtsprache, eine allgemeine Umgangsschrift und Büchersprache der gebildeten deutschen Welt, ohne welche im Volk eine Verwirrung herrscht. Jeder Deutsche, dessen Beruf nicht auf den engsten Kreis beschränkt ist, soll sie neben der Mundart, die er spricht und unbeschadet dieser und ihrer Rechte im traulichsten Verkehr, kennen und nicht als bloses Eigenthum der gelehrten Stände missachten. Aber eben hier begegnet der Lehrer einem grossen Widerstand, der mindestens eben so gross ist als die häusliche Gewöhnung; die Schüler selbst und nicht eben die roheren scheuen den Gebrauch der gebildeten Sprache, als wäre dieses äussere Zeichen der Bildung Vornehmthuerei. Auch diesem Irrthum entgegenzuarbeiten ist unser Augenmerk und Bemühn.

Drittens liegt eine Entschuldigung zugleich und ein Trost in folgender Betrachtung. Nur das volle Herz macht beredt. Gebt dem Knaben oder Jüngling einen Stoff, bei dessen

Bearbeitung er warm wird und vergisst, dass seine Arbeit nicht als blose Schulübung oder Schulprüfung gelte, dann erst wird sichs zeigen, ob er seiner Sprache mächtig sei oder nicht. In allem andern hat mich wenigstens Erfahrung und Ueberlegung zu einem nachsichtigen Lehrer gemacht.

Wenns euch nicht Ernst ist was zu sagen,
Ists nöthig Worten nachzujagen?

wie der Dichter sagt; denn blose Worte, die so blinkend sind, sind unerfreulich wie der Nebelwind, der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt.

Mit der Muttersprache Hand in Hand geht die Bekanntschaft mit deutscher Literatur. Auch auf sie nehmen die Schulen des vorigen Jahrhunderts keine Rücksicht, und ich selbst erinnere mich oft mit Lächeln, wie auf der ehrwürdigen Anstalt zu Schulpforte, welcher ich meine Bildung danke, die Werke der deutschen Dichter, welche sich allmählich und heimlich Eintritt verschafften, von Lehrern und Schülern mit einem herkömmlichen Namen als falsche Bücher bezeichnet wurden, weil nur Homer und Horaz und deren Landsleute das Recht genossen, gelesen zu werden. Seit Deutschland einen eigenen Schatz volksthümlicher Meisterwerke selbst besitzt, musste diese starre Einseitigkeit zu Grabe gehn. Aber es bedarf nun der Vorsicht, nicht des Guten zu viel zu thun. Einer guten Sache wird häufiger durch unkluge Freunde geschadet als durch boshafte Feinde. Die Schule muss sich begnügen, für diese Studien im allgemeinen anzuregen, aber soll nicht im besonderen in sie einführen, wie in einen wirklichen Lehrgegenstand. Oh wollten doch die Lehrer alle überall, wollten doch vor allem die Männer, die vom wärmsten Eifer beseelt die Schulordnungen reformiren und bessern, nicht vergessen, wieviel das Wissenswürdigste und Edelste an Reiz verliert, wenn es in den Kreis der regelmässigen Schulbehandlung gezogen und zur Schulaufgabe gemacht wird! Es gibt des Lernstoffes genug, dem

dieser Reiz an sich abgeht und erst durch sinnige Behandlung oder durch kräftigere Mittel verliehen werden muss; lasse man doch dem freien Trieb und geistigen Bedürfniss des Schülers auch einen Gegenstand zur Wahl übrig! Die einzelnen Winke eines Lehrers, der mit Achtung und Bewunderung auf die vaterländischen Meister unserer redenden Künste hinweist und durch sein Beispiel zeigt, dass er sie mit Liebe und Frucht in sich aufgenommen, die wirken anregend, während die Versuche, sie durch eine gründliche Erklärung gleich einem alten Klassiker der Seele des Jünglings näher zu bringen, zu nichts geführt haben als zur Abspannung, zur Langenweile, zum Ueberdruss und gar zum Spott.

Soll ich auch von der deutschen Geschichte sprechen? Ich gehöre nicht zu denjenigen, welche den Geschichtsunterricht zu den Hauptbildungsmitteln für den Knaben und Jüngling auf Gelehrtenschulen zählen; denn diejenige Seite der Geschichte, welche auf dieses Alter einzuwirken vermag, kann zwar die Phantasie angenehm beschäftigen und das Gemüth wohlthätig ansprechen, aber ist für die eigentliche Gymnastik des Geistes, welche Hauptaufgabe der Schule bleiben muss, von untergeordneter Bedeutung; und die andere Seite derselben Wissenschaft, welche die höchsten Seelenkräfte in Thätigkeit versetzt und anspannt, verlangt einen gereifteren Geist als der begabteste Schüler ihr entgegenbringen kann, und bleibt somit ohne Wirkung. Allein so weit die Geschichte eine Aufgabe der Schule ist, wird kein Lehrer sich den Genuss versagen, unser deutsches Vaterland in seiner Herrlichkeit darzustellen, und nicht blos die grossen Geister und sittlichen Helden — und welche Nation kann mehr Männer aufweisen, welche beides vereint waren? — vorzuführen, sondern auch auf den erhabenen Beruf unseres Volkes, zu dem seine Lage in dem Mittelpunkte Europas, dieses Mittelpunktes aller Bildung und Gesittung unseres Erdballs es bestimmt, hinzuweisen; wie in den achtzehnhundert

Jahren, seit die Germanen in die Reihe der weltgeschichtlichen Völker eingetreten, allein deutsche Völker und Fürsten nicht weniger als neunmal Europa vor dem Unheil eines drohenden Weltreichs und einer allgemeinen Knechtschaft bald gegen Barbaren, bald gegen noch gefährlichere Tyrannen bewahrt oder gerettet hat.

Unter den deutschen Nationaltugenden sticht eine vor allen hervor, die Treue und Wahrhaftigkeit. Wenn der Germane, erzählt der älteste Zeuge von der Denkart unserer Ahnen, wenn der Germane seiner Spielsucht nachhängend alles verloren hat, so setzt er auf den letzten verzweifelten Wurf sich selbst und seine Freiheit; verliert er, dann lässt er sich, wenn auch an Jugend und Stärke überlegen, doch willig in die Knechtschaft führen, binden, verkaufen; das nennen sie Worthalten. Und wer weiss nicht, wie ein deutscher Fürst Jahrhunderte später ein ähnliches that, zum Erstaunen des heiligen Vaters. Wie in verschiedenen Zeiten die griechische, die punische, die spanische Treue durch die bitterste Ironie die Meisterschaft in Lug und Trug bezeichnete, so verstanden alle Zeiten unter der deutschen Treue die ächte Heilighaltung des gegebenen Wortes, von welcher Fürst und Ritter, und nicht minder der Bürger und Bauersmann seine Ehre, sein wahres Leben abhängig glaubte. Ein Mann ein Wort, das ist ein Spruch deutschen Klanges! Was ein griechischer Dichter seinem Helden in den Mund legt: Nur die Zunge schwur das, aber das Herz weiss nichts davon! oder was der Nestor unserer heutigen Diplomaten im Mund führt, dass die Zunge dem Menschen gegeben sei, um seine Gedanken zu verhüllen, das ist wohl witzig, aber verliert, in deutsche Worte übertragen, aus deutschem Munde gesprochen, all seinen Reiz der Leichtfertigkeit. Wie es jedes deutschen Mannes Trachten sein muss, diesen Ruhm dem deutschen Namen seines Theils zu wahren, so haben wir Lehrer und Erzieher noch die besondere Gele-

genheit, diesen Sinn in Verein mit den Eltern in den jugendlichen Herzen zu pflanzen und zu pflegen. In keinem unserer Schulgesetze ist die Lüge namentlich verboten: gewiss mit Recht; die Wahrhaftigkeit ist kein Theil der Disciplin und Ordnung, sondern die Grundlage aller Sittlichkeit. Daher sind wir bemüht, solche Vergehungen anders zu behandeln als die gegen die Ordnung; väterliche Ermahnungen sind hier meistens wirksamer als Strafen, und wenn mich nicht mein guter Glaube täuscht, so trifft und straft den Lügner an unserer Anstalt auch die Missbilligung seiner Mitschüler in ähnlichem Maasse, in welchem an Schulen verderbter Gesinnung der pfiffigste und frechste Lügner sich dadurch zum geachteten Stimmführer in seiner Umgebung aufschwingt. Mit grossem Schmerze würde ich diesen guten Glauben aufgeben; was mich zu ihm berechtigt, ist die Redlichkeit, mit welcher mir von der grössten Mehrzahl auf eine erste Frage die begangenen Fehler eingestanden zu werden pflegten.

Dagegen trachten auch wir Lehrer in der Verwaltung des Ganzen wie in der Behandlung des Einzelnen, diess Vertrauen zu verdienen, diese Offenheit zu bewahren. Erstens durch die treue Pflege der Schwester der Wahrhaftigkeit, durch die strengste Gerechtigkeitsliebe, deren wir uns nicht blos selbst rühmen dürfen. Das Benehmen unserer geehrten Mitbürger, welche sich bei den mit rücksichtsloser Unparteilichkeit gefällten Aussprüchen des Lehrerrathes, so schmerzlich sie auch bisweilen treffen, fast ohne Ausnahme beruhigen, ist ein sprechendes Zeugniss, welches auch unsererseits einer dankenden Anerkenntniss werth ist. Ferner durch standhaften Verzicht auf gewisse Einrichtungen, welche für gewisse gute Zwecke förderlich sein mögen, aber dem sittlichen Gefühl ein Gräuel sind. Ich meine jenes System, welches an manchen Schulen von Vorstand und Lehrern als ein nothwendiges Uebel gebilligt und angewendet wird, das System, die Schüler insgeheim durch ihre Mitschüler zu beaufsichtigen.

Niemand wird läugnen noch verkennen, was auf diesem Wege für äussere Zucht und Ordnung gewonnen werden kann, wie diess fast der einzige Weg ist, jedwede Uebertretung der Gesetze zu dem Ohr des Schulvorstandes zu bringen. Ich habe auch behaupten hören, dass in grossen Städten die Ordnung ohne ein solches System zu handhaben unmöglich sei. Aber noch einmal! mir, und ich spreche es keck im Namen meiner Collegen aus, uns ist diess Mittel ein Gräul. Ein verpflichteter Diener der Anstalt, unterstützt von den Dienern der Stadtbehörden, welchen die Sorge für Ordnung als Beruf obliegt, die sollen dem Bedarf der Schule genügen; der einzelne Schüler von seinem Lehrer aufgefordert zum Zeugniss, soll ein wahrhaftes Zeugniss geben, rücksichtslos, ob es dem Mitschüler Nachtheil bringe oder nicht; das fordern wir und dürfen, müssen wir fordern; aber kein Schüler dränge sich zu diesem Beruf. Und vollends ein Lehrer, der seine Schüler als Spione aufstellt, der Ohrenbläserei begünstigt, der auch nur dem schadenfrohen Angeber sein Ohr nicht verschliesst, der ladet eine furchtbare Verantwortung auf sich; er erzieht die einen zu künftigen Verräthern, und den übrigen vergiftet er ihre Jugend durch Argwohn, und sich selbst und dem Ganzen raubt er die Liebe und das Zutrauen.

Die andere Haupttugend des deutschen Characters ist die Bescheidenheit. Jene Schüchternheit, welche dem französichen Jüngling fremd ist, und wo er sie an andern wahrnimmt, als Blödsinn oder als Feigheit erscheint, ist der Schmuck eines deutschen Jünglings. Er erkennt, dass er noch nichts ist als eine Hoffnung. Viel wäre hierüber zu sagen, wozu die Ereignisse unserer Tage und die Haltung einer unserem Wesen fremden Jugend reichliche Veranlassung geben, wenn die Zeit es gestattete. Diesen bescheidenen Sinn dem wiederzugeben, der ihn verloren hat, das vermag keine menschliche Kunst; er ist unwiederbringlich

wie die Unschuld; aber eh er verloren ist, lässt er sich durch Gewöhnung, durch Lehre, durch Beispiel pflegen, ausbilden, befestigen. Vor allem hilft dazu eine strenge Schulzucht, welche es nicht scheut, die zudringlichen Zumuthungen der modernen Liberalität und Humanität, welche den Antheil an manchen Lebensgenüssen schon für die Jugend anspricht, standhaft zurückzuweisen. Die äussere Beschränkung der Freiheit hat noch keine Kraft erdrückt, sondern nur geübt und gestählt, wohl aber hat frühe Befugniss des Knaben, seinen Neigungen zu folgen und sich des Zwanges zu entledigen, schon manche gute Natur entweder zum Schwächling oder zum Wüstling erzogen und verderbt. Für solche Versagungen, welche die Schulgesetze gebieten, fordern wir strengen Gehorsam von den Schülern, erbitten wir die aufrichtige Mitwirkung der Eltern.

Eine der Aeusserungen der Bescheidenheit ist der äussere Anstand. Ich sage nicht, dass der Anstand auch innere Bescheidenheit verbürgt, aber die Verletzung des Anstandes hat ihre Quelle fast immer in der Unbescheidenheit. Es giebt zwar Fälle, wo der gutgeartetste Knabe oder Jüngling den Regeln der Schicklichkeit nicht nachkömmt aus Unkenntniss des gesellschaftlichen Lebens oder bisweilen selbst aus einem Uebermaass von Bescheidenheit, aus Blödigkeit. Aber solche Mängel und ihre Aeusserungen machen nie einen hässlichen Eindruck, im schlimmsten Fall reizen sie zum Lächeln, in nicht seltenen Fällen erscheinen sie selbst liebenswürdig als Naivität und Abdruck eines unschuldigen Naturzustandes, durch dessen Erscheinungen wir unser künstliches gebildetes Alltagsleben nicht ungern unterbrochen und für einen Augenblick beleuchtet sehn. Unendlich verschieden hievon ist jene freche Freiheit, die bestehenden Formen der gesellschaftlichen Bildung aus Gemächlichkeit zu vernachlässigen oder aus Uebermuth zu verletzen.

Der innere angeborne Lügengeist raunt solchen Jünglingen

ins Ohr, dass alle Höflichkeit, aller Anstand, alle Sitte nur Aeusserlichkeit sei, dass es im Leben auf die Sache und nicht auf Formen ankomme, dass es soliden Sinn zeige, nur an die Sache zu denken, und Pedantismus, um die leere Zuthat der Form besorgt zu sein. Ich will hier nicht erwähnen, wie schwer dieser Grundsatz oder diese Verwöhnung sich später in den gebieterischen Verhältnissen des Mannesalters und des Geschäftslebens büsst; ich will nicht erwähnen, wie alle Verachtung der Form zu Gunsten der Sache, die man erstreckt, auf mangelnden Sinn für das Schöne hindeutet und die rechte gute That, mit Anstand und Sitte vollbracht, der guten Seele in einem schönen Körper vergleichbar ist. Nur darauf will ich aufmerksam machen, dass die Beachtung aller Regeln des äusseren Anstandes zugleich auch eine Uebung in der Bescheidenheit ist; denn der Jüngling unterwirft sich dadurch mit der gebührenden Ehrfurcht den Beschlüssen des älteren Geschlechtes, auch wenn er ihren Grund nicht begreift, ihr Bestehn nicht billigt, und von ihren Vorschriften sich gedrückt und beschwert fühlt.

Es ist unser Bestreben nicht, unsere Schüler in die Geheimnisse des feinsten Anstands einzuführen; diesen Unterricht übernimmt das spätere Leben selbst; wir wollen Natur und Freiheit schonen und nur dem Anstössigen vorbauen, und lieber mit allzu viel Aengstlichkeit als mit zu wenig. Das ist Vorbereitung genug, um einst das höchste Ziel im gesellschaftlichen Benehmen zu erreichen, nämlich die Kunst, innerhalb der Formen sich dennoch unbeengt zu bewegen, und so die männliche Freiheit mit dem gesellschaftlichen Anstand zu paaren.

In diese deutschen Kenntnisse, in diese deutschen Künste, in diese deutschen Tugenden wollen wir fortfahren unsere Zöglinge einzuführen, in ihnen sie zu befestigen, zu vervollkommenen. Wir verkennen mit nichten, dass der Mensch als Mensch und nicht blos als Christ auch zu weltbürgerlichem

Sinn gebildet werden muss; aber die Aufforderungen zum Weltbürgerthum sind so reichlich vorhanden, dass grössere Gefahr droht, ihm das Volksthum aufzuopfern. Ja lasst uns sorgen und wirken, alle, jung und alt, Blüthe oder Hoffnung des Vaterlands, jeder in seinem Beruf, als Regierer, als Väter, als Bürger, durch That, durch Rath, durch Beispiel und Erziehung, dass keines der heiligen Bande gelöst werde; lasst uns mit Liebe umfangen Eltern, Weib und Kind, lasst uns warme, aufopfernde Mitbürger sein unseren Mitbürgern in dieser Stadt; lasst uns vor allem treue Unterthanen sein unseres bayerischen Vaterlands und seines allverehrten Königs; lasst unser Herz schlagen für das Wohl der Christenheit, der Menschheit; aber lasst nicht ausgeschlossen sein aus diesem Kreise unserer Liebe das deutsche Vaterland, und nicht fehlen unter unsern Ehren den stolzen Namen eines deutschen Mannes.

X. *).

Hochverehrte Versammlung!

Mit dem heutigen Tag und mit dieser Stunde, welcher Ihre ehrenvolle Gegenwart den Character eines Festes verleiht, schliessen wir Lehrer abermals ein Jahr unseres Berufslebens, unsere Schüler ein Jahr ihrer Vorbildung ab. Auch Sie, verehrteste Anwesende, fühlen sich bei allem, was dieses Jahr in sich schloss an Förderung unserer Arbeit und an Hemmung derselben, betheiligt, als Glieder unseres gesamten Vaterlandes, dem wir seine künftigen Sprecher und Verwalter erziehn, als Bürger dieser Stadt, deren Ehre, Ruhm und Stolz an die Pflege der geistigen Bildung geknüpft ist, und mehr noch als Väter und Mütter unserer Zöglinge.

Die öffentlichen Prüfungen, welche vor wenig Tagen unter Ihren Augen mit jener Redlichkeit und jede Täuschung, jeden Prunk und jeden falschen Schein verschmähenden Offenheit abgehalten wurden, in deren Anerkennung wir unsern Stolz und Sie Ihr Zutrauen setzen, diese Prüfungen können an meiner Statt ein Zeugniss ablegen, ob und wie weit die Lehrer ihre Pflicht erfüllt und ihre Aufgabe gelöst haben. An wohlwollender Fürsorge unserer väterlich gesinnten Kreisregierung, an gewissenhafter Thätigkeit der Lehrer, meist auch an gutem Willen unserer Schüler hat es nicht gefehlt, aber auch an Hemmungen nicht, gross genug, den Erfolg

*) Gehalten bei der öffentlichen Preisvertheilung am **29.** August **1835.**

unseres Bemühens im ganzen zu beschränken, und uns für das, was zu wünschen übrig geblieben, hinreichend zu entschuldigen. Mit gleichviel Bedauern für die Sache als mit Theilnahme für die Person ist Ihnen bewusst, dass einer der thätigsten Lehrer durch unverschuldete Leiden der verschiedensten Art einen grossen Theil des Jahres hindurch seinem Beruf entzogen wurde und durch seine Abwesenheit nicht blos Eine, sondern zwei Klassen zugleich der Verwaisung preisgeben musste. Aber auch ein älteres Uebel, an welchem die Anstalt leidet, währt gleichzeitig fort; die oberste Klasse des Gymnasiums entbehrt fortdauernd eines eigenen Lehrers, gerade diejenige Klasse, welche die reifsten und erwachsensten unserer Schüler unmittelbar für die höheren Studien vorbereiten und von der Schule auf die Academie hinüberführen soll. Bis die Königliche Gnade durch eine neue Dotation die Möglichkeit an die Hand giebt, diesem Mangel abzuhelfen, sah ich für den Augenblick kein anderes Mittel, als selbst in die Lücke zu treten. Und ist es mir auch bei meiner Vorliebe für den Schulunterricht und bei dem löblichen Eifer der sämtlichen Schüler möglich geworden, sie unbeschadet meiner andern Berufsarbeiten noch gleich einem Klasslehrer zu beschäftigen, so fühle ich doch die Unvollständigkeit meiner Leistungen in Vergleich mit der Wichtigkeit der Aufgabe zu tief, um nicht eine gründlichere Abhülfe dringend zu wünschen.

Desto dankbarer wollen wir auf der andern Seite anerkennen, dass der gute Ruf und die Ehre unserer Anstalt von Seiten ihrer Sittlichkeit auch in diesem Jahre unbefleckt geblieben. Wir dürfen es wagen, Sie zu Zeugen aufzurufen, dass sich unsere Schüler einer glücklichen und ehrenvollen Verborgenheit erfreut und der öffentlichen Aufmerksamkeit und dem Gespräch der Stadt keinen Stoff dargeboten haben. Aber wäre es anders, wir würden nicht in jedem Fall die Verantwortung getragen haben; denn keine Weisheit der

Schulsatzungen, kein Argusauge der Aufsicht, keine Strenge und Consequenz der Zucht wird es vermögen, auch einzelnen Ausbrüchen jugendlichen Uebermuthes für immer vorzubeugen. Aber wenn die Jahrbücher unserer Anstalt mit solch traurigen Erinnerungen arger Excesse vielleicht mehr als andere verschont bleiben und nicht selten Jahre vergehn, ehe eine Disciplinarstrafe von Belang zu verhängen nöthig wird, so wollen wir uns nicht verhehlen, dass der gute Wille der Lehrer durch die günstigsten Verhältnisse von aussen her unterstützt wird.

Die mässige Zahl der Schüler, die es möglich macht, den einzelnen im Auge zu behalten, der beschränktere Umfang unserer Stadt, der die Aufsicht im ganzen erleichtert, das einfache Leben ihrer Bewohner, welches der Zerstreuungsanstalten grosser Städte entbehrt und sträfliche Ausschweifungen mit Schande brandmarkt; die ungestörte Eintracht der Lehrer, die freundliche Mitwirkung der berufsverwandten Behörden, die langjährige Gewöhnung der Schüler selbst an Ordnung und Sitte — lauter Verhältnisse, welche den Erfolg unserer Bemühungen erleichtern und sichern, und welchen wir gern die grössere Hälfte des Verdienstes um die gute Zucht und Ordnung einräumen wollen.

Allein diese Zucht und Ordnung ist nicht das einzige, was die Schule neben dem Unterricht bezweckt. Denn Zucht ist noch nicht Erziehung, Ordnung ist noch nicht Sittlichkeit, und wehe dem Erzieher, der diese Tugenden verwechselt. Die Ordnung lässt sich durch Zucht erzwingen, die Sittlichkeit aber, der wahre Triumph der Erziehung, ist eine Frucht der Freiheit.

Ja ich kann mehr noch sagen: Anstalten, welche einen besondern Werth auf jene Ordnung legen und sie zur Schau tragen, können bei dem tiefer Blickenden den nicht ungegründeten Verdacht erregen, dass dieses geringere Gut erst auf Kosten des höheren errungen, dass über dem Mittel der

Zweck vergessen, dass die Erziehung zur inneren Freiheit der Gewöhnung an äussere Gesetzlichkeit aufgeopfert worden, dass endlich wohl gar der edle, unschätzbare Freiheitssinn durch den übertriebenen, überschätzten Ordnungssinn zurückgedrängt, niedergehalten oder gar erdrückt und vernichtet werde.

Ich bitte daher um die Erlaubniss, in den mir vergönnten Augenblicken meine Ansichten aussprechen und meine Bekenntnisse niederlegen zu dürfen über die wichtige Frage: Wie die Schule den Freiheitssinn der ihr vertrauten Jugend nähren könne und solle. Ich werde das thun, nicht in dem unheimlichen Gefühl, als ob jener Verdacht einer Ueberschätzung der Ordnung auf Kosten der Liberalität auch auf unserer Anstalt laste, und nicht in der Absicht, durch eine Schutzrede die öffentliche Meinung eines besseren zu belehren, sondern weil eine offene Darlegung unserer Grundsätze Ihnen die wohlthätige und beruhigende Ueberzeugung gewähren wird, dass wir in der Pflege des Freiheitssinnes mit Besonnenheit verfahren und des Guten nicht zu viel noch zu wenig thun.

Wenn ein Lehrer und Erzieher öffentlich erklärt, dass er seine Schüler zur Freiheit erziehe, so räth ihm die Klugheit und Vorsicht für die eigene Person, und verpflichtet ihn die Rücksicht auf die Hörenden, ein Wort der Erklärung vorauszuschicken, von welcher Freiheit allein hier die Rede sein könne; denn es ist das Schicksal gerade der Worte, mit denen der Mensch seine höchsten, heiligsten Interessen bezeichnet, in demselben Maasse dunkler und vieldeutiger zu werden, je mehr die Menschen sie besprechen und sie aufzuklären bemüht sind; Freiheit aber war von jeher, seit die Weltgeschichte ihren Gang geht, nicht blos ein vielseitiger, sondern auch ein gefahrdrohender Name.

Nicht meine ich jene Freiheit, von der Europa seit Jahren wiederhallt, als sei sie die einzige unter der Sonne, die politi-

politische Freiheit. Ehre sei ihr gezollt, wie sie's verdient, und wen von uns nicht seine Natur und sein Herz zu ihrer Verehrung triebe, den würde das Gesetz verpflichten, ihr zu huldigen, denn in einem Staate, dem sein König eine Verfassung gab, soll öffentlich keiner sich als Verächter der bürgerlichen Freiheit bekennen. Für die Schule jedoch und für die Jugenderziehung ist sie keine Aufgabe. Es lässt sich allerdings mit glänzenden Worten und Redensarten vorstellen, wie diese Interessen nicht früh genug geweckt und genährt werden können, und wie Familie und Schule wetteifern müssten, dem Vaterland einen künftigen Vorfechter seiner Rechte zu erziehn. Aber wer die Täuschung, die in diesem Eifer liegt, nicht schon mit der Vernunft erkannt hat, den haben ja doch wohl die Erfahrungen der letzten Jahre im Inund im Auslande eines bessern belehrt. Wer sah nicht erst mit gerechtem Staunen, wie in den letzten Bürgerschlachten zu Paris sechzehnjährige Schüler an die Spitze der Volksbewegung vorgeschoben und glänzende Heldenthaten verrichten, und sah dann ohne Entrüstung oder ohne Mitleid dieselben, als sie kaum das siegreiche Schwert in die Scheide gesteckt, gewillt und entschlossen, ihren Vätern und dem gesamten Vaterland Gesetze vorzuschreiben, als hätte dieses Jahrhundert das Palladium der Weisheit den Männern entzogen und den Knaben anvertraut?

Wir kennen noch eine andere Freiheit, deren Wahlspruch lautet: frei ist nur, wer Gottes Knecht ist. Das zu fassen mit dem Geist und mit dem Herzen, die Ueberzeugung, dass der Mensch in dem Maasse die wahrsten, wenn auch unsichtbarsten Sclavenketten abschüttelt, je mehr er alles eigenen Willens ledig, Gottes Werkzeug sein mag, das ist der Gipfel aller Religiosität. Allein diese Freiheit in ihrem ganzen Umfang darzustellen, bleibe dem Redner an heiliger Stätte überlassen.

Der Mensch sucht und bedarf neben ihr noch eine weltliche Freiheit, die weit entfernt mit jener in Streit zu sein,

nur als ihr irdisches und verkörpertes Abbild oder Nachbild erscheint. Jene Freiheit ist eine Tochter der Demuth, diese aber, von welcher ich zu sprechen gedenke, ist ein Kind des Stolzes, jenes edlen Stolzes, zu welchem der Mensch berechtigt ist, wenn er sich dem Thiere gegenüber sieht, ein Stolz, welcher gleich entfernt vom Hochmuth wie vom Uebermuth, von der Eitelkeit wie vom Dünkel, noch mehr Pflichten auferlegt als er Rechte zutheilt. Alle Unterschiede zwischen Mensch und Thier, zu welchen die Natur oder der Herr dieser Natur den Menschen befähigt hat, soll er geltend machen, und wie er diesen Anspruch aufgiebt, diesen Stolz vergisst, diese Freiheit verliert, tritt die Niederträchtigkeit an ihre Stelle und in ihrem Gefolge die Knechtschaft. Dieses lebendige Gefühl der Menschenwürde ist es allein, was ich heute als Freiheitssinn bezeichne.

Und wie giebt er sich kund, dieser edle Stolz und Freiheitssinn? Schön und wohlanständig ist es, wenn schon der Leib Zeugniss giebt, welcher Geist in ihm wohne; wenn der freie Mann schon durch Haltung und Gang sich von jenen Wesen unterscheidet, die die Natur vorwärts gebeugt einherzugehn und den Erdboden anzuschaun gelehrt hat; wenn der sichere Blick und das klare Auge sich nicht scheut, jedem andern Blick und Auge zu begegnen. Aber giebt es auf der einen Seite Unfreie, deren Frechheit die äussere Weise der Freiheit täuschend nachahmt und welche nichts irdisches zu fürchten scheinen, weil sie nichts heiliges scheuen, so kann andererseits der kühne Blick des wahrhaft Freien bisweilen sich verläugnen, wenn ein noch lebendigeres Gefühl der Demuth seine Seele beherrscht. Einen Kopfhänger nennt ihn drum die Menge, nicht ahnend, wie leicht es ihm sein wird, den Stolz und Freiheitssinn hervorzukehren, sobald es gilt und der Mühe lohnt.

Ein untrüglicheres Zeichen dieser Freiheitsliebe ist die ewige Feindschaft gegen die Lüge, und gegen die Schaar

ihrer Kinder und Dienerinnen, gegen die Heuchelei und die Schmeichelei, gegen den groben Betrug und die feine Pfiffigkeit, gegen die verderbliche Heimtücke und den sich selbst verzehrenden Neid, lauter Merkmale des Sclavensinnes in dem Reich der Wirklichkeit wie in jenem der Dichtkunst, wo Homer seinen freisinnigen Lieblingshelden aus dem Innersten seiner Seele rufen lässt:

Tief ist der Mensch mir verhasst, so tief wie die Pforten des Todes,
Welcher anderes denkt im Herzen und anderes aussagt!

Aber auch Muth verlangt der Freiheitssinn; nicht jene blinde Verachtung von Gefahr und Tod, die das ungezähmte Thier des Waldes und die der Mameluk zeigt, eine Tugend, die dem Menschen erst dann am nützlichsten ist, wo er aufhören muss, Mensch zu sein und dem reissenden Thiere gleicht. Dieser Muth ist wie die Körperkraft eine Gabe der Natur, und dem menschlichsten Menschen oft am sparsamsten zugetheilt, aber es giebt einen höhern Muth, dessen der schwächlichste und gebrechlichste Leib und der friedsamste Sinn fähig ist und bleibt, der feste Sinn, der nicht blos Schwert und Dolch und Tod, sondern was dem edleren schwerer scheint, auch das Urtheil der Welt und nöthigenfalls die Schmach nicht scheut, wenn es gilt ein Zeuge der Wahrheit zu sein.

Die Liebe zur Freiheit wird dem Menschen allerdings angeboren, aber in ihrem natürlichen Zustand verfehlt sie des rechten Zieles und bleibt verneinender Art. Daher hat die Erziehung die doppelte Aufgabe, den Zögling zu einer neuen Freiheit heranzubilden, und ihm zugleich seine angeborne Freiheit zu lassen, soweit sie jener neuen Freiheit nicht feindlich entgegenwirkt.

Und durch welche Mittel sucht der Erzieher, suchen wir anwesende Lehrer, wenn ich meine Grundsätze und Uebungen im Einklang mit jenen meiner Amtsgenossen glauben

darf, diesen Freiheitssinn theils zu schonen, theils zu nähren und jedenfalls zu veredeln?

Nicht etwa durch losere Handhabung der Schulzucht. Denn die Ordnung ist der Boden, auf welchem die Freiheit wächst und gedeiht; beide können nicht ohne einander bestehn, so wenig als die Pflanze ohne ihr Erdreich, in welchem sie Wurzel schlagen kann. Es ist wahr, unsere Schulgesetze enthalten manches, was die Freiheit der Jugend, in ihrem Sinn oft schmerzlich und hart beschränkt, und örtliche Verhältnisse, wie ich sie vorhin andeutete, setzen uns in den glücklichen Stand, über solche Verbote mit mehr Strenge und Erfolg als in grösseren Städten möglich ist, zu wachen; aber nichts von allem trägt den Character der Willkühr, und wenn auch einzelne allzu lebenslustige unter den Schülern unbegreiflich finden möchten, warum, um einzelnes zu nennen, das Tabakrauchen, dessen sich doch kein Erwachsener schäme, warum der Besuch der Wirthshäuser, wo sich doch Welt- und Menschenkenntniss einsammeln lasse, warum die Theilnahme an Bällen und Maskeraden, die doch als Mittel der feineren Weltbildung dienen könnten, ihnen ganz missgönnt oder verkümmert oder nur mit Beschränkungen gestattet sei, so beruhigt uns theils der Beifall der Eltern, welche unsere Grundsätze unterstützen, theils die Folgsamkeit der bei weitem grossen Mehrzahl unserer Schüler. Diess sind ja nur versagte Genüsse, nur Entbehrungen, und wenn die Bedürfnisslosigkeit eine Grundbedingung aller wahren Freiheit ist, so dürfen wir diese Verbote selbst für Anstalten der Freiheit erklären.

Denn man glaube nur nicht, dass durch Strenge, durch Verbote, durch Einschränkungen der Geist sich niederdrücken lasse. Von dem Palmbaum erzählt man, dass er um so kräftiger wachse, wenn eine Belastung sein Wachsthum zu hemmen drohe. Auch der Mensch erstarkt nur durch Kampf und Entbehrungen, und die Geschichte erzählt von keinem

Cas

grossen Mann, der schon in seiner Bildungszeit alles konnte und durfte, was er wollte.

Aber sehr verschieden ist die Wirkung, die ein Verbot und die ein Befehl auf das freisinnige Gemüth macht. Dem Verbot fügt es sich leichter, weil es einem Naturereigniss gleicht, welches mit eiserner Nothwendigkeit den Willen fesselt; wogegen der Befehl sich durchaus an den Willen richtet und das Freiheitsgefühl herausfordert zum Widerstand. Denn mit Flammenzügen ist es in jeder freien Brust geschrieben, dass der Mensch zwar genöthigt werden kann alles zu dulden und zu leiden, dass aber keine Macht der Welt ihn zwingen kann etwas zu thun. Der freie Mann leidet eben so wie der Sclave, was er leiden muss, aber er thut nur was er thun will. Es ist eine unschätzbare Wohlthat und gleichsam die Verbriefung unseres göttlichen Berufs zur Freiheit, dass kein Tyrann dem freien Mann mit keinen Folterqualen auch nur ein armes Wörtlein abzwingen kann. Solche Betrachtung schreibt dem Erzieher die goldne Regel vor, dass er wohl viel verbieten darf, aber so wenig als möglich befehlen soll.

Wir sind dessen wohl eingedenk, nicht als ob wir durch häufig erfahrene Widersetzlichkeit eingeschüchtert wären, oder als ob wir jenem Zeitgeist uns fügen wollten, der die Jugend vom Gehorsam zu entwöhnen bemüht ist; aber des Nothwendigen, was gleichwohl zu befehlen ist, sehn wir so viel, dass es des weniger nöthigen Befehlens, etwa um die Schüler im blinden Gehorsam zu üben, keineswegs bedarf.

In diesem Sinne halten wir uns von Zwangseinrichtungen fern, soviel wir können. Als unserer hohen Staatsregierung von andern Seiten her der Antrag gemacht war, den Schülern eine gemeinsame Kleidung zu geben, und an das hiesige Rectorat der Auftrag zur Begutachtung ergieng, da haben wir mit Einstimmigkeit die Ausführung widerrathen. So sehr dadurch die Aufsicht erleichtert und die Ordnung geför-

dert werde, war unsere Ansicht, so sei dieser Gewinn doch des Opfers nicht werth, welches man Eltern und Schülern durch diese Beschränkung ihres freien Willens auferlege.

Die Schulgesetze geben uns die Macht an die Hand, den regelmässigsten Besuch der Schulkirche zu erzwingen; wir aber schonen nicht blos die häusliche Freiheit der Familien, indem wir den Eltern die Wahl der Kirche für ihre Söhne überlassen, sondern begnügen uns den Besuch des Gottesdienstes mehr auf dem Wege des Zuspruchs als des Zwanges, mehr als Bedürfniss des Herzens, denn als Gebot der Schulordnung zu bewerkstelligen.

Ich könnte noch andere Fälle aufzählen, wo wir von der Gewalt, die uns die Schulgesetze geben, aus höheren Gründen als die Sorge für Zucht und Ordnung ist, weniger Gebrauch machen, wenn ich nicht fürchtete, Ihre Geduld zu ermüden. Der Erzieher im kleinen wie der Regent im grossen kann es nicht vermeiden, durch einzelne Anordnungen Unzufriedene zu machen; — „denn kein Gesetz ist für alle gleich bequem; der Zweck ist einzig, dass es der Mehrzahl und dem Allgemeinen fromme:" — aber ganz verschieden von solcher Unzufriedenheit ist die Erbitterung, zu der ein Befehl reizt; vor ihr muss er sich um jeden Preis hüten, und ein Befehl, der Erbitterung zur Folge hat, wäre besser nicht gegeben.

Dieses nämliche Gefühl missräth die Anwendung der körperlichen Strafen. Wer weiss nicht, wie verschwenderisch man mit ihnen noch in den Schulen der vorigen Jahrhunderte verfuhr! Die Strenge des Stockes in der Schule entsprach der Barbarei der Folterkammer im Gerichtshof. Seit die Humanität unserer Zeit beides beseitigt hat, ist ein Schlag, einem menschlichen Wesen zugefügt, von ganz anderer Bedeutung als in jenen roheren Zeiten; er ist das Bekenntniss, dass der Mensch dem Wort und Zuspruch, der Vernunft und Liebe sein Ohr und Herz verschliesse und lieber mit dem Thier auf gleiche

Stufe trete. Es kann eine Schule bestehn ohne körperliche Züchtigung, aber nicht ohne die Möglichkeit derselben, nicht ohne die Berechtigung zu derselben. Ich weiss von einer Lehranstalt im Ausland zu erzählen, wo ein wohlwollender Reformator des Schulwesens gleichsam an der Spitze der neuen Schulorganisation das Gesetz proclamirte, dass kein Lehrer einen Schüler mehr schlagen dürfe. Die Freude war gross, steigerte sich bis zum Triumph, wuchs bis zum Uebermuth — bis das Verbot gemässigt wurde. Ich will von unserer Schule nicht behaupten, dass in ihr Körperstrafen unerhört seien; genug, dass sie selten sind, genug, dass die Lehrer das tiefe Gefühl haben, welch eine ernste Handlung es ist, die sie begehn, und welche Nöthigung sie abwarten müssen, bis sie sich zu solchem Schritt entschliessen.

Aber selbst die Strafe der Beschämung überhaupt ist die bedenklichste, wenn der Freiheitssinn zu schonen ist. Auch sie lässt sich nicht entbehren, von der Seelenverderbniss aber bleibt sie nur dann frei, wenn der Lehrer selbst dabei seine Würde behauptet. Selbst das beschämende Wort darf des Ernstes nicht ermangeln; in der Form des Spottes, wodurch es mancher vielleicht wohlmeinende Lehrer wohl gar zu mildern gedenkt, ist es eine Grausamkeit, die sich durch den Stachel straft, der so leicht in dem Herzen dessen, der sich von dem Gewalthaber gehöhnt fühlt und nicht mit den gleichen Waffen kämpfen darf, nur zu lange zurückbleibt.

Ein drittes Mittel, die äussere Ordnung auf Kosten der inneren Gesittung zu handhaben, ist das System der heimlichen Aufsicht, der geheimen Polizei durch Schüler im Kreis der Schüler geübt. Wie eine solche Veranstaltung, welche in alten Jesuitenschulen Wunder thun sollte, welche auch jetzt noch an manchen Schulen als ein unentbehrliches Uebel, ja vielleicht kaum als ein Uebel gilt, die Seelen der geheimen Aufseher vergiftet und das Vertrauen der geheim Beauf-

sichtigten gegen Mitschüler und Lehrer untergräbt, hab' ich im vorigen Jahr zu zeigen gesucht; ich begnüge mich heute, die Versicherung zu wiederholen, dass wir diese Künste nach wie vor verschmähen und der Billigung der Freigesinnten auch dann gewiss sein dürften, wenn die äussere Zucht selbst in Verfall wäre.

Die Jugend will austoben. Wir hindern es nicht, ja wir fördern es selbst, und nicht blos aus Nachsicht gegen ein unabweisbares Bedürfniss der Schüler selbst, nein, auch aus eigenem Wohlgefallen an jenem Austoben. Denn gewährt schon die freie Aeusserung des harmlosen, ungebundenen, von keinen Sorgen getrübten, von keinen Rücksichten eingeengten Lebensmuthes ein schönes Bild, welcher Lehrer ist vollends alt und altklug genug, um nicht gern durch solchen Anblick die eigene schöne Jugendzeit zurückzurufen und sich auf diese Weise selbst zu verjüngen? Unsere Sorge ist nur, dass alles seine Zeit habe. Das Schulhaus, die Schulstunden gehören dem Ernste des Lebens an; ausserhalb derselben ist die Welt weit und der Tag lang genug.

Selbst in den kurzen Erholungen, welche zwischen den Lehrstunden gestattet sind, hindern wir keine Freiheit, welche mit der Ruhe der Umwohner und den Gesetzen des städtischen Aufenthalts verträglich scheint, wieviel weniger vor dem Thore, auf dem Feld, im Walde. Der Turnplatz mit seiner lauten Freiheit, und das rege Leben, das sich dort bewegt, kann uns Zeugniss geben, dass unser Gymnasium nicht das ist, wovor unser königlicher Sänger voll Wohlwollen für die Jugend warnt, nicht ein Ort, wo man die Jugend versitzt.

Billig erwartet man auch von dem Unterricht selbst eine Pflege des Freiheitssinnes. Aber hier bedarf es keiner ausführlichen Darlegung, dass alle Bereicherung mit Kenntnissen und alle Uebung und Kräftigung des Geistes in den Dienst jener Gesinnung trete, indem beides theils den Menschen überhaupt veredelt, theils ihm das rechte Selbstvertrauen und jene

Sicherheit giebt, welche eine Wurzel des Freiheitsgefühls und eine Frucht der Einsicht ist. Ehr möchte der Besorgniss oder wohl gar der Verdächtigung zu begegnen sein, als ob die Hauptarbeit unserer Schüler, die Beschäftigung mit dem republikanischen Griechenthum und Römerthum, dem Freiheitssinn eine verderbliche Richtung gebe. In der That ist dieses Bedenken erhoben worden, in diesem Jahrzehnt, in unserem Vaterland, mit deutlicher Hinweisung, dass die staatsgefährlichen Träume unserer Tage ihren Grund in den frühen Studien des klassischen Alterthumes hätten und die Ruhestörer und Rebellen die nur allzu gelehrigen Schüler der griechischen und römischen Freiheitshelden seien, mit denen sie durch das Lesen der alten Schriftsteller in den Schulen befreundet worden. Wir wollen gern glauben, dass diese Einflüsterungen in unschuldiger Unkunde ihre Quelle haben und nicht in pfäffischer Berechnung, in deren Gemässheit die Jugend das unentbehrliche Latein mit der Zeit lieber von jenem Muretus, welcher der pariser Bluthochzeit eine unvergessliche Lobrede hielt, lernen dürfte als von Cicero, welcher der redlichste Bürger einer Republik gewesen. Aber ist es blose Unkunde, so ists der Gipfel der Oberflächlichkeit. Freilich finden sich in Griechenlands und Roms Geschichte alle Formen der Demokratie und der Ochlokratie und der Anarchie, aber diese in so hässlichen Gestalten, dass eben ihre Kenntniss zur besten Lehre für die Jugend dient, was wahre und was falsche Freiheit heisse, und wie die Scheinfreiheit der Pöbelherrschaft die ächteste Sclaverei für den wahrhaft freien Mann sei. Und das lehrt nicht blos die Geschichte selbst, vor allem predigen das eben jene Schriftsteller, mit deren Weisheit wir unsere Jugend beschäftigen, Thucydides und Plato, Cicero und Tacitus, unter welchen wahrlich keiner ein verführerisches Bild der Volksherrschaft aufstellt.

Jedoch mehr als einzelne Einrichtungen und mehr als der Unterricht es vermag, findet der edle Freiheitssinn seine

Nahrung in dem Geist, welcher in dem Verhältniss zwischen Lehrer und Schüler waltet. Da muss herrschen ein Sinn der Gerechtigkeit und der Liebe.

Es gehört zu den wichtigsten Pflichten des Christen, ein Unrecht, dessen Gegenstand und Opfer er ist, zu ertragen, wenn höhere Pflichten es erheischen und wenn man sich sagen kann, dass man um Gottes Willen das Unrecht erduldet; und nicht minder ist es ein Gebot der Lebensklugheit, nicht immer und überall auf sein Recht zu trotzen. Es ist desswegen der halb scherzhafte Vorschlag gemacht worden, in den Schulen Vorrichtungen zu treffen, um den Knaben frühzeitig an das Unrechtleiden zu gewöhnen, ehe das Leben ihn in seine noch unfreundlichere und härtere Schule nehme. An Gelegenheit zu solchen Uebungen fehlt es nirgend, auch in der Schule nicht, aber wie bei allem Aergerniss, das da kommen muss, heisst es auch da: Wehe dem, durch den es kömmt. Wenn der Lehrer und Erzieher eben so, wie der Vater und die Obrigkeit sich als Stellvertreter Gottes fühlen darf, so muss er auch ein Abbild der göttlichen Gerechtigkeit sein; und das würde er schänden, wenn er das Werkzeug sein möchte, Unrecht zu thun, damit ein anderer Unrecht leiden lerne. Und Gottlob giebt es Wege, (und der weise Lehrer kennt sie wohl) um die widersprechenden Ansprüche des edlen Stolzes, kein Unrecht dulden zu wollen, und der frommen Demuth, das Unrecht hinzunehmen, unter sich zu versöhnen und auszugleichen.

Das Recht und die Gerechtigkeit im bürgerlichen Leben hat oft einen feindlichen Kampf zu bestehn mit der Billigkeit, mit der Liebe, mit der Gnade. Anders im Leben der Schule, wo keine eisernen Gesetze walten. Da ist die Gerechtigkeit, welche belohnt und bestraft, nur ein Theil der Liebe. Das aber ist die grosse Aufgabe der Erziehung, in jedem Wort und in jeder Handlung den Schüler die L i e b e fühlen zu lassen, ihm das unmittelbare Gefühl oder die lebendige Ueberzeugung

zu geben, dass er, der Schüler, sein eigenes Wohl und Heil, der einzige Zweck aller Mühe und Arbeit seiner Lehrer sei. Durch die blose Begeisterung des Lehrers für die Wissenschaft, die er lehrt, durch die blose Hinweisung auf Forderungen des künftigen Berufs, für den wir vorbereiten, durch Aufmunterungen zur Ehrliebe oder gar Ehrgeiz ist dieser Glaube nicht zu gewinnen, aber ist er einmal gewonnen und befestigt, dann kann selbst blinder Gehorsam gefordert werden mit der Gewissheit, dass er geleistet wird, und so gern, wie der Krieger ihn seinem Feldherrn leistet, von dem er weiss, dass er ihn nicht nicht blos zum Kampf, sondern zum Siege führt.

Und werden wir auch Dank verdienen mit diesem unsern Streben? Arbeiten wir so im Sinne unserer erleuchteten Regierung, unseres grossherzigen Monarchen, wenn wir die Freiheitsgefühle nähren, in einer Zeit, die am Freiheitsschwindel leidet? Ja gewiss, denn jener Sinn für Freiheit ist nicht das Element, nicht der Keim, nicht der Saame dieses Schwindels, sondern sein einziges Gegengift und Heilmittel. Nur der unkräftige Fürst freut sich der todten, knechtischen Unterwürfigkeit seiner Unterthanen und will in seinem Reich die Ruhe eines Kirchhofs; ein König aber, der seines göttlichen Berufs froh und der Liebe und Treue seines Volks gewiss ist, der braucht keine Kraftentwickelung, keine Kraftäusserung in seinem Reich zu scheuen; er weiss am besten, dass es dem Herrn zu gute kömmt, wenn sein Volk etwas auf sich hält, und mag es leiden, wenn auch der Becher einmal überschäumt.

In diesem harmlosen Sinn arbeiten wir der Freiheit in die Hände, öffentlich und unverholen, und dürfen ohne Bangen auf die Früchte dieses unseres Liberalismus zurückschauen. Mag anderwärts der Same zu rebellischer und hochverrätherischer Gesinnung gelegt worden sein; mochten selbst in unserem Vaterlande Maassregeln nöthig scheinen, um ähn-

lichem Unheil vorzubeugen; unsere Anstalt hat jedenfalls ihre Unschuld bewahrt und sich selbst auch von dem leisesten Verdachte frei gehalten. Ja mag es auch eine Gunst des Zufalls sein, immerhin dürfen wir uns Glück wünschen, unter den vielen unglücklichen Jünglingen, die zum traurigen Dienst einer andern Freiheit sich hindrängten oder sich gewinnen liessen, keinem Namen zu begegnen, der als einstiger Zögling unserer Anstalt unser Herz mit noch andern Gefühlen als denen der allgemeinen Theilnahme berührte. Fern sei es von uns, ein Triumphlied anzustimmen oder gar durch zweideutige Vergleichung anderer uns zu brüsten; denn die Nemesis wacht. Als Gnadengeschenk vielmehr und als Segen von oben wollen wir es lieber annehmen, wenn wir verschont geblieben, aber dürfen auch einen Wink von oben darin sehen, dass wir den rechten Weg der Erziehung zur Freiheit eingeschlagen, und unseres Königs Vertrauen und Beifall und Gnade damit verdienen. Lang lebe der König, zu seines Landes Heil, zu seines Volkes Freude, zu dem Schutz der wahren Freiheit! Ihm zu Ehren und ihm zu Dienst lasst uns als freigesinnte Bürger leben und unseres Amtes warten, und zugleich insgesamt als Väter und Mütter, als Lehrer und Erzieher, jeder nach seinem Berufe und in seinem Lebenskreise Sorge tragen, dass ein freigesinntes Geschlecht auch in die Stelle eintrete, die wir einst räumen werden.

XI. *).

Hochverehrte Versammlung!

Das erste Wort, mit welchem ich heute unser Jugendfest eröffne, darf ein Wort des Dankes sein, welches wir freudig nach allen den Seiten hinrichten, von wannen uns Förderung unserer Arbeit zu Theil ward; zuvörderst an Sie, verehrte Eltern unserer Schüler, die Sie uns Ihr Vertrauen erhalten und mit Ihrer väterlichen Gewalt unsere Amtsgewalt, welche beide göttlichen Ursprungs sind, bisweilen wohl selbst mit Bekämpfung und Aufopferung persönlicher Wünsche unterstützten; an die hohen Obrigkeiten dieser Stadt, welche, jede in ihrem Bereich, so bereitwillig als wirksam unsere Obhut über Ordnung und Sittlichkeit erleichterten; an unsere hohen Oberen, die Stellvertreter unseres Königs, in unserem Kreis und nächst den Stufen des Thrones, die bald durch Befehle ihre Weisheit und Kraft bewähren, öfter noch durch Zutrauen, das sie uns schenken und durch Freiheit, die sie uns gönnen, ihren liberalen Sinn beurkunden, allezeit aber durch ihr Wohlwollen und ihre Fürsorge beweisen, dass sie im Dienste und Geist eines grossherzigen Beschützers der wahren Bildung handeln, dem der vollste Dank gebührt.

Und was Eltern und Obrigkeiten und Könige nicht zu geben vermögen, auch das ist uns bei bescheidenen Wünschen in vollem Maass zu Theil geworden durch die göttliche Fürsorge, das Gedeihen unserer Arbeit; wenn auch nicht

*) Gehalten bei der öffentlichen Preisvertheilung am 30. August 1836.

in dem Maasse, dass wir versucht sein dürften, grossartiger Früchte uns zu rühmen, doch so, dass wir die öffentliche Stimme und ein amtliches Urtheil über den Erfolg so wenig zu scheuen haben, als das Zeugniss unseres eigenen Bewusstseins über unsere Pflichterfüllung. Wenigstens würden uns in diesem Jahre keine äusseren Störungen entschuldigend zur Seite stehn. Denn die Lehrstellen sind, vorausgesetzt, dass die von mir selbst übernommene Verwesung der Oberklasse die vorhandene Lücke auszufüllen vermochte, sämtlich besetzt, und kein Unfall, keine Krankheit unterbrach die Thätigkeit der Lehrer und den Gang der wissenschaftlichen Bildung. Desto beklagenswerther ist es, dass in der Uebung der schönen Künste, die dem wissenschaftlichen Ernst ergänzend, schmückend, oft versöhnend zur Seite gehn sollen, durch das Uebelbefinden des Lehrers eine lange, allen gleich unwillkommene Pause eintrat, in deren Folge am heutigen Feste nicht so wie sonst unsere Schüler es wagen, die gewohnte Nachsicht dieser verehrten Versammlung für die Proben ihrer Kunst in Anspruch zu nehmen.

An diese äusseren Schicksale unserer Schule, deren Uebersicht um so erfreulicher ist, je kürzer und einfacher sie sein darf, erlauben Sie mir, hochverehrte Versammlung, in herkömmlicher Weise wieder ein Wort über ihren innern Zustand anzuknüpfen und aus dem reichen Vorrath der Fragen, in welchem Geist wir die uns von Ihnen anvertraute Jugend bilden und erziehen, eine einzelne auszuwählen und zu beantworten. Und wenn ich die letzten Gelegenheiten, wo ich an diesem Tage zu Ihnen sprechen durfte, benützte, um erst die Grundsätze vorzulegen, nach welchen wir in den einzelnen Theilen des vorgeschriebenen Unterrichts verfahren, um gebildete Männer zu erziehen, wenn ich dann die Ansichten entwickelte, nach denen wir Liebe zum Vaterland zu wecken und lebendig zu erhalten suchen, um deutsche Männer zu bilden, und wenn ich zuletzt

Zeugniss gab, dass wir gleich entfernt von dem sträflichen Libertinismus der Aufwiegler wie von unwürdiger Selbstentäusserung und missverstandener Demuth bemüht sind, freisinnige Jünglinge aus unserer Zucht zu entlassen, so errathen Sie leicht, welche Aufgabe ich dem heutigen Tage aufgespart habe, um die Uebersicht zu vollenden. Denn was frommt Bildung, was frommt Vaterlandsliebe, was frommt Freisinnigkeit, wenn sie nicht unter sich einen festen Grund und Boden, und über sich einen leuchtenden Leitstern haben, — in einer christlichen Gesinnung?

So lassen Sie mich heute darlegen, was unsere Anstalt im allgemeinen nach Weisung allerhöchster Vorschriften, im besonderen nach bestem Wissen und Gewissen ihrer Lehrer für die Pflege christlicher Gesinnung in unseren Zöglingen zu leisten strebt.

Soll ich nun vor allem die Nothwendigkeit einer Erziehung zum Christenthum nachweisen, ehe ich denWeg, den wir einschlagen, näher bezeichne? Das sollte entbehrlich scheinen, wenn nicht die Geschichte lehrte, dass neben den Tausenden, die in dem christlichen Glauben den allein seligmachenden Glauben für alle Zeiten erkennen, andere Tausende ihn nur als Durchgangspunkt der Menschheit ansehn, als eine Erscheinung, die im neunzehnten Jahrhundert sich überlebt habe und alt genug sei, um einem neuen Glauben Platz zu machen. Aber dieser Verirrung entgegenzutreten, ist hier nicht der Ort, nicht die Zeit, nicht mein Beruf, nicht Ihr Erwarten. Von geheiligter Stätte wird angemessener und würdiger die Lehre verkündet, wie der christliche Glaube der alleinige Weg zum seligen Leben sei; aber auch ein glückliches Leben und wahre Freude am Leben, ein Wunsch, den der Ungläubige mit dem Gläubigen theilt, ist nur an den christlichen Sinn geknüpft. Gern lasse ich hier beredtere Zungen als die meine, aber am liebsten die grösste Zeugin, die Geschichte sprechen. Mit ergreifender Wirkung vergleicht ein

christlicher Mann, dess Name guten Klang in unserer Mitte hat *), die Gefühle und Erfahrungen, zu denen sich der brittische Chesterfield und der Apostel Paulus am Ende ihrer Laufbahn über die Lebensfreuden bekennen. Der vornehme Lord, das Vorbild eines hochgefeierten aber dem Glauben entfremdeten Weltmanns, nachdem er das Leben mit allen, allen seinen Reizen genossen, als grosser Geist geglänzt, als hochgestellter Staatsmann sich Ruhm erworben, wie lautet sein Glaubensbekenntniss, das der achzigjährige Mann ablegt? „Wenn ich jetzt zurückdenke an alles, was ich gesehn, gehört und gethan habe, so kann ich mir kaum vorstellen, dass dieser Wirrwarr von weltlichem Treiben und weltlicher Lust wirklich vorhanden gewesen; und mich gelüstet keineswegs, das ekle Tränkchen noch einmal zu nehmen. Mein Dichten und Trachten geht nun dahin, die Zeit, da sie meine Feindin geworden ist, zu tödten so gut ich kann; ich habe mich entschlossen, den noch übrigen Theil der Lebensreise im Wagen schlafend zuzubringen." Wie anders der verfolgte, gestäupte, gesteinigte Apostel, als für ihn nach einem Leben voll Mühe und Trübsal die Zeit des Abscheidens vorhanden war: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten, hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit." Nichts ist natürlicher; es liegt ja in der Nothwendigkeit, dass Zeit und Alter aus dem Christen eine reifende, aus dem Weltmann eine faulende Frucht machen. Mancher freilich, der ohne Glauben lebte, ist ohne Reue und äusserlich zufrieden aus dem Leben geschieden, so wie viele mit Zerknirschung, andere in Verzweiflung; aber umsonst suchen wir nach Einem Beispiel, dass ein gläubiger Christ beim Abschied aus der Welt es bereute, die irdischen Freuden über den himmlischen Hoffnungen versäumt zu haben.

Und

*) G. H. v. Schubert Altes und Neues Th. III.

Und was zeigt uns der Spiegel unserer Gegenwart im grossen Völkerleben? Wir sehen an den Gränzen unseres Vaterlands ein grosses Volk durch sein gesegnetes Land, durch seinen Wohlstand, seinen Weltruhm, seinen lebendigen Geist, seine natürliche Herzensgüte gleichsam berufen, das zufriedenste, glücklichste Volk der Erde zu sein. Erfüllt es diesen Beruf? Seit Jahrhunderten von blutdürstigen Partheiungen zerrissen, durch furchtbare Bürgerkriege zerfleischt und jetzt bei äusserlichem Frieden auf einem Vulcane stehend, scheint es die schwere Schuld zu büssen, dass erst seine Fürsten so lange den christlichen Glauben zu einem Werkzeug ihrer Staatskunst entweihten und die Zeugen der Wahrheit so grausam wie treulos verfolgten, und dann das Volk selbst in gleichem Geiste Christenhass an den Tag legte und wie durch einen öffentlichen Gnadenact das Dasein eines Gottes genehmigte.

Menschen und Völker können sich glücklich fühlen ohne den Glauben, wie einst Römer und Griechen, aber nur bevor ihnen dieses Gut zugänglich ist. Das ist die Unschuld des Kindesalters; aber das Gut haben und dann verlieren oder gar wegwerfen, das straft sich, als Unglück, als Verblendung, als Verrath.

Darum wollen wir es dankbar erkennen, dass wir einem Staate angehören, der sich selbst einen christlichen und das Christenthum die einzige Staatsreligion nennt, und so jedem Lehrer die Wahl erspart, ob er seine Schüler zu Christen oder nach eigener Neigung lieber zu Bekennern des Judenthums oder einer Natur- oder Vernunftreligion erziehen wolle.

Aber eine besondere Aufmerksamkeit auf diesen Theil der Erziehung ist in diesem Augenblicke nöthiger als je, wo eine Phalanx, die sich das junge Deutschland nennt, mit mehr Kühnheit als früher, aber auch mit furchtbareren Waffen oder, richtiger zu reden, mit kunstvolleren Giftarten gegen das Christenthum als die Grundlage unseres bürgerlichen

Lebens, unserer Gewohnheit zu denken, zu fühlen, zu handeln, ins Feld zieht. Die Emancipation des Fleisches ist das kühne Wort, das die muthigeren unter ihnen offen und ehrlich auf die Fahne schreiben, und das andere im Busen behalten, bis sie jene Fahne an der Stelle des Kreuzes aufgepflanzt sehn.

Was können nun wir Lehrer thun, um unsere Schüler gegen solche Verführung zu schützen und in christlichem Glauben zu erhalten und zu befestigen?

Dürfen wir einerseits uns rühmen, dass wir die Forderung mit Ernst ins Auge fassen und im Auge behalten, so wollen wir auch nicht verkennen, dass uns manches Verhältniss erwünschten Vorschub leistet.

Eine kleine Stadt, wie wir die unserige ohne Schamerröthen nennen, versagt ihren Bewohnern manchen Genuss und Vortheil. So gern wir auf jene rauschenden und glänzenden Vergnügungen verzichten mögen, mit denen in grossen Städten ein Tag den andern wetteifernd zu überbieten trachtet, so vermissen wir doch bisweilen schmerzlich manches Gute, was jenes vielbewegte äussere Leben auch dem geistigen Bedürfniss gewährt, in schöner Kunst und allseitiger Wissenschaft, durch die näheren Berührungen mit den bedeutenden Zeitereignissen und dem Weltverkehr. Aber mit diesen Gütern, die uns versagt sind, bleiben uns eben so viele Versuchungen erspart. Ich rede nicht von der reichlichern Gelegenheit zu verbotenen Genüssen; aber auch jenes ununterbrochene Treiben im Dienste der Welt, welches oft in bester Meinung und unter schönem Namen den ernsteren Gedanken nicht Zeit noch Raum übrig lässt, jene rastlose, oft grossartige Thätigkeit, wie leicht sie sich mit dem Ehrgeiz, mit dem Trachten nach dem Schein, mit der Unwahrhaftigkeit befreundet und paart, liegt nur zu sehr am Tage. Und wie behält neben diesen Künsten der ächte Christensinn noch Platz? Und mehr noch. Zwei Elemente sind es, die

den menschlichen Geist nähren, Licht und Wärme, an sich Eins, im Leben verschieden, oft getrennt, auch wohl feindlich sich befehdend; das Licht gewährt die Erkenntniss, die Einsicht, die Klugheit, dagegen die Wärme nährt die Liebe und die Gottesfurcht. Und sag ich zuviel, wenn ich behaupte, dass diese Liebe mit ihrer Begleitung, der Aufrichtigkeit, dem Selbstvergessen, der Gemüthlichkeit in engeren Verhältnissen sich leichter und reiner erhält, eben so wie die Wärme in engeren Räumen? Und doch ist die Liebe und Wärme der Grund, auf dem allein ein christlicher Sinn ruhen kann.

Zudem kömmt in dieser kleinen Stadt mehr als in anderen das Christenthum zur Sprache. Schon als Universitätsstadt mit besonderer Bestimmung, unserer evangelischen Kirche ihre Diener zu bilden, ist sie zur regsten Theilnahme an Glaubenssachen berufen, ja genöthigt. Und wer behauptet, dass christliche Theologie auf keiner Academie mit mehr Eifer — mehr sag ich jetzt nicht! — gelehrt wird als hier, der hat das Zeugniss der Feinde selbst für sich, die unsere Stadt als den Sitz übertriebener Frömmigkeit verunglimpfen möchten.

Hieher darf ich auch ein günstiges Verhältniss innerhalb unserer Anstalt selbst rechnen, das gute Beispiel, welches die Lehrer geben. Es ist kein tadelhaftes Eigenlob, wenn das Lehrergremium die Anerkennung fordert, dass nicht blos kein einzelner aus seiner Mitte durch leichtsinnigen, auch nur allzujugendlichen Lebenswandel ein Aergerniss giebt, sondern auch ihre Gesamtheit durch ihre Amtsführung den Schülern zeigt, wie sie nicht selbstisch das Ihre suchen, sondern (mancher sogar mit apostolischem Sinne) lediglich dem Allgemeinen dienen, blos die Sache, das Wohl ihrer Schüler und der Anstalt im Auge haben, und so in ihrem kleinen Kreis, soweit es die menschliche Schwachheit gestattet, das Reich Gottes fördern wollen, eine Gesinnung, welche allein im Stande ist, die so nöthige Einigkeit der Lehrer trotz aller

Verschiedenheit ihrer Ansichten im einzelnen zu bewahren, und Eifersucht, Spannungen, offene Spaltungen, an denen nur zu oft die Schüler selbst Theil nehmen, diesen Krebsschaden der Schulen, fernzuhalten. Ich will zwar keineswegs verbürgen, dass nicht ein allzumunterer Schüler heimliche Klage führe über allzugrosse Strenge oder ein eitler über Verkennung seines Werthes oder gar über erlittenes Unrecht; aber alles müsste mich täuschen, oder keiner unserer Schüler ist verblendet und bösartig genug, den Grund hievon in einer selbstbewussten Ungerechtigkeit oder gar im Eigennutz seines Lehrers zu suchen.

Was von Seiten der Lehrer noch geschehn kann, um einen christlichen Sinn zu befestigen, ist Sache theils des Unterrichtes, theils der Zucht und Erziehung.

Hinsichtlich des Unterrichtes fällt eine Hauptaufgabe dem Lehrer der Religion zu. Auch in denjenigen Lebensjahren, in welchen der Knabe noch von der Kirche selbst durch Kinderlehren und Vorbereitungen für seine Confirmation zur christlichen Erkenntniss angeleitet wird, empfängt er gleichzeitig in der Schule ergänzenden Unterricht. Ob es mir zusteht, über dessen Geist und Wirksamkeit zu urtheilen, lässt sich in Frage stellen, da die Aufsicht über denselben hinsichtlich seines Inhalts nach den Grundsätzen unserer Staatsverfassung und verfassungsgemässen Verordnungen, der Kirchenbehörde vorbehalten bleibt und vom K. Decanat geübt oder mit dem Rectorat in freundschaftlichem Zusammenwirken getheilt wird. Doch darf mich nichts hindern, theils von dem factisch Bestehenden, theils von m e i n e n persönlichen Wünschen und Ansichten Zeugniss zu geben.

So weit ich selbst auf die Wahl des Lehrers einwirken kann, ist mein Bestreben, vor allem einen e n t s c h i e d e n e n Mann zu gewinnen, der seinen Glauben frei vor aller Welt bekennen mag; wess Glaubens er aber sein soll, bestimmt schon eine positive Vorschrift. Und wenn uns das gelungen

ist, so sind wir vor jenen Missgriffen gesichert, die hie und da den Religionsunterricht der Knaben in Denkübungen verwandeln und die Gotteserkenntniss tiefer zu begründen meinen durch die Anleitung, Gott selbstthätig mit der Vernunft zu erfinden oder aus der Natur zu errathen, statt ihn mit Kindlichkeit, Demuth und Glauben aus seinem Worte zu empfangen und zu erkennen.

Aber dieser Unterricht muss ein anderer sein an der lateinischen Schule, ein anderer im Gymnasium. Dort werden Knaben unterrichtet, in der Regel vor ihrer Confirmation, in diesem aber Jünglinge, die schon als wirkliche Glieder ihrer Kirche zählen. Bekanntschaft mit dem göttlichen Wort und Liebe zu ihm bleibt die gemeinsame Aufgabe in beiden Schulen, für beide Alter. Dort bei dem Knaben gilt es viel, seinen Geist mit einem Schatz geistlicher Kernsprüche auszurüsten, auch auf die Gefahr hin, diess als geistlose Uebung der blosen Gedächtnisskraft missbilligt zu sehn. Es liegt in solchem Besitz ein eigener, wunderbarer Seegen. Denn bei der geheimnissvollen Kraft, die den Worten und Lehren der Schrift inwohnt, immerfort zu nähren und zu sättigen und doch nimmermehr zu übersättigen, werden sie durch langen Besitz und beständigen Verkehr nur immer theurer wie ein Familienglied, während das Wohlgefallen auch der schönsten Dichtung so wie das eines heitern Gesellschafters mehr oder minder dem Reiz der Neuheit unterthan ist.

Und wie mancher Mensch, der solchen christlichen Jugendunterricht genossen, hat es dankbar bekannt, wie er, später in den Strudel der Welt hineingerissen, von jenen Erinnerungen wie von guten Geistern umgeben und in Stunden der Versuchung mit wohlthätiger Zudringlichkeit behütet worden! Und was die Kernsprüche der Bibel selbst mit göttlicher Kraft, das vermögen die Kernlieder unserer Glaubenshelden mit Riesenstärke, jene Lieder gottbegeisterter und erleuchteter Lehrer und Fürsten und Fürstinnen, die ein

Stolz unserer evangelischen Kirche sind. Darum mag es keiner tadeln, wenn wir in den Jahren, in welchen eben die Gedächtnisskraft am empfänglichsten und thätigsten ist und andere Seelenkräfte sich nicht ohne Gefahr anspannen lassen, manchen Spruch einprägen, dessen Inhalt für das zarte Alter zu hoch oder unbegreiflich erscheint. Manches lernt der Mensch für den Augenblick, vieles für künftiges Vergessen, anderes für die ganze Lebenszeit, mit der Bestimmung, ein ewiges Eigenthum zu bleiben, in uns zu wachsen und immer lichter und lichter zu werden.

Andere Bedürfnisse hat der heranwachsende Jüngling. Er bedarf der Vorbereitung, dass er demnächst, zu freierem Leben aus der Schule entlassen, mancher feindlichen Gesinnung gegen den Glauben begegnen werde. Hier gilt es, ihn zu befestigen, dass er den Glauben freudig seinen Glauben nenne, und ihn mit Waffen auszurüsten gegen den Unglauben, der nicht blos von aussen, durch Beispiel oder Ueberredung, ihm entgegengebracht wird; nein, es liegt in der Natur des Lebens, dass nur die unschuldige Kinderzeit und das erfahrenste Lebensalter für den Glauben sich am empfänglichsten zeigt, dagegen die Jugendzeit und das Vollgefühl der stärksten Lebenskraft auch das grösseste Selbstvertrauen giebt und am leichtesten wie am häufigsten zu dem Wahne verleitet, Gott entbehren zu können. Dieser Gefahr vorzubeugen, besitzt das freie academische Leben wenig Mittel noch Anstalten; desto mehr hat die Schule dazu Beruf.

Aber es stünde schlimm um unsere Anstalt, wenn dem Lehrer der Religion die Sorge für christliche Bildung ausschliesslich von oben übertragen und von uns, seinen Amtsgenossen, überlassen wäre. Wir wollen nicht eine Schule mit einer Christenlehre, sondern ganz eine christliche Schule sein und heissen. Welcher Ernst es auch unserer Landesregierung mit diesem Grundsatz ist, beweist ihr aus-

gesprochener Wunsch oder Wille, künftig alle Lehrer aus dem geistlichen Stande ausschliesslich zu wählen; eine löbliche Vorsicht, sofern von dem geistlichen Lehrer sich das stillschweigend voraussetzen lässt, was von dem weltlichen nur zu hoffen und höchstens zu fordern ist, dass er christlichen Sinnes sei; aber wollen wir doch des Glaubens leben, dass die christliche Gesinnung nicht an den geistlichen Stand gebunden sei!

Was kann nun ein Lehrer, welcher nicht das Christenthum selbst unmittelbar lehrt, noch ausser seinem Beispiel und Lebenswandel beitragen zur Förderung des christlichen Sinnes? Viel, sehr viel, durch Reden wie durch Schweigen.

Vor allem dadurch, dass er sich nicht zum blosen Lehrer, sondern zugleich zum Erzieher seines Schülers berufen fühlt und nach diesem Gefühle spricht und handelt. Für den ächten Lehrer gehört es zu den Unbegreiflichkeiten, wie sich diese zwei Aufgaben, Unterricht und Erziehung, trennen lassen, und doch führt die Erfahrung so manchen auf, für welchen nur die Fortschritte, die Ordnungsliebe und der Gehorsam seiner Schüler Bedeutung hat, während er die innerliche, sittliche Bildung und Gesittung, kurz ihr Seelenheil der eigenen Entwickelung und der häuslichen Erziehung zuweist, dagegen sein Mitwirken wohl gar als einen Eingriff in die Rechte der Eltern ansieht und als Uebergriff fürchtet. Ich gebe gern zu, dass nach dem entgegengesetzten Grundsatz bisweilen des Guten zuviel geschehn mag; aber je weniger in der sittlichen Bildung Zwang überhaupt möglich und denkbar ist, um so weniger erscheint der Auftrag und die Gewalt, welche uns die königlichen Vorschriften auch über die sittliche Entwickelung unserer Schüler ertheilen, gefährlich und bedenklich; und ich preise unsere Anstalt glücklich, dass keiner ihrer Lehrer sich von dieser Verpflichtung losspricht. Diese Anerkenntniss und dieses Gefühl des Lehrers ist dabei die Hauptsache; mit welchem Grad sichtbarer Energie

oder stiller Beobachtung er diesen Zweck verfolgt, ist von minderem Belang; ja Verschiedenheit des Maasses sogar wünschenswerth.

Die wenigsten der Wissenschaften und Künste, welche unsere Schule lehrt, stehen mit dem Glauben und der Gotteserkenntniss in sichtbarem, fühlbarem Zusammenhang, und nicht leicht hat bei ihrem Vortrag der Lehrer Anlass, sich über göttliche Dinge auszusprechen, und ohne Anlass und Beruf es thun, ist mehr als blos zwecklos. Aber es giebt auch ein frommes Schweigen, welches die Ehrfurcht vor der Religion oft mit einem redenderen Zeugniss beurkundet als beredte Worte, und seine Wirkung nicht verfehlt. Doppelte Pflicht aber wird ein solches Schweigen für jeden, der sich selbst lichtvoller Klarheit in Sachen des Glaubens nicht bewusst ist und durch Widersprüche die Religionserkenntniss seiner Schüler zu verwirren Gefahr läuft.

Aber liegen manche Lehrzweige der Religion auch fern, so darf doch keiner ihr entgegen und feindlich sein. Jede Wissenschaft lässt sich mit frommen und mit ungöttlichem Sinn behandeln, und es ist ein grosser Unterschied, ob der Naturforscher, wie Keppler und Newton thaten, den Schöpfer in seiner Schöpfung zu erkennen sucht, oder ob er wie andere in der Naturerkenntniss nur einen Triumph des menschlichen Geistes und Scharfsinnes sieht.

Besondere Gefahr aber scheint in dem Studium des Alterthums zu liegen. Die Schriften der heidnischen Griechen und Römer sind es, welche die Thätigkeit unserer Schüler in einem zehnjährigen Lehrcurs ununterbrochen und auf das ernsthafteste beschäftigen sollen. Sind nun heidnische Schriften so besonders befähigt, christlichen Sinn zu pflanzen und zu nähren? Schon vor dreihundert Jahren sprach Erasmus die Besorgniss aus, mit der durch die Reformatoren bewerkstelligten Einführung dieses Studiums einen niedlichen Heidentempel mitten in der christlichen Kirche aufgebaut zu

sehn. Sie erwarten nicht, verehrteste Anwesende, dass ich diese oft wiederholte Streitfrage hier ausführlicher erörtere. Es genügt hier für mich und Sie, wenn ich die Gefahr und die Versuchung anerkenne, aber die Versicherung beifüge, dass wir die Gefahr vermeiden und der Versuchung zuvorkommen. Das alte Leben der Griechen und Römer hat wie ihre Dichtungen unendliche Reize, die die Betrachtung fesseln und das Gemüth gewinnen können; und ich kann mich nimmermehr entschliessen, in allem, was die Weltgeschichte als Proben von Seelengrösse in Rom und Griechenland erzählt und preist, nichts „als glänzende Laster" zu sehn, wie der fromme Kirchenvater that. Aber auch die Zeit, wo das Alterthum vergöttert wurde, wo alles was nicht altklassisch war, für barbarisch galt, wo man das gesamte alte Leben aus seinem Grabe heraufbeschwören wollte, ist vorüber, und mit ihr auch die Versuchung, die Götter Griechenlands schöner zu finden als den alleinigen wahren Gott.

Allein die eigenthümliche Schönheit dieser alten Zeit und die besondere Brauchbarkeit ihrer Kunstdenkmale und ihrer Sprachen für die Jugendbildung bleibt darum doch unverkümmert, und hat allen Anfeindungen bis jetzt siegreichen Widerstand geleistet.

In diesem Sinne nun behandeln wir das heidnische Alterthum; nicht als ein Ideal, dessen Untergang zu beklagen, dessen Wiederherstellung zu erzielen oder zu wünschen sei, sondern als eine schöne Morgenzeit unserer weltlichen Bildung, die der Jugend eben darum nahe stehn soll, weil die Jugend ein Abbild der Morgenzeit ist.

Wie einerseits die Ueberschätzung des heidnischen Alterthums dem christlichen Sinn Gefahr droht, so hat derselbe Sinn auf der andern Seite auch die Uebertreibung des Christenthums selbst zu scheuen. Man kann nicht allzufromm und allzuchristlich sein, aber wohl kann man auf verkehrte Weise fromm und christlich sein, und nichts ist geeigneter,

dem Glauben zu entfremden, als eben diese Verkehrtheit. Ich meine das, was das Volk Kopfhängerei nennt. Gönne man doch immerhin einzelnen Naturen, die von ihrem eigenthümlichen Geist getrieben, einen beständigen Ernst bis zur Schwermuth, bis zum Trübsinn steigern, jene unschädliche Freiheit, dem Triebe und der Stimme ihres Herzens zu folgen; sie können wohl, in die Mitte einer lebenslustigen Umgebung versetzt, dieser lästig werden, aber hören darum nicht auf, zu den edelsten Seelen zu gehören. Schwermüthige Seelen hat es bei allen Völkern, unter allen Religionen und lange vor dem christlichen Glauben gegeben, und nicht am wenigsten unter den lebensfrohen Griechen. Warlich an der Kopfhängerei trägt ein Glaube keine Schuld, der zu dem Jüngling spricht: Freue dich in deiner Jugend und lass dein Herz guter Dinge sein! So wenig es einen freieren Mann geben kann als einen wahren Christen, so wenig auch einen fröhlicheren. Blicken wir nur auf unsern Luther hin, den grossen Meister in Scherz und Ernst, der seinem Gott und seinem Frohsinn diente, ohne dem grossen oder dem kleinen Herrn zu nahe zu treten!

Darum vermeiden wir alles, was den freien und fröhlichen Geist des christlichen Glaubens verdächtigen könnte; denn die Beschränkungen, welche unsere Schüler von manchem öffentlichen Vergnügen ausschliessen, wird jeder Vernünftige auf Rechnung der Zucht und Ordnung, nicht des christlichen Ernstes setzen. Wir verzichten desshalb auch, so weit es gestattet ist, auf volle Ausübung unseres Rechtes, den regelmässigen Besuch der Kirche zu erzwingen, und eben solche Lehrer, denen der ernste Religionsunterricht anvertraut ist, suchen und finden Gelegenheit auf Spaziergängen und Reisen, ihren Schülern die Heiterkeit des Lebens entgegenzubringen und geniessen zu lassen, und wollen, alles zu seiner Zeit, ernst mit den Ernsten, fröhlich mit den Fröhlichen sein.

Aber wie in unserem Unterricht durch das heidnische Element, so liegt auch in anderen unserer gesetzlichen Einrichtungen eine Gefahr, den christlichen Sinn der Jugend zu missleiten; ich meine die Gewohnheit einer ehrenden Rangordnung und einer auszeichnenden Preisevertheilung. Beide sind von dem Gesetzgeber eingeführt, die Ehrliebe lebendig zu erhalten; aber wie nahe gränzt daran die Möglichkeit, den Ehrgeiz zu nähren und die Ehrsucht zu wecken. Der wahrhaft ehrliebende Jüngling sucht nichts als die Zufriedenheit des Lehrers und will nichts als hinter seiner Pflicht nicht zurückbleiben; der Ehrgeizige strebt nach Auszeichnung und will seine Mitschüler überflügeln. Unläugbar ist der Ehrgeiz ein wirksamer Sporn, und viel nützliches und grosses in der Welt verdankt ihm sein Entstehn; aber was auch die wohlthätigen Folgen der Handlung sein mögen, die Gesinnung hört auf, eine reine zu sein, und was hilft es, die ganze Welt gewinnen, wenn man Schaden nimmt an seiner Seele?

Wir wissen wohl, dass nicht alle Lehrer anderer Anstalten, selbst nicht unseres Vaterlandes die gleichen Besorgnisse hegen, wir sehen und hören hie und da unbedenklich den „Ehrgeiz" der Schüler herausfordern und wohl gar allen Ernstes jedem zumuthen, sich vor den andern „auszuzeichnen"; aber die Lehrer der hiesigen Anstalt sind Eines Sinnes, solche Verantwortung nicht auf sich zu laden, und wollen, wo es ihnen nicht gelingt oder unmöglich scheint, eigensüchtigen Ehrgeiz in sittliche Ehrliebe läuternd umzuwandeln, wollen dann ihn wenigstens nicht nähren, nicht fördern, nicht durch ihre Billigung und Mitwirkung heiligen.

Ich habe Ihnen, verehrteste Anwesende, in diesen Grundzügen darzulegen gesucht, dass wir unserer Pflicht, zum Christenthum zu erziehn, uns wenigstens bewusst sind, dass wir auf unserer Hut sind, über dem Gelehrten, den wir bilden sollen, nicht den Menschen zu vergessen, über dem Welt-

und dem Staatsdienst, für welchen wir vorbereiten, nicht einen noch höheren Beruf unserer Zöglinge zu vernachlässigen. Was die Ausführung noch versäumt, wird auf Rechnung unserer Schwachheit, nicht unseres Willens kommen, und wo der Erfolg im einzelnen unserem Bemühen nicht entspricht und wenn wir Herzensunkundige nicht zu rühmen wagen, dass auf unserer Anstalt so wie äussere Ordnung, so auch christlicher Sinn in höherem Grade gedeihe und herrsche als in manchen andern Schulen, so soll uns das nicht beschämen noch niederbeugen, sondern nur erinnern, was des Menschen Pflicht und was sein Trost ist: er soll säen; ein anderer, höherer wird, wo und wann er will, das Gedeihen geben und die Erndte halten.

XII. *).

Hochverehrte Versammlung!

Im Namen der Studienanstalt, welcher Sie Ihre Söhne zum Unterricht und zur Erziehung anvertrauten, habe ich Sie auch am heutigen Tage wieder eingeladen, um nach Ihrer vielfach bewährten Freundlichkeit und Theilnahme den Abschluss des eben geendeten Schuljahrs mit uns zu feiern, zugleich aber auch unsern Dank für Ihr bisheriges Vertrauen und Mitwirken zu empfangen, und unsere Bitte um die Fortdauer beider zu genehmigen.

Soll ich nun dieser ersten Begrüssung den gewohnten Rückblick auf unser heute beschlossenes Tagwerk anfügen, so wünschte ich wie in den nächsten Vorjahren bezeugen zu dürfen, dass auch dieses Jahr ohne äussere Störung unserer Arbeit vorübergegangen sei. Allein die frische Erinnerung an das, was wir alle zu leiden hatten, müsste mein Zeugniss Lügen strafen. Jene mehr lästige als verderbliche Krankheit, welche auf ihrem Zuge durch die gebildete Welt auch unsere Stadt begrüsste, hat auch eine Zahl unserer Schüler, und mit ihnen zu gleicher Zeit die Hälfte ihrer Lehrer auf das Krankenlager geworfen und ihrer gewohnten Thätigkeit entzogen. Die wenigen, welche verschont blieben,

*) Gehalten bei der öffentlichen Preisvertheilung am 29. August 1837.

im Verein mit jüngeren Männern, theilten sich in die verwaisten Klassen und suchten nach Kräften zu helfen; aber wo eine Lebensordnung auf Monatsdauer gestört wird, da müssen sich die nachtheiligen Folgen gerade um so fühlbarer machen, je geregelter der sonstige Gang und je ungewohnter seine Unterbrechung ist.

Und kaum war die allgemeine Seuche verschwunden, die Genesenen wieder in ihrem Beruf, die alte Ordnung zurückgekehrt, als ein anderer Hauptlehrer *), der in meiner achtzehnjährigen Amtsführung eine — ich sage nicht mehr als e i n e — Lehrstunde auszusetzen sich veranlasst sah, nach langem Kampfe mit seinem Arzte, und noch härterem mit sich selbst der Nothwendigkeit wich, seinen Unterricht für längere Zeit einzustellen. Möchten wir im nächsten Jahre den würdigen Mann, der, obgleich der älteste in unserem Rath, doch dem Greisenalter noch ferne steht, den Mann, der ehemals, als die Fortdauer unserer Anstalt in Frage gestellt war, Jahre lang als fast einziger Lehrer durch seine unermüdete Thätigkeit unter vielen Hemmungen und Gefahren ihr Dasein fristete, bis er sie gerrettet sah, — möchten wir ihn im nächsten Jahre wieder hier an seinem gewohnten Platze sehen!

Neben diesen Schattenseiten des verlaufenen Jahres vermögen wir jedoch auch erfreuliche Früchte aufzuweisen, und dürfen den Kernspruch: Ende gut, alles gut, in seinem unverfänglichen Sinn auf die letzten Tage anwenden. Schon seit einer Reihe von Jahren beabsichtigte unsere hohe Staatsregierung eine Visitation der vaterländischen Gymnasien. Das ist unstreitig der nächste Weg, das Papierregiment der Rescripte, der Decrete, der Berichte, der Tabellen zu ersetzen, und jenem Krebsschaden, unter dem die heutige Regierungs-

*) Herr Professor Dr. R i c h t e r, Klasslehrer der zweitobersten Gymnasialklasse. Die erwähnte Seuche war die weitverbreitete Grippe.

kunst seufzt, und den niemand tiefer beklagt als unser König selbst, allmählich abzuhelfen.

Möge es keine unserer Schwesteranstalten geben, welche eine solche Visitation als Drohung betrachtet! was uns betrifft, so haben wir ihrer Verwirklichung als der Erfüllung einer Zusage entgegengesehen; durften wir doch auf eine Form hoffen, welche frei und fern von allem Schein demüthigenden Misstrauens nur das hohe Interesse der Staatsregierung für unsere Sache beurkunden würde. Sie ist nun verwirklicht. Der willkommene Besuch fand in den jüngstverflossenen Tagen Statt; er fand Statt durch einen Mann*), in welchem wir zum Theil einen ehemaligen Lehrer, insgesamt aber einen hochverdienten Gelehrten achten, der selbst einstens Lehrer an Gymnasien, dann zu glänzenderer Wirksamkeit berufen, mit Feuereifer für das innere Gedeihen des Gelehrten-Schulwesens, wie für das äussere Wohl des Lehrerstandes durch Wort und Schrift, durch Rath und That zu wirken nicht aufgehört hat. Wir würden, treuer Pflichterfüllung uns bewusst, jedwedem Commissär, den unser König mit solcher Sendung beauftragt hätte, mit Vertrauen und Offenheit entgegengekommen sein; gegen den sachkundigen und wohlwollenden und bewährten Mann war diese Pflicht doppelt leicht zu erfüllen, und sein Schweigen wie sein Reden lässt uns vertrauen, er werde bei denen, die ihn gesandt, Zeugniss geben, dass er nicht blos treuen Fleiss von Seite der Lehrer, sondern auch entsprechende Früchte auf Seite der Schüler gefunden, und dass unsere Bestrebungen in Einklang stehen mit den Forderungen, welche die neuesten königlichen Befehle den Lehrern der vaterländischen Gymnasien einschärfen.

Wie diese Forderungen lauten, darf kein Geheimniss sein.

*) Herr Hofrath und Professor Dr. Thiersch aus München, Mitglied des obersten Schul- und Kirchenraths des Reichs.

Schon frühere Verordnungen v. 3. Febr. 1833, durch den Druck zur öffentlichen Kunde gekommen, verlangen, dass der Lehrer nicht blos unterrichten, dass er auch erziehen solle; ein neueres h. Ministerialrescript v. 10. Febr. d. J. an die Kreisregierungen, Rectorate und Scholarchate gerichtet, spricht diese Forderung noch bestimmter also aus: „Seine Maj. der König wollen Allerhöchst Ihr Volk fortschrei- „ten sehen auf der Bahn der Vervollkommnung; dieser Fort- „schritt soll aber bekanntlich ein allseitiger sein, er soll „Seele und Körper, Geist und Gemüth in gleichem Maasse „umfassen; Lehren und Erziehen sind, wie schon öfters be- „merkt worden, die grosse Doppelgrundlage, auf welcher „das Bildungssystem des bayerischen Monarchen beruht; die „Menschen verständig, aber auch zugleich religiös und tu- „gendhaft, also eines zweckmässigen Gebrauches des Er- „lernten fähig zu wissen, ist der erklärte und unwiderruf- „liche Wille des erhabenen Königlichen Herrn.“

Kann die jetzt erst erfolgte Inspection bezeugen, dass wir diesen Forderungen Folge leisten, so könnte sie, wenn sie um viele Jahre früher erschienen wäre, mit gleicher Wahrheit melden, dass wir ihnen sogar zuvorgekommen, dass unsers Königs edler Geist und Willen seinen hiesigen Dienern zur Richtschnur diente, noch ehe er durch seine Organe sich so vernehmlich aussprach, ja wir glaubten uns sogar durch den Geist schon der älteren Schulverordnungen dazu aufgefordert und verpflichtet.

Gewiss hat jedoch unsere hohe Staatsregierung auch leidige Beobachtungen und Erfahrungen der entgegengesetzten Art gemacht; das bezeugen die gewichtigen Worte des hochgestellten Mannes, die jüngst in unserer Ständeversammlung vernommen, durch die öffentlichen Blätter zur Kunde Europas kamen: „Die Regierung hat das religiöse und sittliche „Princip in der Erziehung wieder hergestellt, sie hat den „Irrthum jener Lehrer berichtigt, welche allmählich gewöhnt

„worden

„worden waren, blos in dem Unterrichten die Aufgabe ihres „Wirkens zu erblicken. Das Kind mochte moralisch gut oder „schlecht werden, es mochte Religion und Glauben in sich „aufnehmen, oder die höchsten Güter des Lebens, den ein„zigen wahren Trost in trüben Tagen, aus seinem Herzen „gerissen sehn, gleichgültig blickte mancher Schulmann dar„über hinweg, wenn nur gut recitirt wurde, was gute und „böse Worte, was eine oft auf Kosten der Gesundheit ge„steigerte Anstrengung dem Gedächtniss eingeprägt hatte, „wenn nur hohle Worte erklangen, um kurz darauf zu ver„hallen, und ein zerstörtes wüstes Gemüth als einziges Er„gebniss der Schule zurückzulassen. Dieser Zustand der „Dinge konnte nicht bleiben etc." *).

Nur böswillige Missdeutung könnte behaupten, dass diese Worte ein allgemeines Verdammungsurtheil des bayerischen Lehrerstandes aus der vorigen Regierungsperiode enthalten. Näher aber liegt der Schluss, dass mit jenem Nachtgemälde geist- und herzlosen Unterrichtes wenigstens ein herrschender Geist geschildert worden. Auch das wäre beklagenswerth genug.

Wollte nun der Lehrer in einer Provinzstadt, der nur Beruf und Macht hat, seine nächste Umgebung zu kennen, das Urtheil des hochgestellten Staatsmannes, der von seiner Höhe herab allein das grosse Ganze eines Volks und Reiches zu überschauen vermag, einer Prüfung unterwerfen, so hiesse das mit Recht eine unverzeihliche Vermessenheit; aber zu verargen wär' es auch dem niedersten nicht, wenn er bei einer Unzufriedenheit seines Königs oder seiner hohen Obern, welche die Mehrzahl seiner Standesgenossen trifft, der Minderzahl anzugehören dringend wünscht. Gleichgültigkeit gegen

*) S. Verhandlungen der bayerischen Ständeversammlung v. 20. Juni 1837. Bd. VI. S. 414. Augsburger Allgemeine Zeitung v. 27. Juni 1837. Ausserord. Beil. Nr. 306. S. 1225.

Tadel kann nie ein Lob sein; sie ist nur das traurige Erbtheil des Hochmuths, der sich selbst genug ist; oft ist es zwar Pflicht des tüchtigen Mannes, den Tadel zu ertragen, auch ihm zu trotzen, nöthigenfalls ihn selbst zu verachten, selbst wenn er von einer Mehrheit kömmt; denn nicht um mit aller Welt in Frieden zu leben, ist der Mann hingestellt in das bewegte Leben widerstrebender, feindseliger Ansichten, und kein rechter Mann hat es je allen recht gemacht. Aber seinem Herrn und König muss und soll jeder Diener zu Dank arbeiten, und gegen jeden Vorwurf, selbst jeden Verdacht muss er sich, wofern er kann, rechtfertigen, reinigen, verwahren; wofern er es nicht kann, seine Ehre befleckt fühlen. Solche Denkart kommt dem Herrn zu gut, und ein Diener, der ihrer entbehrt, ist nicht fern von dem Wege des Verräthers.

Nach diesem Grundsatz, dem Sie, verehrte Anwesende, Ihren Beifall nicht versagen werden, darf ich wohl in dieser mir vergönnten Stunde das Vertrauen aussprechen und die Wahrscheinlichkeit darzuthun versuchen, dass jenes nächtliche Gemälde des bayerischen Schulwesens nicht von unserer Schulanstalt entnommen, und von jenem umfassenden Tadel nicht die Lehr- und Erziehungskunst der hiesigen Lehrer getroffen werde. Ich möchte Sie überzeugen, dass wir von jeher Erziehung mit dem Unterricht zu verbinden bemüht waren, und nicht das eine noch das andere zu unserer Aufgabe machten, sondern den innigen, sich durchdringenden Verein beider, den wir Bildung nennen.

Wie könnten wir hiezu eine günstigere Stunde finden, als diese, wo mir ein äusserer Beruf aufgibt, vor den hohen Behörden dieser Stadt, welche theils ihr Amt, theils ihr Gemüth unserem Thun und Treiben mit aufmerksamen Blick zu folgen veranlasst, vor den gebildetsten urtheilsfähigsten Eltern und Jugendfreunden Rechenschaft von unserem Wollen und Wirken zu geben, und wo ich Ihr Zeugniss ansprechen darf?

Ja ich selbst finde eine besondere persönliche Aufforderung dazu in dem Umstand, dass ich, seit achtzehn Jahren durch Königliche Gnade zur Leitung dieser Schule berufen, mich zu den ältesten Gymnasialvorständen unseres Vaterlandes zählen darf, und die mehrsten und wichtigsten Schicksale und Umwandlungen unseres Schulwesens mit erlebt habe. Daher, wenn unsere Schule wirklich jenem düstern Gemälde gleicht oder glich, so hab' ich länger als andere in der Verblendung gelebt und muss mich schwerer als jeder andere belastet fühlen.

So erlauben Sie mir, mich und meine Mitarbeiter in die Stellung eines Angeklagten zu versetzen, der sich zu reinigen gedrungen fühlt, und verzichten Sie unter den dargelegten Verhältnissen darauf, den Spruch, dass jeder, der sich rechtfertigt ohne verklagt zu sein, sich selbst verklage, auf uns und unsere Lage anzuwenden.

Erwarten Sie nicht, dass ich die Zeugnisse herbeirufe, in denen bald die hohe Kreisregierung, bald die höchste Staatsregierung alljährlich den Stand unserer Schule in ehrenvollen Worten als befriedigend anerkannt, und dabei die gute Zucht, die doch der sichtbare Theil der Erziehung ist, besonders hervorgehoben hat; erwarten Sie nicht, dass ich auf Erscheinungen hinweisen werde, die uns zu dem schmeichelhaften Glauben hinführen könnten, als geniesse unser Gymnasium auch im Ausland eines guten Rufs und Namens; befürchten Sie aber auch nicht, dass ich durch ein vollständiges System und pädagogisches Glaubensbekenntniss, oder durch Aufzählung unserer sämtlichen Einrichtungen Ihre Geduld ermüden werde.

An der Stelle des vielen, was sich zudrängt, lassen Sie mich gleichsam als Probe, dass wir unsere Aufgabe zu verstehn suchen, einzelnes herausheben, was wir in der sittlichen Erziehung hauptsächlich ins Auge fassten, nicht mittelst eigener Schulverbote und Schulgesetze, noch mittelst

eigener Unterweisung und Vorträge, nein, vielmehr so, dass es unsichtbar, unhörbar den gesamten Unterricht, die gesamte Schulzucht durchdringen sollte. Was ich zum Stoff meiner Betrachtung wähle, das sind drei verkehrte Richtungen der Jugend, zu welchen der Geist unseres Jahrhunderts mit besonderer Bereitwilligkeit den Weg weist. Und wenn Männer mit welthistorischem Blick recht thun, unsere Zeit als die Periode der Emancipation zu bezeichnen, so sind jene fehlerhaften Neigungen mit der Emancipationssucht blutsverwandt, ob in aufsteigender Linie als Eltern, oder in absteigender als Kinder, wag' ich nicht zu entscheiden; ihre Namen aber sind nicht unbekannt; sie heissen Misologie, Präcocität und Plebejität. Diesen Schlangen den Kopf zu zertreten, ist unser ernstes Bestreben, und der Weg zu diesem Sieg der häufige Gegenstand unserer Berathungen, wenn uns Lehrer Amtspflicht, oder wenn uns Freundschaft zusammenführt.

Lassen Sie mich diese drei Feinde Ihnen im Lichte zeigen und wie wir gegen sie ankämpfen, mit wenigen Zügen andeuten.

Ungern gebrauche ich die fremden Namen, ungern gestehe ich mein oder meiner Muttersprache Unvermögen, jene Abneigung einzelner, ihren Geist durch Studium, durch Wissenschaften, durch Bücher zu bilden, so kurz und bündig zu bezeichnen, wie die Griechen und die Gelehrten es thun, durch Misologie. Es ist nicht Verachtung der Geistesbildung überhaupt, es ist nur der Hass des natürlichsten Wegs zu ihr, ein Hass, der bald in der Trägheit, bald im Hochmuth seine Wurzel hat. Die Vorarbeit der edlen Geister der Vorzeit, die Errungenschaft der Jahrhunderte, das Erbtheil der Jahrtausende wird verschmäht, alles Alte gilt für veraltet, alles Gewordene für todt, nur das Werdende hat Geltung. Allein

ich vermag das Bild des jugendlichen Misologen nicht lebendiger vor Ihre Augen zu führen, als durch unseres Göthe's ergötzliche Erzählung. „Neulich besuchte mich ein junger Mann, ich konnte ihn kaum über 19 Jahre schätzen. Dieser versicherte mich in vollem Ernste, er habe nunmehr mit sich abgeschlossen, und da er wisse, worauf es eigentlich ankomme, so wolle er künftig so wenig als möglich lesen, dagegen aber in gesellschaftlichen Kreisen seine Weltansichten selbständig zu entwickeln suchen, ohne sich durch fremde Sprachen, Bücher und Hefte darin hindern zu lassen. — Das ist ein prächtiger Anfang!" ruft der grosse Dichter aus, der seinerseits seine Weisheit nicht so leichten Kaufs erworben hatte, „wenn jeder nur erst wieder von Null ausgeht, da müssen die Fortschritte in kurzer Zeit ausserordentlich bedeutend werden." *)

Der Grund dieser weitverbreiteten Stimmung liege in was er wolle, in einem Missbrauch der Gelehrsamkeit, in der Ueberschwemmung unserer heutigen Welt mit Büchern, in der verkehrten Lesewuth der ungelehrten Stände, die zur Verbildung führt, in der Erinnerung an einzelne Zerrbilder von Gelehrten, die ganz in ihren Büchern und Lesestudien lebten, und dadurch nur immer unbrauchbarer für das Leben, nur immer lächerlicher in der Gesellschaft, nur immer roher an Herz und Gemüth wurden, jedenfalls ist jener Gesinnung früh genug ein Damm zu setzen, wenn nicht die Barbarei an die Stelle der Bildung treten soll, eine Barbarei, die nur an dem Gestern und Heute und Morgen Antheil nimmt, und sich am vernehmlichsten in dem naiven Wunsche eines unserer Demagogen aussprach, dass die Journalistik an die Stelle der Literatur treten möge.

Diesem Uebel entgegen zu arbeiten, fühlen wir uns besonders berufen, und wir thun es nach Anleitung der aller-

*) Aus J. Falk über Göthe. S. 104.

höchsten Vorschriften, welche „Studienernst und gründliches Wissen“ gewahrt sehen wollen. Der menschliche Geist ist zugleich ein Gefäss, welches der Anfüllung, und zugleich ein Stoff, welcher der Entzündung fähig ist. Der Lehrer soll beides, anfüllen und entzünden, und kann seine Meisterschaft hauptsächlich in der Art zeigen, wie er seine Thätigkeit in diese Doppelaufgabe theilt und das rechte Maass hält, wie er seine Schüler von aussen her durch Lernen mit dargebotenen Kenntnissen zu bereichern, von innen heraus durch Denken zur selbstthätigen Erkenntniss zu führen sucht. Die Eigenthümlichkeit jedes einzelnen muss hier das Maass bestimmen helfen; was mich betrifft, so neige ich mich zu dem Glauben, dass die übermässige oder einseitige Uebung der Denkkraft noch nachtheiligere Folgen hat, als ein Uebermaass auf der entgegengesetzten Seite, und ich will, wenn mir nur Wahl zwischen zwei Uebeln vergönnt ist, lieber noch einen Jüngling mit unentwickeltem Geiste und nur gründlichem Wissen aus meinem Unterricht hervorgehn sehn, als einen frühreifen und oberflächlichen Schwätzer.

Diese unnatürlich frühe Geistesreife und Altklugheit ist es, was ich als zweites Kind unserer Zeit mit dem Namen Präcocität meinte. Die Emancipation bleibt nicht dabei stehen, einem unterjochten Volk zur Selbständigkeit, dem Leibeigenen zur Freiheit, dem Bürgerstand zu gleichem Recht mit den bevorzugten Ständen zu verhelfen; in ihrer Ausartung will sie auch jene Unterschiede nicht gelten lassen, welche die Natur eigenhändig gemacht hat; das hohe Talent soll mit dem gemeinen Geist, die Bildung mit der Rohheit gleichen Rang und Einfluss haben; zuletzt auch gar das unreife Alter mit dem reifen. Wenn die Weisheit einst zu den Männern und Greisen sprach: Werdet wie die Kinder! so ruft die Verkehrtheit den Kindern zu: seid wie die Männer! Wir haben leider frisch im Andenken, in welchen Abgrund diese

Umkehrung der Natur unser Vaterland führen sollte und statt dessen einzelne Verblendete wirklich geführt hat; und wem diese Erinnerung bereits zu fern gerückt ist, den könnte der neuliche Selbstmord eines edlen reichbegabten Jünglings *) und dessen kundgewordene schauderhafte Beweggründe von neuem überzeugen, dass das Uebel vorhanden ist und dringende Hülfe anspricht.

Aber die Hülfe ist nicht leicht, selbst die Gegenwirkung vielfach erschwert. Der Knabe soll ja Jüngling, der Jüngling soll ja Mann werden; kann man ihm ob der Ungeduld zürnen, mit der er seiner Bestimmung zueilt? nicht blos die Eitelkeit, auch das Kraftgefühl spornt dazu an. Und wie viele Väter und Mütter sind es wohl, deren Vernunft und Einsicht über die Liebe und Zärtlichkeit Herrschaft genug übt, um in solcher Frühreife mehr Gefahr, als Hoffnung und Ruhm zu sehn? Ja die Lehrer selbst müssen auf ihrer Hut sein, sich einer überraschenden, voraneilenden Geistesreife ihrer Schüler nicht innerlich insgeheim zu freuen. Und die Luft unserer Zeit ist selbst inficirt; denn ein unjugendlicher Sinn und Geist und Ton ist auch in die Schulbücher eingedrungen, und kaum mehr daraus zu entfernen. Wie unnatürlich erschallen die Namen Subject und Object, absolut und relativ und so viele andere der abstracten Philosophie entlehnte Namen aus dem Munde oft des zehnjährigen Knaben, der die ersten Anfangsgründe der Grammatik einübt! Eine Ausdrucksweise, die ehemals fasslich und kindlich schien, erscheint jetzt geistlos und kindisch, nachdem wir es so herrlich weit gebracht!

Wie wir nun dennoch diesem Uebel begegnen, dem von aussen und innen so grosser Vorschub geschieht? Dadurch, dass wir die jugendlichen Gemüther von dem Treiben der Gegenwart und des Augenblicks eher abwenden als darauf

*) Hohenhausen.

hinweisen. Ich kenne eine Lehranstalt, welche sichs zum Ziel setzte, ihre Zöglinge so reif und ausgerüstet zur Academie zu entlassen, dass sie den Zeitgeist begreifen und verstehen. Das vermöchten wir nicht, aber noch weniger wollen und wünschen wir das. Wohl dem Manne, wenn er es zu der hohen Einsicht bringt, seine Zeit zu begreifen, und darnach die Art seines Wirkens klug zu bemessen! aber wehe dem Jüngling, wenn er so früh so tiefe Weisheit erwirbt! nur um den Preis der idealen Jugendträume ist sie feil. Und das ist es eben, wesshalb alle Sachkundige der Beschäftigung mit dem classischen Alterthum, diesem alten Zankapfel der Erziehungskunst, so standhaft das Wort sprechen, und das ist es eben, warum die Unkundigen es befehden. Die letzteren meinen, die Jugend könne nicht bald, nicht schnell genug klug und weise und reif werden. Die Kundigen halten es mit der Stätigkeit und sehen in ihrer Störung den Keim des Verderbens, wie der Gärtner in der Frühreife des Gewächses, wie der Reiter in der Ueberreizung seines Rosses. Jener Umgang mit den edelsten Geistern längst untergegangener Völker bildet ein abgeschlossenes, harmloses Stillleben; das thut der Jugend noth, denn die Welt tobt darneben noch laut genug um sie her, und das Ohr ganz dagegen zu verschliessen wird selbst dem redlichen Wunsch und Willen von Tag zu Tag unmöglicher.

Soll ich nun noch daran erinnern, mit welcher Sorgsamkeit wir, vielleicht nach manchem Urtheil mit übertriebener Strenge zu verhüten suchen, dass unsere Schüler nicht an Vergnügungen Theil nehmen, die nur für Erwachsene bestimmt sind? Die Schulgesetze versehen uns mit hinlänglicher Gewalt, um unsern Grundsätzen Geltung zu verschaffen, wenn wir unsere Schüler von Bällen und Theater ganz oder theilweise ausschliessen, und dafür ihre jugendlichen Spiele und Uebungen nach Vermögen fördern; aber gleichwohl wollen wir es dankbar anerken-

nen, dass uns von den Eltern die Handhabung derselben weniger erschwert wird, als in vielen andern Städten, wo die Versuchung grösser und die Lebensansicht nachgiebiger ist.

Die dritte Richtung nannte ich Plebejität, die Gemeinheit in Gesinnung und in Sitte. Wodurch sich die gemeine Gesinnung kund gebe, soll ich vor allem erklären? nicht durch Verbrechen, nicht durch Unredlichkeit, nicht durch Ungesetzlichkeit; nein, sie verträgt sich mit der vollsten Unsträflichkeit vor dem Richter, und doch ist sie kein kleineres Uebel als jene Schlechtigkeit, die dem Gesetze verfällt. Sie offenbart sich in dem Hass gegen alles, was edel und schön und gross heisst, gegen alles, was dem höheren Leben angehört, dem sie keine Existenz gönnt, noch viel weniger eine Herrschaft; „sie wächst erst im Schoose der Bildung auf, nimmt mit der Bildung selbst zu und wächst wie die Schmarozerpflanze mit dem Baume, um ihn zuletzt auszusaugen.“ Ist der gewöhnliche Mensch eines höheren Aufschwungs nur selbst unfähig und gegen das Schöne, Grosse und Edle blos gleichgültig, so steht der gemeine Mensch dem allen als erklärter, geschworner, grimmiger Feind gegenüber und wird allem was Begeisterung heisst oder sie erregt, je nach seiner Macht mit Hohngelächter oder mit Verfolgung entgegentreten. Kann jener nicht umhin, über die mühsamen Forschungen des Historikers, des Philosophen, des Gelehrten überhaupt zu lächeln, so nennt dieser das Leben in der Wissenschaft nur vornehmen Müssiggang auf Kosten der fleissigen Arbeiter *). Liegt es jenem nahe, in vorherrschender Neigung zu religiösem Wandel nur bedauernswerthen Irrthum und allenfalls gefahrdrohende Schwärmerei zu sehen, so lässt sich dieser

*) *Juven. VII, 105. Genus ignavum, quod lecto gaudet et umbra!*

nicht überzeugen, dass sie, mag sie ihm in Gestalt evangelischen Eifers oder stiller Demuth begegnen, etwas anderes sein könne, als verächtliche oder hassenswerthe Heuchelei.

Wo die Gemeinheit in dieser Form, mit dieser Entschiedenheit, als Enthusiasmus der Niederträchtigkeit auftritt, da mag sie wie ein organischer Fehler unheilbar sein; aber jeder, den nicht ein angeborner Seelenadel bewahrt, ist in Gefahr, durch Vorbilder und Umgebungen zu verstocken, und von der Unempfänglichkeit zum Widerwillen und allmählich zur Feindseligkeit gegen das Edle überzugehen. Wollen wir uns etwa trösten, dass diese Erscheinungen und diese Gefahren auf die gemeinen Stände sich beschränken, dass nur in den untersten Sphären der Gesellschaft jener gemeine Sinn zu finden sei? nein, der gemeine Sinn gedeiht in jedem Stand, die Gesetze haben keine Macht über ihn, und die öffentliche Meinung übt ihm gegenüber nicht immer ein strenges Richteramt.

Drum muss es gesagt sein, auch in den gelehrten Schulen, welche ihre Schüler meist aus den höheren Ständen erhalten und für die höheren Stände heranbilden, bedarf es der Obacht und der Arbeit gegen diese Gefahr. Aber wie? Ungehorsam, Trotz, Trägheit, Leichtsinn, Streitsucht, das sind Fehler, die das Schulgesetz verpönen und die Schulzucht bestrafen kann; aber ein neidischer Blick auf den Mitschüler, eine hinterrückische Verspottung des Lehrers, gewandte Ausreden, pfiffige Gewinnsucht, engherzige Sparsamkeit, gleissnerische Höflichkeit, angelernte Demuth, schadenfrohe Angeberei, die kommen aus dem Innersten der Seele und erwarten andere Heilmittel als Züchtigungen. Das sind verdorbene Säfte, während jene Fehler des Uebermuths und des Leichtsinns nur äusserlichen Wunden gleichen.

In der Wissenschaft und dem Lerneifer an sich liegt

kein Heilmittel dieser Gemeinheit, vielleicht kaum ein Schutzmittel gegen sie; nur durch die Persönlichkeit der Lehrer kann die Schule hiegegen wirken. Wohl denen, die früh genug in die Hand und Pflege eines Lehrers gerathen, in welchem sie einen Gegenstand ihrer Hochachtung und Liebe sehn, welchem sie selbst auch zu ähneln wünschen! Seine sittliche Entrüstung über Ausbrüche der Gemeinheit wird, je fühlbarer sie sich von seiner Bestrafung des Leichtsinns unterscheidet, desto mehr sich ihre Wirkung sichern. Er wird auch im Unterricht Gelegenheit suchen, den Sinn für das Edle zu wecken und zu kräftigen. Die Jugend hat eine natürliche Vorliebe für das Lächerliche, auch in der Wissenschaft und Kunst; da wird sich der weise Lehrer hüten, diese Vorliebe einseitig zu nähren oder ihr zu fröhnen, als sei das Lachen das eigentliche Element der Jugend, und als lasse sich nur dem reifen Alter eine Bewunderung erhabener Schönheit zumuthen. Nein, er wird die grossen Gestalten der Poesie und der Geschichte, die nicht blos selbst das Rechte übten, sondern die unedle Gesinnung kräftig befehdeten, vor die Seele führen, den Achilles, der die Lieblingskunst der Gemeinheit, die Unwahrhaftigkeit, hasste wie die Pforten der Hölle, den Horatius, den Tacitus, den Juvenalis, die ohne äussere Macht und äusseren Beruf in unsterblichen Werken nach ihrer innern Natur mit allem Gemeinen einen unversöhnlichen Krieg führten, und besonders unseren Schiller, über dessen Grab sein grosser Freund das Zeugniss gab:

> Weit hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
> Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Aber es giebt auch eine Plebejität der äusseren Sitte, regelmässig eine Begleiterin der gemeinen Denkart, oft auch von ihr geschieden, bisweilen in Verbindung mit einer edlen Seele. Es ist diess die Nachlässigkeit im äussern Be-

nehmen, in Kleidung, Haltung, Gang und Sprache, zu welcher das Signal von dem sansculottischen Pöbel desselben Volkes gegeben ward, dessen überverfeinerter Hof uns ein Jahrhundert früher die lächerlichsteifen Sitten aufgedrungen hatte, und alle freie Bewegung durch ein stereotypes Ceremoniell hemmte. Nun nach Abschüttelung dieses lästigen Jochs liegt der Missbrauch der Freiheit nahe, und wir sehen uns von einer Anarchie der Sitte bedroht. Die Quellen dieser Neigung, sich den Forderungen der Sitte zu entziehen, sind von der verschiedensten Art. Am verzeihlichsten, ja in seltenen Fällen selbst liebenswürdig, erscheint sie, wenn sie aus naiver Unkenntnisss hervorgeht, die vielleicht das Landleben zu verantworten hat; nicht minder, wenn eine Uebergewalt des innern Geistes- und Gemüthslebens gleichgültig gegen das äussere Leben macht und das Auge für die Beachtung der Aussenwelt trübt; was wir als Träumerei tadeln, aber zugleich als Zeichen ungewöhnlicher Gaben anerkennen. Weit häufiger liegt der Versäumniss ein Bewusstsein zu Grunde; bald eine Liebe zur Bequemlichkeit und Abneigung gegen die Gene, bald jugendlicher Uebermuth, der beweisen will, dass er Anstoss zu geben sich nicht scheut, bisweilen auch, und öfter als man glaubt, eine halb unbewusste Scheu vor dem Schein des Hochmuths, eine Scheu sich durch feinere Sitten von der Mehrheit, vielleicht selbst von seinen Angehörigen, abzusondern und den höheren Ständen anzureihen.

Mag der Beweggrund sein, welcher von diesen er wolle, die Gelehrtenschule kann und darf ihn nicht gelten lassen; sie setzt von jedem ihrer Zöglinge voraus, dass er den gebildeten Ständen angehöre oder zu ihnen übertreten wolle. Er muss den Plebejersitten, so unschuldig sie an sich sein, und so wohl sie den Plebejer selbst kleiden mögen, entsagen, und muss schon als Jüngling Sallusts treffendes Wort durch eigene Erfahrung kennen lernen, dass der Mensch um so

weniger thun darf, was ihm beliebt, je höher der Stand ist, dem er angehört*).

Wenn die innere Gesittung nur unter freisinniger Anleitung und Behandlung gedeiht, so gestattet die Gewöhnung an äussere Sitte, an Ordnungsliebe und Anstand eine strengere Hand, und wenn der Pedantismus irgendwo an seinem Platz ist, so ist er es hier. Ich bekenne selbst, dass ich mich dieser verrufenen Eigenschaft befleissige, wo ein Schüler anzuhalten und zu üben ist, sich so zu benehmen, wie es die Uebereinkunft der Gebildeten will, wo es gilt, ihm — was nicht immer leicht ist — begreiflich zu machen, dass es nicht Sache der Jugend sei, sich selbst von scheinbar zwecklosen Verpflichtungen der Höflichkeit loszusagen und zu neuen Sitten und Moden das Signal zu geben. Und ein Lehrer, der hierin des Guten lieber zu viel als zu wenig thut, der darf — vorausgesetzt, dass er dabei nicht das Seine sucht, nicht vor allem seine Person eifersüchtig zum Zielpunct des anständigen Betragens macht — des Dankes seiner Schüler, sei es auch eines späten Dankes, gewiss sein.

Hab' ich mit dieser Darstellung Ihre Nachsicht, verehrteste Anwesende, über Gebühr in Anspruch genommen, so darf ich von der Wichtigkeit des Gegenstandes Entschuldigung für mich hoffen. Und wenn auch diese Fürsprache nicht genügt, so lassen Sie mich noch einmal an den Anlass zu diesen Worten erinnern. Meine Worte wollten nur Sie zu Zeugen aufrufen, dass wir, Unterricht mit Erziehung verbindend, die uns anvertraute Jugend im Sinne unseres hochherzigen Königs pflegen. Ruhmredigkeit sei ferne! Wir weisen nicht auf das hin, was wir geleistet, nur auf das, was wir gewollt haben. Unser

*) *Sallust. Catil.* 51. *Ita in maxuma fortuna minima licentia est.*

Wollen aber ist nicht darauf gerichtet, unsere Pflicht zu überbieten und Ruhm zu ernten; wir schätzen uns überglücklich, wenn wir sie erfüllen, und so der Achtung unserer Mitbürger, des Vertrauens unserer Vorgesetzten, der Zufriedenheit unseres Königs nicht unwerth erscheinen.

XIII. *).

Hochverehrte Versammlung!

Indem ich Sie am heutigen Tage als wohlwollende Zeugen unseres Jugendfestes im Namen der sämtlichen Lehrer begrüsse, kann ich mich eines wehmüthigen Gefühles nicht erwehren. Nicht blos die Bühne, von der herab, auch der Kreis, in dessen Namen ich diesen Willkomm an Sie richte, ist ein anderer, als im vorigen Jahre. Zwei unserer Mitarbeiter hat der Tod aus unserer Mitte nach vieljährigem Zusammenleben entrückt, zwei andere mussten wir, zwar mit Glückwunsch für sie selbst, doch nicht ohne Schmerz für uns einem neuen Vaterland oder einem anderen Stand abtreten. Wenn vieljähriger Eifer und gereifte Erfahrung, wenn geistreiche Thätigkeit und jugendliche Gemüthlichkeit, wenn milder Ernst und bescheidene Festigkeit, wenn liebenswürdige Geselligkeit und Feinheit des Benehmens die Geschiedenen einzeln von einander unterscheiden liessen, so waren sie dafür an Treue in ihrem Amt, an Liebe zu ihren Schülern, an Achtung gegen ihre Collegen, an Befreundung mit unserer Anstalt, an allgemeinem Wohlwollen einander gleich, und wenn diese Tugenden Anerkennung verdienen, so sind sie es werth, dass wir ihnen am heutigen Feste, an welchem wir sie von neuem vermissen, auch ein lautes Wort ehrenvoller und dankbarer Erinnerung zollen.

*) Gehalten bei der öffentlichen Preisvertheilung am 28. August 1838.

Ihre erledigten Plätze sehen Sie fast alle durch die Gnade unseres Königes wieder besetzt; noch ein weiteres Wort beizufügen, verbietet mir die deutsche Art und Sitte. Nur soviel darf ich rühmend sagen, dass dieser vielseitige Wechsel die innere Einheit und Einigkeit der zum Zusammenwirken bestimmten Lehrer nicht gestört und kaum berührt hat. Noch ist die Probezeit freilich eine kurze gewesen, aber ich hoffe und vertraue, dass sie mit den Jahren mehr erstarke als altere. Das Geheimniss unserer vieljährigen Einigkeit ist ein kündliches; es besteht darin, dass jeder sich gewöhnt hat, bei seinem Thun und Wollen erst an das Ganze und dann an sich zu denken; dann dass jeder dem Spruche des ehrlichen alten Dichters Glauben schenkt,

Meister ist freilich der, der von sich aus trefflichen Rath weiss;
Aber auch der ist tüchtig, der hört, wenn ein anderer wohl räth;
Doch wer selbst nicht klug ist und auch was andere sprechen
Nimmer zu Herzen sich nimmt, ja der ist überall unnütz!

endlich, dass jeder auf den Ruhm jener ersten Meisterschaft bescheidentlich verzichtet und vor der Scheinehre der ungelehrigen Beharrlichkeit sich hütet.

Aber wenn sich auch die Gesinnungen bald befreunden, so können die Ansichten doch auseinander gehn. Es wäre eine seltene Erscheinung, ja ein Wunder, wenn wir Lehrer alle, geboren unter verschiedenem Himmel, aufgewachsen in verschiedener Umgebung, erzogen in verschiedenen Schulen, gereift durch verschiedene Schicksale, verschieden an Alter, an Naturell, an Neigungen uns dennoch über alle Fragen der Wissenschaft und Kunst, des Unterrichts und der Erziehung, des Lebens und unseres Berufs so plötzlich verständigen könnten. Ich weiss nicht, ob ich uns zu solchem Frieden Glück wünschen dürfte. Denn die Wahrheit ist zwar nur Eine,

aber

aber jeder selbständige Menschengeist soll sie auf seinem selbsteigenen Wege suchen. Aber desto nützlicher ist es, wenn wir uns gegeneinander aussprechen; und wenn es in unserem freundschaftlichen Privatverkehr und in unseren amtlichen Zusammenkünften geschieht, so darf ich auch wohl eine feierliche Gelegenheit für den gleichen Zweck wahrnehmen und benützen. Und hab' ich in jenen Zeilen *), mit denen ich unsere Einladung zu dem heutigen Feste bevorwortete, einzelnes über meine Ansichten niedergelegt, so wird es nicht unnütz noch unziemlich sein, wenn ich heute meine Gedanken und Ueberzeugungen über die allgemeine Aufgabe unseres Gymnasialberufs vorlege.

Und welches ist die allgemeine Aufgabe? es ist die, unsere Jugend zu bilden.

Ich fühle wohl, wie wenig ein so anerkannter Ausspruch, ein so allbekannter Ausdruck geeignet scheint, Ihre Erwartung zu spannen und Ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Gleichwohl ist das Wort Bildung so vielsinnig und eben durch seinen häufigen Gebrauch und Missbrauch so vieldeutig, dass man behaupten dürfte, die ganze Ansicht des Menschen von Leben und Welt, von Himmel und Erde, von Zeit und Ewigkeit drehe sich um das eine kleine Wörtlein: Bildung. Sage mir, was du Bildung und gebildet nennst, so will ich dir sagen, was du denkst, was du glaubst, was du liebst, was du willst und was du thust.

Ein Wort von so hoher Bedeutung und zugleich von so manichfachem Sinn verdient wohl von Zeit zu Zeit von neuem ins Auge gefasst zu werden, und darf unser Interesse durch seinen allzu lange gewohnten Klang nicht abstumpfen oder zurückschrecken. Und wenn ich mich nun weiter über seinen Sinn verbreite, so thu' ich es nicht in

*) In dem gleichzeitigen Schulprogramm: Pädagogische Bemerkungen und Bekenntnisse.

der anmassenden Hoffnung, Sie zu belehren, sondern nur in der pflichtgemässen Anforderung, die ich an mich selbst stelle, ein öffentliches Zeugniss abzulegen, zu welcher Deutung ich mich bekenne, und vor Ihnen auszusprechen, auf welchen Grundüberzeugungen die Grundsätze beruhen, nach welchen ich oder wir die von Ihnen uns anvertrauten Zöglinge bilden.

Und darf ich hoffen in dem wesentlichsten Ihren eigenen Ueberzeugungen und Gefühlen zu begegnen, so ist es doch kein unnützes Wort und müssiges Werk; denn draussen giebt es desto mehr Andersdenkende, und durch deren Macht auch viel anders Gestaltetes; und da sich der Irrthum immerfort in der That wiederholt, so muss man auch das Wahre unermüdlich in Worten wiederholen.

Eine Bildungsanstalt zu heissen, darauf macht jede Schule Anspruch; jede empfängt ihren Zögling in einem Zustand natürlicher Unwissenheit oder Ungeschicklichkeit und sucht ihm durch Lehre und Uebungen mit jenen Kenntnissen und Künsten, deren er bedarf, auszustatten und zu seinem Lebenszwecke tüchtig zu machen. Das ist die Aufgabe und das Streben des beschränktesten Lehrers einer armen Dorfschule nicht weniger als des geistvollsten Lehrmeisters einer weltberühmten Academie, und was dazwischen liegt, mag es Namen haben, welche es wolle, die Bürger- und die Töchterschulen, die Gewerbs- und die Handelsschulen, die lateinischen Schulen und die Gymnasien, sie alle wollen bilden — zu irgend einem Beruf und Lebenszweck. Und warum hat also das Gymnasium ein besonderes Vorrecht, sich und die übrigen Gelehrtenschulen in auf- und absteigender Linie Bildungsanstalten im engeren Sinne des Worts zu nennen? Darum, weil die übrigen Schulen im Dienste der Civilisation arbeiten, die Gymnasien dagegen im Dienste der Kultur, darum, weil jene Schulen zu irgend einer Kunstfertigkeit und Brauchbarkeit, die Gymnasien dagegen zur Bildung selbst

bilden; darum, weil jene je nach ihrem Namen, Stand und Beruf einen Bauer oder Bürgersmann, einen Landwirth oder Kaufmann, einen Künstler oder Kriegsmann der menschlichen Gesellschaft erziehen wollen, die Gymnasien dagegen einen gebildeten Menschen, und nichts als einen gebildeten Menschen. Was die übrigen Schulen neben ihrem Hauptzweck nur nicht vernachlässigen dürfen, die Bildung des Menschen zum Menschen, das ist für das Gymnasium Hauptzweck, ja mehr noch, ausschliesslicher, alleiniger Zweck.

Oder wäre das vielleicht nichts als eine leere Anmassung, durch welche sich die übrigen Bildungsanstalten beeinträchtigt glauben dürften? Ich sollte nicht meinen. Denn aus den Gymnasien gehen die Stände hervor, deren Wirksamkeit — ich sage nicht die unentbehrlichste, nicht die nützlichste, nicht die schönste, aber gewiss — die allgemeinste ist und am meisten ihre Mitmenschen berührt; die Regierer des Staates und die Lehrer der Kirche. Zwar soll jeder einzelne in jedem Stand und Beruf neben seinem Geschäfte auch Mensch im schönsten Sinne des Wortes sein; wer nur immer diesen allgemeinen Beruf, der älter ist als sein besonderes Geschäft, vergisst oder vernachlässigt, der ist zu beklagen; aber mit Unterschied; der Bauer, der Handwerksmann, der Soldat schadet dadurch nur sich selbst, und vielleicht durch seine Selbstsucht auch seinem Nachbar, vielleicht durch sein Beispiel auch in weiteren Kreisen, aber nur vielleicht und nur im kleinen; dagegen wer durch sein Amt den Beruf und durch seine Stellung auch die Macht besitzt, seinen Glauben und seinen Willen auch ausser sich und seinem Hause zu verbreiten und geltend zu machen, der schadet oder nützt zehnfach und tausendfach, je nachdem sein amtliches Thun und Wirken mit der wahren Menschlichkeit gepaart ist und von der allgemeinen Bildung berathen und geleitet wird, oder nicht.

Bildung also! Allgemeine Bildung! Wahre Menschen-

bildung, die verschieden sein soll von der Bildung des Architekten und des Geschäftsmannes und doch beiden und allen wohlanständig, nützlich, nöthig, unerlässlich sein soll, woran erkenne ich sie?

Lassen wir uns nicht irre machen durch den Namen der Gelehrtenschulen, als ob die Bildung, welche sie zu geben bemüht sind, in der Gelehrsamkeit bestünde. Diess glauben, hiesse das Mittel mit dem Zwecke verwechseln.

Wohl hat es Zeiten gegeben, in welchen zwischen Gelehrsamkeit und Bildung ein so enges Verwandtschaftsband und eine so sprechende Aehnlichkeit bestand, dass ihre Unterscheidung schwer, ihre Trennung undenkbar schien. Eine solche Zeit sah das westliche Europa, als es vor vier Jahrhunderten durch das Studium der alten Griechen und Römer und durch ihre Nachahmung sich jener Barbarei des Mittelalters entrang, in welcher nach einer Glanzperiode der Poesie und der Kunst ein rohes Faustrecht mit seinem Geleite die Oberhand gewonnen. Damals besass in der öffentlichen Meinung nur der buchgelehrte Mann Bildung, und jeder Gebildete Gelehrsamkeit. Diese Zeit hat sich überlebt und wie die ganze Culturgeschichte der Menschheit eine immer wachsende Theilung der Arbeit zeigt, so hat sich auch die Gelehrtheit von der Bildung oder diese von jener wie eine Colonie vom Mutterlande losgelöst, ohne jedoch die alte Freundschaft zu brechen oder die natürliche Abhängigkeit aufzukündigen. Freilich hat die süsse Selbsttäuschung einzelner, die der Gelehrtenkaste angehörend, blind gegen den Wechsel des Zeitgeistes, die Gelehrtheit annoch wie vordem einerlei mit der Bildung glaubten, einen scharfen feindlichen Gegensatz hervorgerufen. Denn wer kennt nicht jene laute Partei, in deren Auge die Gelehrsamkeit nur eine hemmende Gegnerin der wahren Bildung ist, voran die spiessbürgerlichen Vertreter der materiellen Interessen, und im Chor einstimmend die stürmischen Reformatoren des Zeitgeistes. So hat sie,

die vor Jahrhunderten eine unbestrittene Herrschaft übte, heute oft um ihre Existenz zu kämpfen. Annoch steht aber eine starke Phalanx der Gemässigten entgegen, an ihrer Spitze Propheten, die für den Fall, dass Europa die Gelehrsamkeit wie eine abgenüzte Waare wegwerfen möchte, eine Barbarei der neuen Zeit, weit grausenhafter als jene verschrieene des Mittelalters, ankündigen und vor ihrer Förderung warnen.

Also nicht Gelehrte erziehen wir in unsern Schülern; denn Gelehrsamkeit ist ein Wissen, das Wissen aber ist nur ein Besitz, und keine Kraft oder Kunst; die Bildung dagegen ist eine Kraft und ein Wesen. Allein eben diesem blosen Wissen gegenüber will sich eine andere Art Bildung als allgemeine, wahre, zeitgemässe Bildung geltend machen, in deren Dienste einzutreten das Gymnasium auf das entschiedenste verschmäht. Ich meine das, was man Weltbildung nennt. Sie zu erwerben ist eine Aufgabe des Lebens, aber keine Aufgabe der Schule, wenigstens nicht unserer Schule. Nicht als ob wir uns der Pflicht entschlügen, unsere Schüler von Arten und Unarten, welche der Welt Anstoss geben, zu entwöhnen, und zum Anstand anzuleiten; aber fällt ohnehin der Haupttheil dieser Pflicht der häuslichen Erziehung anheim, und ist ohne diese Mitwirkung alles Bestreben des Lehrers eitel, so muss sich die Schule feierlich gegen gesteigerte Anforderungen verwahren. Sollten sich nicht, wenn auch weniger in unserem nächsten Kreise, Eltern finden, welche ihren Söhnen jene Weltbildung möglichst frühzeitig zu geben wünschen? nicht zufrieden sind, wenn ihr vierzehnjähriger Sohn ein stiller bescheidener Knabe heisst? sich schämen, wenn er bescheiden bis zur Schüchternheit erscheint und Erwachsenen gegenüber nicht leicht ungefragt spricht? die dagegen triumphiren, wenn er in Ungenirtheit und Gewandtheit mit dem jungen Mann wetteifert, auf Bällen sich frei bewegen, Damen unterhalten, in das Gespräch der Erwachsenen eingreifen und jeglichem gegenüber zeigen kann, dass er kein

Knabe sei? Leider geht den Eltern dieser Wunsch oft genug in Erfüllung; die Schule sollte nicht dazu mithelfen. Aber wenn diese Weltbildung, die der Mensch doch einst als Mann nicht gerathen kann, so spät erst beginnen soll, ists dann nicht allzu spät? ist die Schüchternheit und die Unbehülflichkeit dann noch heilbar? Lassen Sie mich darauf aus meiner nicht allzu kurzen Erfahrung mit einem getrosten Ja antworten. Wie oft hört' ich einen Knaben, der früh zu einem andern Berufe übergieng, seine Abschiedsworte schüchtern, verlegen, ungeschickt stammeln, sah ihn mit schiefem Bückling die Thüre öffnen, mit linkischem Fehlgriff die Thüre schliessen — und nach kaum einem Jahre besucht mich der junge Kaufmann, umgeschaffen zu einem vielgewandten, vielgesprächigen Jüngling. Die Welt bildet schneller als die Schule, und wenn sie in jeglichem Sinn auch besser bildete, wir könnten die gelehrten Schulen mit ihren Umwegen leicht entbehren!

Wenn nun die Bildung, die wir als solche anerkennen, nicht in einer Berufsfertigkeit, nicht in gelehrtem Wissen, nicht in der Gewandtheit sich im gesellschaftlichen Leben zu bewegen bestehn soll, worin besteht dann ihr wahres Wesen? Vielleicht in einer Allwissenheit, weil sie allgemeine Bildung heisst? Oh nein! denn selbst Allseitigkeit ist ein zweideutiges Lob; nach der Beschränktheit des menschlichen Wesens und Lebens muss alle Tüchtigkeit sich concentriren, und selbst den Schein der Einseitigkeit nicht scheuen — damit sie nicht überall und nirgend sei.

Ich eile zur Sache.

Der Mensch lebt in zwei Welten zugleich, in der sichtbaren handgreiflichen des practischen Lebens und in der höheren Welt des Idealen; alles was Mensch heisst hat ein Bürgerrecht in beiden Welten zugleich, aber nicht jedem ist ein gleich grosses Erbe gegönnt. Naturell und Stand bestimmen oft mit blinder Nothwendigkeit, ob er in den niederen sichtbaren Regionen wohnen und von da aus die höheren

besuchen soll, oder ob sein ständiger Wohnsitz in der Welt der Ideen sei, von wo er zu seiner Zeit auf den festen Boden der gemeinen Wirklichkeit herabsteige. Wer seinen Anspruch auf die ideale Welt ganz aufgiebt, der tritt aus der Gesellschaft der gewöhnlichen Menschen in das Land der Gemeinheit über und ist auf dem Wege zu noch Schlimmerem; wer die Niederungen der wirklichen Welt von seiner Höhe herab über Gebühr verachtet, versäumt, vergisst, den nennen wir einen Phantasten. Der gebildetste Mann ist der, welcher jenem höheren Reich, wo das Schöne und das Edele allein die Gesetze vorschreiben und vollziehen, als Bürger oder wenigstens als Ehrenbürger angehört, ohne dem niederen Reiche fremd zu werden und ihm zu entziehen, was er ihm schuldet, seine Theilnahme, seine Liebe, seine Thätigkeit.

Diese Bildung steht freilich der Natur gegenüber; kein Mensch kömmt gebildet zur Welt; aber sie ist nicht eine Vernichtung der Natur, sondern eine Veredelung derselben, und keineswegs ist alles, was die Natur nicht durch Bildung veredelt, darum roh und hässlich. Nur der gelehrte Pedant, Fausts Famulus nimmt ein Aergerniss, wenn er die Bauern in Gottes freier Natur das Leben natürlich geniessen sieht und anders als sein Ideal ihm vormalt, und sieht in dem Singen, Schreien, Kegelschieben nichts als Rohheit, da, wo sein tiefsinniger Lehrer, dess Herz nicht zu, dess Sinn nicht todt ist, sich erst wahrhaft als Mensch fühlt. Wo die Natur mit der Sittlichkeit zusammen stimmt, da ist sie Natürlichkeit, und nur da, wo ihre Veredlung sich mit Recht fordern lässt, nur da erscheint die nackte Natur als Rohheit. In alle Wege bleibt der unveredelten Natur ihr Rang und ihre Schönheit neben der Bildung gesichert; und wie wir ein unzeitiges oder unglückliches Streben nach ihrer Veredelung als Unnatur und Verbildung streng verdammen, so kleidet es den wirklich Gebildeten gar wohl, wenn er in Stunden heiterer

Laune und besonders im Angesichte der Verbildung oder Afterbildung seine Bildung verläugnet und zur natürlichen Natur zurückkehrt. Und wo hat diese ächte Bildung ihren Wohnsitz, im Kopf oder im Herzen? im Geist oder im Gemüth? In keinem von beiden, weil in beiden zugleich, oder vielmehr in der ganzen Menschenseele, welche, von Gott und der Natur als ein untheilbares Ganze geschaffen, erst von dem Menschen, von dem Philosophen für seinen Gebrauch zerstückelt wird, auf dass er die Theile, Geist und Gemüth in seiner Hand habe. Die Klugheit, das wissen wir, herrscht erleuchtend im Haupte, die Liebe, das fühlen wir, ruht erwärmend im Herzen; aber die Bildung verlangt und erzeugt gleichviel Licht und Wärme und fordert einen harmonischen Zusammenklang von Geist und Gemüth.

Lassen Sie mich nun mit wenigem noch andeuten, welches die Kennzeichen und Früchte dieser Bildung sind, deren einzelne wohl am einzelnen gebildeten Mann fehlen oder in unbewachten Stunden sich verläugnen können, aber nichts desto weniger insgesamt der vollkommenen Bildung wesentlich angehören.

Die Natur heisst den rohen Menschen die physische Kraft, die ihm verliehen ist, möglichst steigern und sie anwenden, wo es ihm beliebt. Wie die wilden Völker die kräftigsten sind, so läuft die Bildung Gefahr, den Keim zu einstiger Unkraft zu legen. Denn ihr Bestreben ist von Anbeginn an, dem Geiste die Herrschaft über den Leib zu verschaffen, und mehr und mehr alles, was der Rohe durch seinen Arm erreicht, durch den blosen Gedanken ins Werk zu richten — als Ebenbild Gottes, dessen Gedanken schon Thaten sind. So kämpft der Rohe lieber mit Schlägen, der Gebildete lieber mit Worten, und mit Schlägen erst dann, wenn er einem Menschen, der lieber das Thier als Gott zu seinem Vorbild wählt, sich gegenüber gestellt sieht. Der nämliche Grundsatz leitet ihn, wenn er selbst nur ein hartes Wort und

ein schroffes Nein auszusprechen sich scheut und den derben Ausdruck seines Gedankens gleichsam in das Hintertreffen stellt, bis die mildere Andeutung von dem rohen Gegner missverstanden, verachtet und zurückgestossen ist. In dem Grade als der Mensch das Vermögen besitzt, mehr durch milde als durch starke Mittel, mehr durch unsichtbare als durch sichtbare Kraft zu wirken, ist er ein gewaltiger Geist, in dem Grad als er dieses auch will und sich dieses Vermögens erfreut, und es übt, ist er zugleich auch ein gebildeter Mensch.

Die Natur treibt den Menschen, sich selbst als den Mittelpunkt der Schöpfung zu betrachten, sich alles Zwanges zu entschlagen, dagegen alles was ausser ihm ist, Welt und Menschen, seinen Gelüsten oder Zwecken dienstbar zu machen, ohne eine Verpflichtung zu Gegendiensten anzuerkennen. Im Zustand der Bildung dagegen lernt er sich als einzelnes Glied in der grossen Kette der Menschengesellschaft fühlen, sich selbst vergessen und verläugnen, und auf das was der ganzen Kette und ihren einzelnen Gliedern fromme, sein Augenmerk richten, auf seine Wünsche, seine Freiheit Verzicht leisten, und die Kräfte, die ihm die Natur gab, in blose Rechte zu verwandeln, die ihm die Vernunft bestätigt, indem sie ihm auch Pflichten mit in den Kauf giebt. Im grossen und bewegten Leben erscheint diese Seite der Bildung als Gemeingeist, als Begeisterung für Menschenwohl und Vaterland, als Selbstverläugnung und Aufopferung; im engeren Leben des gesellschaftlichen Verkehres erzeugt sie die Sitte, welche für alle Stände gilt und für die höheren Stände noch besonders die zarte Rücksicht, die Discretion, die Gene. So gern wir den Bauersmann von dieser Pflicht frei sprechen, so unerlasslich fordern wir sie von jedem, der in dem Kreise der Gebildeten Platz nimmt. Es ist die Pflicht des Anstandes, der mit den Forderungen der Nützlichkeit und besonders der Bequemlicheit nur zu oft in Zwiespalt geräth.

Wie oft scheinen die Gesetze des Anstands die Freiheit nicht blos überhaupt zu beschränken, sondern zwecklos, willkührlich, vernunftwidrig zu beschränken! Wem bringt es Schaden, wenn ich mit bedecktem Haupte oder mit entblösten Armen in der Gesellschaft erscheine? Lassen Sie mich diese Frage, welche wohl mancher Jüngling im stillen thut und thätlich beantwortet, mit Ciceros *) schönen Worten bescheiden: „Wie „die Gerechtigkeit uns verbietet, den Nebenmenschen zu be„schädigen, so untersagt uns das Schamgefühl, ihm An„stoss zu geben.“ Nämlich solcher Anstoss ist für die zartere Seele kein geringerer Schmerz als die blutende Wunde für das rohe Gemüth. „Und durch das was wir Betragen und „gute Sitte nennen, soll das erreicht werden, was ausser„dem nur durch Gewalt, oder auch nicht einmal durch Gewalt „zu erreichen ist“ **). So erkennt man den Gebildeten an der Beschränkung, die er freiwillig sich selbst, seiner Freiheit, seiner Bequemlichkeit auferlegt, und je höher seine Bildung, desto geringer seine Gefahr, dadurch als ein Unfreier zu erscheinen, weil der Anstand für ihn nur eine Richtschnur und keine Fessel ist. Und allgemeiner ausgesprochen: Der Gebildete ist wie der edle Mensch gewohnt, mehr an andere als an sich selbst zu denken, mehr andere als sich selbst zu schonen.

Die Natur setzt den Menschen als das unwissendste, hülfloseste Geschöpf auf die Welt, in Vergleich mit dem Thier, welches weit früher und schneller lernt was es will und was es soll. Desto früher ist aber das Thier auch fertig, und desto unendlicher ist das, was der Mensch werden kann und soll. Dieses lebendige Gefühl und das Bewusstsein der beneidenswerthen Möglichkeit, bis ins Endlose mehr und mehr zu lernen, tiefer und tiefer zu forschen, höher

*) *Justitiae partes sunt non violare homines, verecundiae, non offendere. Cic. Off. I, 28.*

**) Aus Göthes Wahlverwandtsch. II, 5.

und höher sich aufzuschwingen, dieses Gefühl, sag ich, und die Sehnsucht nach dieser Unendlichkeit, oder das, was wir geistiges Bedürfniss nennen, ist ein wesenlicher Theil der Bildung. Dürfen wir unter den verschiedenen Klassen der Gesellschaft den ehrwürdigen Bauernstand ohne ihn zu kränken als den bezeichnen, welcher, wie der Natur am nächsten, so der Bildung am fernsten zu bleiben berechtigt ist, so steht ihm eine naive Unwissenheit und Gleichgültigkeit gegen das, was seinem Raume und seiner Zeit fern liegt, gar wohl an; die Gegenwart und seine nächste Umgebung, Haus und Hof, Dorf und Feld, Heimath und Vaterland dürfen seinem Interesse genügen, und neben Rechtlichkeit und Frömmigkeit ist der gesunde Menschenverstand das schönste Lob, das seinem Geiste werden kann. In den höheren Lebenskreisen ist das anders; derselbe Verstand, der dort an seiner rechten Stelle wirkend ein g e s u n d e r heisst, verwandelt sich, wenn er diese Stelle verlässt und anmassend in fremden Regionen allein schaffen und ordnen will, in einen g e m e i n e n Menschenverstand und kann da nur entweder mit eigener Schmach unterliegen oder zu allgemeinem Nachtheil siegen. Der gebildete Verstand eröffnet sich dadurch, dass er durch die Lehren der Vergangenheit und die Gedanken der höheren Welt sein geistiges Auge geschärft hat, den Blick in die Weite und in die Höhe, und je mehr sein thatsächliches Wissen jener Erleuchtung seines Geistes, die er der Philosophie verdankt, das Gleichgewicht hält, desto leichter entgeht er der Versuchung, da als Schwärmer und Ideolog gesetzgebend einzugreifen und zu meistern, wo dem gesunden Menschenverstand allerdings das Regiment zusteht. So ist der Reichthum an Wissen und der Umgang mit den Ideen einer höheren Welt ein weiteres Kennzeichen der Bildung.

Die Natur treibt jeden Menschen an, seinen eigenen Glauben für den besten zu halten, und ihm mit aller innern Kraft und äusseren Gewalt auch nach aussen Geltung zu

verschaffen, dagegen alle, die anders denken, je nach seinem Gemüthe zu bemitleiden, zu verachten, zu verdammen, zu verfolgen. Er sieht darin einen Dienst, den er der Wahrheit schulde und entrichte. Auf den thätigen Ehrendienst unter den Fahnen der Wahrheit verzichtet auch der Gebildete keineswegs; oder wehe ihm und der Bildung und der Welt, wenn er es müsste! Allein neben den Waffen, mit denen er für die Wahrheit kämpft, trägt er zugleich den Palmzweig der Duldung und Humanität. Sein ganzes Wesen schützt seinen edlen Eifer vor Ausartung in lästige Unduldsamkeit. Denn wo die Rohheit bei dem Gegenpart ihres Glaubens nichts als Finsterniss oder Bosheit sieht, da hat die Bildung in der Schule der Weltgeschichte und der Weltweisheit auch die Lichtseiten kennen gelernt; wo die Rohheit im stolzen Gefühl ihrer festen abgeschlossenen Ueberzeugung die allgemeine Wahrheit zu besitzen meint, da will die Bildung im demüthigenden Gefühl der Unendlichkeit der Einsicht, die sie noch zu erringen hat, behutsam für sich und schonend gegen andere verfahren; wo die Rohheit alles ihrer Willenskraft und Energie erreichbar glaubt, da weiss die Bildung, dass ein so erzwungenes Werk seines Schöpfers Geist nicht überleben wird. Der Gebildete ist zwar ein Richter, aber nicht blos ein gerechter Richter, mit offenem Auge und Ohr für alles und für jedermann, sondern zugleich ein milder und billiger Richter. Er steht fern jenen Geistreichen, die das Leben ein bloses Spiel, die jeden unerschütterlichen Glauben eine Versumpfung nennen, und nur mit der Spöttermiene fragen: Was ist Wahrheit? aber auch eben so ferne jenen starren Characteren, welche fertig sind mit sich und ihrem Streben, nichts mehr lernen, nichts mehr in sich umgestalten wollen, als wenn sie's schon ergriffen hätten. Denn keine Bildung kann ein fertiger Zustand, sie muss immer ein ewiges Werden und Wachsen sein; mit dem Augenblick des selbstbewussten Stillstandes und Abschlusses lässt sie ihre

Ideale auf den Boden der gemeinen Wirklichkeit sinken und hört auf das zu sein, was sie war. Wem soll ich den gebildeten Mann vergleichen? einem Schiff darf ich ihn vergleichen, nicht einem, das lustig mit aufgespannten Segeln, aber ohne Steuer und Steuermann und Reiseziel auf den Wogen tanzt, durch seine Stärke zugleich und Leichtigkeit dem gewaltigen Element trotzend; auch nicht einem Schiffe, das auf dem Festland oder im sichern Hafen geborgen, das auf einer Sandbank oder von Eis ringsum festgebannt sicher ruht, nein einem Schiffe, welches einen guten Anker an Bord und eine liebe Heimath im Rücken hat, wenn es sich dem erdumgebenden, weltbeherrschenden Ocean anvertraut, um nach allen Weltgegenden hin Güter auszuladen, von allen Seiten her Güter heimzuholen, gleich willig und gleich gross im Geben und im Empfangen.

Lassen Sie mich, verehrte Anwesende, hier still stehn; ich fürchte mich wenn auch nicht von dem Stoffe, doch von dem Zweck des heutigen Tages zu entfernen, und eile zur Anwendung zurück.

Dieses Ideal eines gebildeten Mannes, welches mir vorschwebt und welches ich mit wechselndem Erfolg und mit beschränkten Kräften, aber stets mit heissem Wunsch durch Unterricht und Schulzucht und sittliche Erziehung zwar noch nicht zu verwirklichen in unseren Schülern, aber doch vorzubereiten strebe, zufrieden den Grund zu legen für das einstige Mannesalter, und Samen in die Seele des Jünglings zu legen, den Zeit und Leben reifen möge.

Aber diese Bildung steht trotz dem allen nur auf der Mittelhöhe des Lebens. Gewiss ist sie ätherischer und dem Göttlichen ähnlicher als jenes Getriebe des praktischen Lebens und Strebens, in welchem irdischer Besitz und sinnlicher Genuss für die Menge, eitle Ehre und Weltruhm für die stärkeren Geister das Triebrad bilden; aber eben so tief wie dieser rohe Naturzustand u n t e r der Bildung steht, so

hoch thront über ihr noch ein anderes Gut — die Gottseligkeit. Denn jene Bildung, die ich schilderte, war ja auch ein Eigenthum der Heiden, vor allem der Griechen, wenn sie den Musen und Grazien dienten; sie ist und bleibt eine weltliche, sie bestand und kann bestehn auch ohne Christenthum; aber ihre höchste Weihe erhält sie, wenn sie gepaart ist mit christlicher Erkenntniss und mit christlichem Sinn. Ohne diesen Sinn ist die Bildung schön und wohlgefällig nur vor den Menschen; mit ihm vereinigt ist sie gottgefällig und ein wahres Bild menschlicher Vollkommenheit, ein Abbild der Seeligkeit. Den Weg zu diesem Ziele dem Berufenen und Willigen zu zeigen und ihn auf dieser Reise zu geleiten und zu fördern, dazu erbietet sich die Schule vereint mit der Kirche, diese Stillen im Lande, deren Credit oder Missachtung ein Stundenzeiger für das geistige Leben der Staaten und Völker ist; denn im gesunden Zustand geniessen diese geistigen Anstalten für Bildung und Religion Anbetung und Verehrung, Achtung und Liebe; sobald das nämliche Volk anfängt in der höheren Bildung ein ohnmächtiges müssiges Wesen, ein leeres Gaukelbild, eine Schmarotzerpflanze der Gesellschaft zu sehn und sie erst mit Missgunst, dann mit Verachtung, endlich mit Feindschaft zu betrachten, dann kann sein Staat wohl reich an Gold, reich an Macht, reich an Weltruhm sein, aber er ist innerlich siech, und wie der reiche Mann, den mitten in seinem Ueberfluss die Qual aller Qualen, die Langeweile peinigt, kränkelt er an dem unheimlichen Gefühl, dass er sich selbst fragen muss: was will ich? was soll ich? wozu bin ich da? und kränkelt seiner Auflösung entgegen.

Nur weltunkundige Schwärmerei kann es unternehmen, das Gesamtvolk in allen seinen Klassen auf jenen Stand der höheren Bildung zu erheben; aber wer jenen Ständen angehört, die wir und die sich selbst die gebildeten nennen, der zeigt sich dadurch allein dieses Namens würdig, dass er an

ihr thätigen Theil nimmt, oder wenn ihn sein Lebensgeschäft, sein Naturell, seine Neigung von thätiger Theilnahme ausschliesst, wenigstens die Anerkennung der idealen Welt nicht aufgiebt und das Auge stark und gesund genug erhält, um den Strahlenglanz aus jenen höheren Lichtregionen zu ertragen und sich seiner zu freuen, und dass er, um mit dem Dichter zu reden, über dem Leben nicht vergisst, warum er lebt. Denn mit nichten der blose Besitz geistiger Güter macht den Gebildeten, sondern die wahre und innige Liebe zu denen, die man besitzt, und die lebendige Sehnsucht nach dem, was noch zu erreichen ist. Schon der Hunger und Durst nach geistigem Leben adelt, und steht der Bildung weit näher als die Errungenschaft mit Sättigung.

Zu dieser Thätigkeit, oder wo diese nicht gegönnt ist, zu dieser Gesinnung und Liebe hinzuleiten und zu gewöhnen und jenem traurigen Zustand, von welchem Weltgeschichte und Gegenwart schauerliche Warnungsbeispiele aufstellen, dem Sieg und Regiment der Rohheit entgegen zu arbeiten, das ist eine Hauptaufgabe der Gymnasien, das soll unser Hauptbestreben sein; ein Bestreben, ohnmächtig, erfolglos, dem Spotte ausgesetzt, wenn wir allein stehn, oder wenn unsere natürlichen Bundsgenossen, Staat oder Kirche, Familien oder Mitbürger ihre Waffen gegen uns kehren wollten, und unter schönere Namen verkleidet, Barbarei rufen, wo wir Bildung; dagegen stark und voll Zuversicht, wenn und so lange sie mit uns sind oder nur nicht wider uns. Aber es helfe mit, wer mit helfen kann! Das Ziel ist würdig und der Preis ist schön; es helfe mit, wer mit helfen kann!

XIV. *).

Hochverehrte Versammlung!

_ _ _ _ _ _ _ _ _ _ _ _ _

Ausser den genannten Einrichtungen ist keine wesentliche Aenderung eingetreten; denn manche allerhöchste Verfügung, welche anderwärts bemerkten Uebelständen zu steuern bestimmt war, fand bei uns den königlichen Willen schon, wenn auch nicht immer dem Wort, doch dem Geist und Sinn nach ausgeführt, bereits als sie eintraf.

Erlauben Sie mir für dieses, wie es scheinen könnte, ruhmredige Bekenntniss ein Beispiel anzuführen, und daran einige bescheidene Bemerkungen anzuknüpfen.

Vor mehreren Jahren machten sich in einem deutschen Nachbarstaate, der eine der höchsten Stufen menschlicher Intelligenz anspricht und namentlich seiner Bildungsanstalten sich rühmt, vielfache Stimmen laut, dass man den Geist der Jugend auf Kosten ihres Körpers pflege. Der Vorwurf traf besonders den Lehrerstand, der in bester Meinung seine Zöglinge mit geistiger Arbeit überbürde und durch das Missverhältniss von Anstrengung und Erholung, von Zucht und Freiheit, von Strenge und Nachsicht die Hauptschuld trage, wenn die heutige Jugend mit bleichen Wangen einherschleiche und dem Kriegsdienst im nöthigen Fall nur Schwächlinge stelle.

Unab-

*) Gehalten bei der öffentlichen Preisvertheilung am 27. August 1841. Der Eingang ist hinweggelassen.

Unabhängig von diesen Beschwerden und fast gleichzeitig fand auch unser väterlich gesinnter Monarch sich veranlasst, an die Lehrer auch seines Volks und Reichs Befehle und Ermahnungen zu erlassen, die den Studien bestimmte Jugend nicht mit Arbeiten zu überbürden. Und damit kein Lehrer aus der einen Uebertreibung in die andere verfalle, erschienen in Begleit jenes allgemeinen Befehles zugleich genaue Instructionen über das Zuviel und Zuwenig. Unsere Anstalt, glaube ich behaupten zu dürfen, hat diese Ermahnung nicht hervorgerufen und nöthig gemacht. Wohl entsinne ich mich aus den ersten Jahren meiner nun zwei und zwanzigjährigen Amtsführung manches Seufzers unserer Schüler und mancher Klagen ihrer Eltern über allzustrenge Anforderungen; aber das war in einer Zeit, wo die ganze Anstalt nach vieljähriger — ich darf, ohne jemand zu kränken, sagen — Verwahrlosung sich durch ihre neue Organisation erst wieder zu stetiger Ordnung erheben sollte; in einer Zeit, wo der gesetzliche Schulplan grössere Anstrengung der Jugend zur Pflicht machte und selbst den Knaben 26 und nicht wie gegenwärtig nur 20 wöchentliche Lehrstunden zuwies; in einer Zeit endlich, wo die Mehrzahl der Lehrer — mich selbst keineswegs ausgenommen — durch ihre Jugend und erst beginnenden Erfahrungen und ungemessenen Eifer sich verleitet sahen, hie und da das rechte Maass zu überschreiten.

Allein seit einer langen Reihe von Jahren ist keine Klage dieses Inhalts zu meiner Kenntniss gekommen, obgleich die Erfahrung aller Orten lehrt, dass die Eltern aus weiser Vorsicht für das Wohl, ja bisweilen auch aus weicher Nachsicht gegen die Trägheit ihrer Kinder diese Seite der Wirksamkeit der Schule mit scharfem, oft eifersüchtigem Auge zu bewachen pflegen.

Ja, lassen Sie mich unverholen reden. Ich suche als Vorstand der Anstalt zwar redlich die Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig zu halten; hätte ich aber gleichwohl das

rechte Maass unwissend überschritten, so würde mich das Bewusstsein, wie oft ich bei meinen Collegen gegen ihre strengeren Forderungen Fürsprache eingelegt, wie zuvorkommend ich bei drückender Hitze oder einladender Frühlingsluft die Schule geschlossen, wie bereitwillig ich Unterbrechungen des ernsten Unterrichts durch heitere Reisen und Turnfahrten gestattet oder gar angeordnet habe, so würde mich, sage ich, mein Gewissen leichter einer übertriebenen Nachsicht als ihres Gegentheils anklagen.

Je weniger demnach ein solcher Vorwurf unsere Anstalt treffen kann, desto unbefangener werde ich mich über dieses ganze Verhältniss auszusprechen im Stande sein.

Alle Uebertreibung ist vom Uebel; es giebt im ganzen Reiche der Gedanken keinen Satz, der über allen Widerspruch so erhaben wäre wie dieser. Um so schwerer ist die Verständigung, wo das Zuwenig aufhöre und das Zuviel beginne. So auch in unserer Frage. Die Gränze hier zu bestimmen, verbietet Ort und Zeit und Gelegenheit. Ich begnüge mich mit einigen Bemerkungen über die vermeinte und wirkliche Schädlichkeit der Ueberarbeitung, und dann über die Mittel, auf dem Wege der Steigerung das zu ersetzen, was wir der Arbeit an Ausdehnung erlassen oder entziehen.

Wann schadet das Missverhältniss, in welchem die Anstrengung des Geistes zu seiner Erholung und Ruhe steht? Nicht immer, lehrt die Geschichte, weder dem Körper noch dem Geiste. Ich schweige von jenen alten Wundern des Fleisses, die wie Salmasius sich in ihrer Jugend nur je die dritte Nacht den Schlaf gönnten, nachdem sie zwei Nächte hindurch gearbeitet hatten, die zehn Folianten Schriften hinterliessen, die reife Frucht von hundert Folianten selbstgemachter Excerpte aus vielleicht zehntausend durchlesenen Büchern; und die dessenungeachtet ein hohes, kräftiges Alter erreichten. Vielleicht waren das, könnte man sagen, Kinder eines alten kräftigeren Geschlechtes. Nun, so nenne ich unter hundert

Beispielen unserer Zeit blos den einzigen Göthe, der der grossen Welt nur als ein hoher Geist, den Gelehrten aber zugleich als ein gewaltiger Arbeiter bekannt ist, und doch noch als Achziger das Bild eines urkräftigen Mannes darstellte. Es ist ein Irrthum zu meinen, die Geistesarbeit zehre an dem Körper; nein, sie nährt ihn mehr als sie an ihm zehrt, wenn der ganze Geist thätig ist, und wenn nicht das Herz murrt, während der Kopf arbeitet. Das Herz ists, was der Geistesthätigkeit den Segen verkümmert. Für jene glücklichen Naturen, die mit Freudigkeit lernen und schaffen, giebt es gar keine Ueberarbeitung; die Arbeit ist ihr Element, ist zugleich ihr Tagwerk und ihr Feierabend. Wohl mögen auch solche bisweilen vielleicht sich aufreiben, früh ins Grab sinken, aber wohlan! geht hin, warnt sie, haltet sie zurück — wie einen Kriegshelden, der nach Gefahr und Schlacht dürstet!

Doch sind das die seltenen, hochbegabten Geister, für die es im Grunde keine Schule giebt. Die Schule ist für die fähigen Naturen, die der Leitung und auch des Antriebs bedürfen und diesem einen nur nicht unbesiegbaren Widerstand entgegensetzen; denn an irgend einer Art von Trägheit leidet jeder Mensch, und nicht umsonst nennt das Sprüchwort die Trägheit eine Macht. Wie das Genie die Welt bald vorwärts führen bald zerstören hilft, so haben jene guten mittleren Naturen den schönen Beruf die Welt zu erhalten. Ihnen jenen inneren Trieb und Wissensdurst und jene unermüdliche, ja unersättliche Thätigkeit des Geistes zuzumuthen, ist unbillig, grausam; sie dazu zwingen zu wollen und gegen jenen Unterschied, den die Mutter Natur zwischen ihnen und den Hochbegabten festgestellt hat, sich selbst zu verblenden, ist jugendlich, thöricht, gefahrvoll. Sie bedürfen oft mehr des Sporns als des Zügels, aber sie erliegen dem beständigen Jaglauf.

Doch dass sie wirklich der geistigen Arbeit körperlich

unterliegen oder auch nur einen siechen Körper durch die Schuld allzueifriger und unverständiger Lehrer davontragen, ist bei weitem der seltenere Fall. Und lassen Sie uns ohne Vorurtheil solche Erscheinungen betrachten, ich glaube versichern zu dürfen, dass dann in der Regel ein brennender Ehrgeiz des Lernenden mehr Schuld trägt als ein allzueifriger Antrieb des Lehrers. Denn auf dem Ehrgeiz, durch den sich der Schüler selbst zu einem höheren Grade geistiger Thätigkeit stachelt, als ihm die Natur zuwies, ruht freilich jener Segen nicht, der die Geistesarbeit in eine Art leiblicher Speise umschafft.

Was ich überhaupt mit diesen Andeutungen bezwecke? Es ist viel Täuschung dabei, wenn man die Ursachen der theilweisen Schwäche und Kränklichkeit unserer Jugend in der Schule, in der Uebertreibung der Lehrer, in der übermässigen Anstrengung sucht. Tausend Irrthümer haben ihren Grund in der Verwechselung von Ursach und Wirkung. Vielleicht findet auch hier — vorausgesetzt die Wahrheit der Angabe, dass die heutige Jugend so besondere Schwächlichkeit verrathe — vielleicht findet auch hier diese Verwechselung Statt. Die Jugend wird schwächlich, weil sie angestrengt wird? Oder wie, wenn wir den Satz umkehrten? Die Jugend erträgt keine Anstrengung, weil sie schwächlich in die Schule kömmt. Es ist eine uralte Sünde der Eltern, auf den Lehrer alle Verantwortung zu häufen. Musste ja doch schon in Rom der Lehrer Schuld sein, wenn kein Wärmestrahl aus dem Herzen und und kein Lichtfunken aus dem Kopfe des Söhnleins zu locken war *)! Wer von uns allen, verehrteste Anwesende, kann sich, die Hand aufs Herz gelegt, das Zeugniss geben, dass er nichts zur Verzärtelung seines

*) *Culpa magistri*
Scilicet arguitur, quod laeva in parte mamillae
Nil salit Arcadico juveni. Juven. VII, 158.

Kindes beigetragen? Der Knabe des alten Götz von Berlichingen lässt sich von seiner zärtlichen Tante den Apfel braten, und hört lieber hinter dem warmen Ofen ein erbauliches Geschichtchen vom frommen Kinde, als dass er die heimgekehrten Pferde abschirren hilft, dann durch Feld und Wald schweift und mit der Gefahr spielt. Kannst du deinen Apfel nicht roh essen? fragt ihn sein ritterlicher Vater und grämt sich, dass er ihn so aus der Art schlagen sieht. Ist unsere Zeit auf dieser Stufe der Verzärtelung stehn geblieben? Erlassen Sie mir die Aufzählung unserer Künste, mit denen wir die ursprüngliche Derbheit der deutschen Knabennatur zu Hause erweichen, durch Zuckerbrot und Thee, durch warme Betten und durch superfeine Kleider, durch sitzende Spiele und durch Maskenbälle; lauter behagliche Genüsse, neben denen das schwarze Brot, Arbeit genannt, nicht mundet. Die Schule eifert gegen solche Behaglichkeit, aber sie kömmt schon zu spät, wenn sie den zehnjährigen Knaben in ihren Schoos aufnimmt, und kann auch durch Turnübungen nicht wieder gut machen, was schon versäumt ist, noch weniger in Vergessenheit bringen, was schon zu früh zur Kenntniss des Knaben gekommen.

Vielleicht fordert selbst der Zeitgeist Nachgiebigkeit und verlangt, dass die Schule ihre Anforderungen an geistige Arbeit herabstimme? O ja, stellen thut er die Forderung gewiss, oft Eltern und Söhne mit wetteifernder Energie; die Eltern aus einseitiger Vorliebe für das handgreiflich Nützliche, zu dessen Förderung unsere Schulen die Hand nicht bieten können, und aus Mangel an Sinn für den unsichtbaren Werth der von uns gegebenen Kenntnisse; und die Söhne selbst aus der natürlichen und durch Verbildung gesteigerten Unlust zur Anstrengung. Dazu hat sich ein Vorurtheil gesellt, welches um so tiefer wurzelt und weiter wuchert, je scheinbarer es auf einem edlen Grunde ruht. Die Arbeit müsse ihn ansprechen, so meint der Jüngling und schon der Knabe

d. h. sie müsse ihm mit freundlicher Ansprache entgegenkommen; während es doch im Wesen der Arbeit liegt, dass sie muthig angegriffen und beharrlich bewältigt sein will.

Diese Sprache des Zeitgeistes findet vor dem Richterstuhl der Pädagogik kein Gehör. Arbeit muss Arbeit bleiben und heischt Anstrengung, und was ein grosser Lehrer dem Prinzen entgegnete, der über die Schwierigkeit klagte: es giebt keinen königlichen Weg zur Mathematik! das gilt mit gleichem Fug von allen Wissenschaften. Nur zu dem Dilettantismus giebt es einen kurzen, dornenlosen, königlichen Weg.

Aber die Billigkeit erinnert uns, die Jugend glaube auch in ihrem Rechte zu sein, wenn sie die strenge Schularbeit als ein Joch gern abschütteln möchte. Wenn sie frisch und lebenskräftig ist, so fürchte sie sich vor den engen Stuben und fühle mit Faust, der mitten in seinen Weisheitsschätzen seufzt:

Verfluchtes dumpfes Mauerloch!
Statt der lebendigen Natur,
Wo Gott den Menschen schuf hinein,
Umfängt mich Rauch und Moder nur.

Diess Gefühl ist zu Zeiten ein zu natürliches, um ein Verdammungsurtheil auch nur über den Beruf des Jünglings darauf gründen zu dürfen; aber ist es zu einer fest gewurzelten Stimmung seiner Seele geworden, dann ist es Zeit, dass er den Studien entsage und sich einem Geschäft zuwende, das ihm innigeren Umgang mit der freien Natur gestatte; denn Natur und Geist, obgleich für die Speculation der Philosophen vereint, sind doch im Leben und der Erscheinung getrennte, oft selbst sich befehdende feindliche Wesen.

Dazu kömmt der beherzigenswerthe Umstand, dass das, was unsere Zeit Bildung nennt, der Natur sich wieder mehr nähert und anschliesst und gleichsam in ihren Schoos zurück-

kehrt, während sie in den nächstvergangenen Jahrhunderten als blose Gelehrsamkeit gleichsam einen unversöhnlichen Krieg mit der Natur führte. Ein Gelehrter von altem Schrot und Korn musste der Welt und ihren Freuden entsagen, die Reize der Natur, die Genüsse der schönen Künste, die Wohlthat des heiteren Verkehrs, ja oft das gesamte Gemüthsleben als Zerstreuung und Zeitverlust fliehen, um sich tief und tiefer in seine Bibliothek vergraben zu können. Diese Zunft, an sich höchst ehrwürdig durch ihre Begeisterung und ihre Ausdauer, sehn wir nur noch hie und da durch eine vereinzelte Erscheinung vertreten; die öffentliche Meinung ist unfähig, sie rein ohne Mitleid und Lächeln zu bewundern wie ehedem. Was Wunder, wenn die Jugend, maasslos wie sie ist, gar das Kind mit dem Bade ausschüttet und vor allem ernsten, trockenen Lernen als vor Stubengelehrsamkeit das Kreuz macht? Dieser Stimmung verbünden sich noch zwei Verhältnisse, welche neu heissen dürfen: erstens die unsägliche Vermehrung des Lernstoffes durch die Erweiterung des Begriffes von Bildung, und zweitens die Verringerung des positiven Lehrstoffes, in welchem durch die allseitige und fast revolutionäre Umgestaltung aller Wissenschaften fast alles in Frage gestellt ist. Beides wirkt zusammen dahin, dass es jetzt nicht mehr so wie ehedem ein bestimmtes Minimum von Schulbildung giebt, dessen der wohlgerathene Schüler sich überall als eines anerkannten Gewinnes rühmen und freuen könnte.

Diess sind Klippen, welche die heutige Pädagogik zu umschiffen hat, und an welchen die grösste Weisheit des Steuermannes nicht selten scheitert.

Erlauben Sie mir nun noch mit wenigen Zügen anzudeuten, wie diese schwere Aufgabe, die Schüler nach den erhöhten Forderungen der Zeit weiter zu fördern als ehedem, ohne ihnen mehr oder auch nur eben soviel Zeitaufwand und Kraftanstrengung zuzumuthen als ehedem, sich

vielleicht lösen lasse. Eine befriedigende Lösung scheint unmöglich, und ist es auch wohl, solange der alte Spruch in seiner Wahrheit besteht, dass, wer den Zweck will, auch die Mittel wollen muss; aber annähernd können Lehrer, Schüler, Eltern dazu wohl thätig mitwirken.

Der Lehrer hat mehr als ehedem die Pflicht auf sich, einen allgemeineren Standpunkt zu nehmen und sein Auge nicht gegen die Gestaltung der Wissenschaft und der Welt zu verschliessen. In allem, was die Menschen treiben, veraltet eben so vieles als neues geboren wird. Das anerkannt Veraltete festzuhalten ist ein vergebliches Bemühn. Warum soll nur in der Jugendbildung nichts veralten, absterben, weggeworfen werden? Niemand erwartet, dass ich die klassischen Studien zu dem Veralteten zähle, von denen Göthe wünscht, dass sie für alle Zeiten die Grundlage aller Geistesbildung bleiben mögen; aber manches von ihrem Stoff, vieles von der Methode sie zu behandeln hat sich überlebt. Und eben hier sehen wir manchen Schulmann einem Phantom von Gründlichkeit nachjagen, durch welches gerade die Studien, die durch ewige Jugendlichkeit den ewigen Keim der Belebung, Erweckung, Begeisterung in sich tragen, zu einem Popanz auch für den empfänglichen, lernbegierigen Schüler werden. Wer den Homer, Plato und Horaz erklärt, ohne ihn selbst zu lieben, wer nicht wie die Biene den Honig aus ihnen zu saugen und mitzutheilen versteht, für wen die grossen Geisteswerke nichts als Scheunen voll Aoristen und Vocabeln sind, der ist nicht an seinem Platze. Aber fasst er sie auf in ihrer eigentlich unsterblichen Bedeutsamkeit und in ihrer unverwüstlichen Lebenskraft, dann findet er tausend Beziehungen auf die Interessen der Gegenwart oder vielmehr eine unaufhörliche Verwandtschaft mit der Gegenwart, kann bei jedem Vers und jeder Zeile das Jetzt durch das Ehemals erläutern und der Jugend zeigen, wie sich aus den todten Alten das Leben und ein edles freisinniges Leben

lernen lasse, eben so verschieden von der todten Stubengelehrsamkeit wie von den gemeinen Neigungen der materiellen Interessen. Denn das Alterthum ist ein Januskopf, der vorwärts zugleich und rückwärts schaut. Und was ich beispielsweise von den Studien des Alterthums erwähnte, findet unschwer auch auf die übrigen Gegenstände des gelehrten Schulunterrichts seine Anwendung.

Will der Schüler sich selbst die Qual ersparen, mit seinem selbstgewählten Lebensberuf in Zwietracht zu leben, so muss er seinen Lehrer der Pflicht des Treibens und des Zwangs überheben durch die Liebe, die er den Studien zuwendet. Aber Liebe lässt sich freilich nicht gebieten, weder vom Lehrer noch vom Vater, ja nicht einmal von innen durch die eigene Vernunft und den freien Entschluss. So muss er denn mit dem Glauben und Gehorsam beginnen, denen der Segen und die Frucht nicht fehlt.

Und was können endlich die Eltern beitragen, wenn ihre Söhne zugleich das Ziel erreichen sollen, zu dem die Schule führt, jenen bei allem Wechsel der Ansichten unentbehrlichen Vorrath an Kenntnissen und jene bei jedem geistigen Beruf nöthige Uebung im Denken? und doch zugleich mit den Erwachsenen so manche Lebensfreuden geniessen, die in den früheren Jahren der Jugend missgönnt und dem reiferen Alter aufgespart blieb? wenn jetzt der Pflege des Körpers durch Leibesübungen, durch Reisen, durch Erholungen aller Art ein Theil der Zeit, die sonst ausschliesslich den ernsten Studien angehörte, gewidmet werden und doch der Geistesbildung kein Abbruch geschehn soll? wenn die Schulzucht und der Unterricht die Elemente der heutigen Humanität in sich aufnehmen und durch die oft langsam wirkende Arznei der Weisheit und Milde das erreichen soll, was unsere Ahnen durch die rasche Gewalt des Stockes und der Ruthe errangen? Es ist einleuchtend, dass hier die Eltern vor allem hülfreiche Hand bieten müssen, durch Lassen und durch

Thun. Wir hören von mancher Stadt, in welcher die Sitte herrscht, dass Eltern und Lehrer wie in einem beständigen Kriegszustand leben und jene in der Schule eine natürliche Feindin zu sehn glauben, welche ihre Freiheit und Rechte über ihre Kinder beeinträchtige. Daher lauter Tadel im Haus vor den Kindern, an öffentlichen Orten mit andern Unzufriedenen, Expectorationen mit den Lehrern, Beschwerden bei den Vorgesetzten; traurige Verhältnisse, das Recht mag liegen auf welcher Seite es wolle. Täuscht uns kein Schein, so hat unsere Anstalt wenigstens gegenwärtig eine solche Stimmung nicht zu beklagen. Wir glauben ein Vertrauen zu geniessen, um das uns manche anderen Anstalten beneiden möchten. Aber es geht uns wie allen Menschen; wer das Gute geniesst, sehnt sich nach dem Bessern. Und es giebt allerdings noch einen reicheren Beitrag, den die Eltern zwar nicht schulden, aber geben können, als das blos stillschweigende Vertrauen. Er heisst sichtbare Theilnahme. Wollte diese sich auch hier für uns noch allgemeiner kund geben durch Aufsicht über den häuslichen Fleiss, durch freundliche Besprechung mit dem Lehrer, besonders auch durch den Besuch der öffentlichen Prüfungen, deren Aussicht ein Sporn für die ganze Schulzeit wäre, wie ehedem; würden sie wie ihrer Bestimmung nach, so auch in der Wirklichkeit unter den Augen der geliebtesten Zeugen, der Väter und Mütter vorgehn, und würde von diesen Lob oder Tadel, Ehre oder Beschämung geerntet — dann wäre viel, sehr viel gewonnen.

Möchte ich mir mit dieser Darstellung das Zeugniss erworben haben, den Sinn und Geist des königlichen Willens und der Ermahnungen, die aus ihm geflossen, treu aufzufassen, und möchte es mir gelungen sein, mich mit Ihnen, hochverehrte Anwesende, über diesen wichtigen Punkt unserer Wirksamkeit genügend zu verständigen! denn nur durch die Sympathieen der Lehrenden mit dem Willen des Königs und seiner Räthe, der Eltern mit den Lehrern, nur durch

eine treu zusammenhaltende Verschwörung des Staates, der Schule und des Hauses kann die Jugend gewonnen werden, ihr eigenes Wohl so zu wollen, dass wo möglich innere Freudigkeit, oder wo diese mangelt, wenigstens frommer Gehorsam allen verhassten Zwang erspart.

XV. *).

Hochverehrte Versammlung!

Sie haben auch heute unserer Bitte willfahrt und das Jugendfest, mit welchem wir unsere Jahresarbeit beschliessen, durch Ihre Gegenwart geschmückt. Wenn wir auch diese Aeusserung der Theilnahme, deren wir uns von jeher erfreuten, mit dankbarem Herzen anerkennen, so sehn wir uns durch einen andern Ausdruck derselben Theilnahme zu doppeltem und besonderem Dank verbunden, und ich darf meine heutige Anrede mit der erfreulichen Pflicht beginnen, diesen Dank gegen Sie auszusprechen. Derselbe gilt dem zahlreichen Besuch unserer öffentlichen Prüfungen. Wenn Ihr heutiges Erscheinen uns und unsern Schülern zur Freude und Ehre gereicht, so diente Ihre Zeugenschaft bei dem ernsten Act der Prüfungen zugleich der Sache selbst zum Besten und wie wir vertrauen, zur Förderung. Wir vermochten dort nichts zu bieten, was Annehmlichkeit gewährt; ja wir können mit vielen Gymnasien nicht wetteifern, denen Prachtsäle zu Gebote stehn, und die sich zum Theil bemühen, auch das Geschäft der Prüfungen ihres strengen Ansehns zu entkleiden und diesen Schul*act* zu einem Schul*fest* zu stempeln. Ja man erzählt auch von Schulprüfungen, welche kein Vater und kein Schüler unbefriedigt verlasse, indem die Lehrer Sorge tragen, dass keine Frage den Schüler

*) Gehalten bei der öffentlichen Preisvertheilung am 27. August 1842.

überrasche und unvorbereitet treffe, dass alle alles zu wissen scheinen, dass ein Ergebniss, welches nichts zu wünschen übrig lasse, von dem Geschick der Lehrenden, von dem Fleiss der Lernenden, von der Vollkommenheit der ganzen Anstalt zeuge und ihren Ruhm begründe. Ich will nicht richten und verdammen. Ein altes Herkommen mag diese Sitte wenn auch nicht heiligen, doch entschuldigen, und die Ueberzeugung, dass die Welt nun einmal getäuscht sein wolle, verlockt auch manchen sonst rechtlichen Mann in guter Absicht auf Wege, die von der geraden Strasse der Offenheit und der Wahrheit abseits führen.

Uns, verehrteste Anwesende, trifft dieser Vorwurf warlich nicht, ich behaupte, selbst kein Argwohn. Wir betrachten und behandeln diese Prüfungen nicht als ein Schauspiel, sondern als ein Gericht; aber nicht als Strafgericht, sondern als Kampfgericht, in welchem die Humanität den Vorsitz führt, ein Gericht, durch welches der Tüchtige sich unbeschadet seiner Demuth bewähren kann, der Mittelmässige ohne Beschämung seinen Platz behauptet, und selbst der Unfleissige nicht geflissentlich der Schande blos gestellt wird; denn mit nichts muss die Erziehung haushälterischer verfahren als mit öffentlicher Beschimpfung.

Wie wenig oder wie gar nicht wir unsere Zöglinge für diesen Auftritt abrichten, das bewährt der Erfolg, oft mehr als wir wünschen. Aber Sie, Verehrteste, das sind wir überzeugt, Sie wollen nicht getäuscht sein, und wäre diess nicht der Fall, so würden wir theils zu gewissenhaft, theils selbst zu stolz sein, zu solch angenehmer Täuschung die Hand zu bieten. Was mich betrifft, ich könnte keinem meiner Schüler mehr fest ins Auge blicken, mit dem ich in einem geheimen Einverständniss dieser Art mit ihm zu stehen mir bewusst wäre.

Aber ehe ich diesen Gegenstand verlasse, muss ich den dringenden Wunsch aussprechen, dass dieser zahlreichere

Besuch unserer Prüfungen sich zur festen Sitte gestalten und alljährlich wiederholen möge. Der Fleiss eines Schülers bedarf immer und überall mancherlei Hebel. Das Interesse des Gegenstandes und der Wissenschaft selbst, die Aufsicht des Lehrers, die Bestrafung der Schulbehörde, wenn sie nöthig ist, die öffentliche Auszeichnung, die unserer heutigen Festversammlung den Namen giebt, das alles wirkt bei einem gutgearteten Knaben nicht mehr als das Lob oder der Tadel seines Vaters, nicht mehr als die Freude oder der Kummer seiner Mutter, nicht mehr als die sichtbare, lebendige, thatkräftige Theilnahme seines Hauses für alles, was die Schule an ihm thut und für ihn ist.

Welches Urtheil Sie Sich nach den Beobachtungen dieses Jahres und den Erfahrungen dieser letzten Tage gebildet haben über den gegenwärtigen Stand unserer Anstalt, ich weiss es nicht. Wäre es ein Verdammungsurtheil, so müsste ich es ungerecht nennen, denn ich glaube, die Eltern, das Publicum, die Stadtbehörden haben keinen Grund, über das sittliche Betragen unserer Schüler Klage zu führen, und es darf nicht als Anmassung gelten, wenn die Schule einen Haupttheil des Verdienstes an diesem günstigen Stand der Sache für sich in Anspruch nimmt. Denn ohne das rechte Maass von Liebe und von Strenge, von Unpartheilichkeit und von Rücksichtsnahme, von Ordnungsliebe und von Sorge für den innern Menschen, seine Veredelung und sein Seelenheil war das nicht zu erreichen. Wollten Sie aber sich mit dem Stand der Anstalt vollkommen befriedigt erklären, so würden Sie bei uns selbst, die wir uns dadurch geehrt fühlen sollten, den entschiedensten Widerspruch finden. Auf die Gefahr hin, dass man uns allzustreng in unsern Anforderungen nenne, bekennen wir, dass wir gar manches vermissen, und dass unsere Erndte unserer Aussaat und Pflege nicht so entspricht, dass wir frohlocken dürften. Ein rechter Mann und am meisten ein wahrer Christ ist leicht zufrieden

mit dem, was er erfährt, leidet, duldet, es kommt von oben; aber nie ganz zufrieden mit dem, was er thut, was er schafft, was er zu vertreten hat. Ein kurzer Maassstab, ein niedrig gestecktes Ideal und Ziel, und besonders die Selbstzufriedenheit ist der Tod alles Gedeihens, dessen ewiges Losungswort Vorwärts lautet.

Unsere Aufgabe ist nicht, unsere Schüler zu künftigen Schriftstellern und berühmten Gelehrten zu erziehn, aber auch nicht, sie zu blos schlichten, redlichen Menschen zu machen; ihnen Bildung zu geben, ist unsere Aufgabe, durch die sie ihrem künftigen Beruf gemäss als der geistige Adel des Volks einen würdigen Platz unter den gebildeten Ständen behaupten. Unser nächster Kampf ist daher gegen die natürliche Unwissenheit des Geistes und Rohheit der Sitte gerichtet. Dagegen kämpften von jeher alle Schul- und Lehranstalten und hatten damit Feinde genug, die sie besiegen, Land genug, das sie erobern, Ehre genug, um die sie werben konnten, vor sich ausgebreitet. Aber unsere Zeit führt ausser dieser Rohheit noch einen andern Feind ins Feld, der in ein Friedensgewand gekleidet, mit festlichen Bändern geschmückt, mit freundlicher Miene herumschleicht und mehr durch Verführung und Ansteckung schadet als durch bösen Willen und eigene Kraft. Es ist ein Kind der Bildung selbst, aber ein schwächliches kränkliches Kind, ohne Gaben, aber voll Eitelkeit und Lüge. Sein Name ist Verbildung.

Wo ein einzelner oder ein Theil der Gesellschaft Früchte der Bildung bricht, benascht, geniesst, die nicht für seinen Stand oder sein Alter gepflanzt oder gewachsen sind und desshalb seinem Wohlbefinden mehr schaden als nützen, da findet Verbildung Statt. Der Bauersmann, der im städtischen Theater mehr Freude findet als beim ländlichen Freischiessen, die Köchin, die von einem Ritterroman an den Kochherd geht und vom Kochherd zu dem Roman zurückeilt, der Bürgersmann, der sein Handwerkszeug bei Seite legt, um mit

den Forschungen der Philosophie gleichen Schritt zu halten, sie alle trifft der Vorwurf der Afterbildung, während sie in gutem Wahn nur Bildung suchen. Sie sind in keiner grösseren noch kleineren Verdammniss als der, welcher seinem Beruf nach verpflichtet ist, dieselben Früchte der Bildung zu geniessen, aber sie verachtet und verschmäht und seinem Stande zum Trotz in der Rohheit verharren will. Denn derselbe Zustand, der bei dem einen Rohheit ist, heisst bei dem andern nur Natur, und was in der Hand der einen Klasse Mittel zur Bildung und Veredlung ist, wird in der Hand der andern Klasse ein Mittel zur Verbildung und ein Siechthum.

Diese Gefahr der Verbildung entsteht erst in einer Zeit und in einem Volke, wo die Wohlthat der Bildung tiefe Wurzel gefasst und grosse Ausbreitung gewonnen hat. Ist nun ein solcher Stand der Bildung ein Glück zu nennen, so müssen wir auch die Verbildung mit in Kauf nehmen; das will sagen, wir dürfen der Zeit nicht zürnen, dass sie diesen Auswuchs neben ihren schönen Zweigen, Blüthen und Früchten mit hervorbringt; aber wir behalten das Recht und tragen die Pflicht, ihr entgegenzuarbeiten. Das Erscheinen der Verbildung neben der Bildung ist natürlich und darum verzeihlich, aber ihr Dasein ist unnatürlich und darum zu bekämpfen.

Allein nicht blos in den Ständen, auch in den verschiedenen Lebensaltern zeigt sich ein solcher Uebergriff. Wenn die Jugend nach Gütern der Bildung greift und sie sich aneignet, die nur dem reiferen Alter von der Natur und Vernunft gegönnt sind und nur ihm wohlanstehn, so ist das eine verbildete Jugend. Diess zu verhüten, ist eine unserer Hauptbestrebungen.

Die Jugend soll Jugend bleiben, nicht vor der Zeit alt werden, weder an Leib noch an Geist, weder an Verstand noch an Gemüth. Es ist der Frühling des Lebens, dem die Natur die Freuden des Sommers und Herbstes versagt, mithin verboten hat. Aber was vermag nicht der Mensch gegen die

Natur! Es ist sein Recht, ihr vieles abzuringen, was sie vor ihm verborgen hält, aber er fühlt ein Gelüsten, ihr in kindischem Uebermuth zu trotzen, sie zu höhnen und allenfalls auch, wenns ihm beliebte, im heissen Sommer mit einer Schlittenfarth sich zu vergnügen! Darum vermag es auch die Jugend wohl, aus sich selbst herauszutreten, und zu erobern, was ihr nicht bestimmt ist, — aber nicht ungestraft.

Ich habe im vorigen Jahr an derselben Stelle Gelegenheit genommen, von der leiblichen Verbildung zu Ihnen, verehrteste Anwesende, zu sprechen, und Sie zu überzeugen, dass nicht die geistige Beschäftigung und Arbeit den jugendlichen Körper verkümmere und verbilde, wie die Geisteträgen so gern glauben und predigen, sondern die Verweichlichung des Körpers selbst, deren sich das Familienleben schuldig macht, die Angst der Mutter vor den Wirkungen der Sonnenhitze und der Winterkälte, und die Zärtlichkeit des Vaters, der seine Freuden nicht ohne seinen Sohn geniessen will.

Heut lassen Sie mich noch wenige Worte über die Verbildung des Geistes hinzufügen.

Die allgemeinste Eigenschaft der Jugend ist die geistige Unreife, dem Mannesalter gegenüber. Weit entfernt, dem Jugendalter zum Vorwurf zu gereichen, ist sie sein Schmuck. Das Werden hat seine Zeit und das Sein hat seine Zeit, und das eine ist so schön anzusehn als das andere. Aber wie diese Unreife natürlich ist, eben so natürlich soll auch das lebendige Bewusstsein dieser Unreife sein; das ist die Bescheidenheit. Zwischen ihr und der Schüchternheit ist eine kaum bemerkbare Gränze. Und doch giebt es so viele Erwachsene, die der jugendlichen Schüchternheit gram sind, und sie so gar gern gegen ein keckes Benehmen austauschen möchten. Was mich betrifft, ich achte die Eigenthümlichkeiten auch am Knabenalter; die natürliche Unbefangenheit, welche an Keckheit gränzt, erscheint mir, so lange

sie sich von der Unverschämtheit und Frechheit fern genug hält, nicht minder liebenswürdig als jene Schüchternheit; aber zwei Betrachtungen würden mich, wenn ich einmal durchaus wählen sollte, mehr für die Schüchternheit stimmen; die erste ist, weil die Schüchternheit sich häufiger mit einem tiefen Gemüth, der beneidenswerthesten Mitgabe der Natur, verbunden findet, als jene unschuldige Keckheit, die mehr von scharfem Verstand zeugt; die zweite, weil der Schüchterne mit der leichtesten Mühe sich Keckheit erwirbt, dagegen der Rückweg von der Keckheit zur Schüchternheit für immer abgeschnitten bleibt; denn ist der Kecke bis zur Frechheit vorgeschritten und trifft ihn zu seinem Heil und seiner Strafe eine vernichtende Demüthigung, so wird ihn diese nur zur Blödigkeit und Furcht führen, aber nimmermehr zurück zur Schüchternheit.

Wir freuen uns, weit mehr schüchterne als kecke Schüler zu zählen; jene bedürfen der Pflege und Hebung, diese der Aufsicht und Dämmung, und beiden lassen wir angedeihen, was sie bedürfen. Denn dem Schüchternen seine Schüchternheit zum Vorwurf machen und sie mit unsanfter Hand heilen, und die Keckheit als eine ungewöhnliche Altersreife loben und bis an die Gränze der Unverschämtheit grossziehn — beides würde zur Verbildung führen.

Die Früchte der Vorliebe für das jugendliche Selbstvertrauen als den naturgemässesten Seelenzustand, eine Vorliebe, die sich aus begreiflichen Ursachen in der Familie häufiger vorfindet als in der Schule, sind bittere und hässliche Früchte. Ich spreche nicht von den Ausbrüchen jugendlicher Ungebundenheit, die natürlich von dieser Klasse besonders ausgehn und so strafbar sie auch sein mögen, doch nimmermehr zur Unnatur, mithin zur Verbildung gerechnet werden. Aber jene Neigung überall mit dem Verstande zu urtheilen, wo sie vor allem mit dem Gemüthe sich hingeben, glauben und anhängen sollten, den Lehrer und am Ende selbst die

Eltern zum Gegenstande ihres angemaassten Richteramtes zu machen und alle Ansprüche der Pietät, allen kindlichen Glauben für Zeichen von Unreife und Schwäche zu halten, diese Neigung, ist sie ein Erbtheil der Schüchternheit oder der Keckheit? Und ist sie naturgemässe Entwickelung oder untergräbt sie die Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft?

Lassen Sie mich schweigen von den seltenern Fortschritten des nämlichen Geistes zum politischen Wahnsinn, den wir vor Zeiten auf Schulen sein Panier aufpflanzen sahen, und von der frechen Freigeisterei, der von oben her nicht mit so wirksamen Waffen wie jener Verirrung begegnet werden kann. Wenn beide Plagen auf der Welt bestehn müssen, so mögen sie auf die Gränzen unserer westlichen Nachbaren beschränkt bleiben, die allerdings ihre Kinder vor dem Vorwurf der Schüchternheit frühzeitig zu bewahren wissen. Wir wollen auch hierin zeigen, dass weiss und schwarz nicht verschiedener ist als Deutschthum und Franzosenthum.

Aber neben dieser natürlichen Unreife, welche der Jugend die Bescheidenheit zu einer eben so natürlichen Pflicht macht, ist derselben Jugend ein ungebändigtes Kraftgefühl mit Leichtsinn gepaart verliehen, Eigenschaften, denen ein natürliches Recht eingeräumt werden muss.

Die Jugend will austoben und sie soll es auch. Eine Schaar wild springender Knaben oder ringender, singender Jünglinge ist ein Schauspiel, das den ruhigen Mann entzücken und den müden Greis verjüngen kann. Es ist eine Freude, wenn auch der Becher überschäumt. Maasshalten, Besonnenheit, Weisheit von diesem Geschlechte zu fordern, wäre das Gegentheil von Weisheit. Durch eiserne Gesetzesbande die Jugend zwingen, diese ihre Natur des Kraftgefühls und der Kraftübung zu verläugnen oder auszuziehn, das wäre Verbildung.

Der vernünftige Vater und Erzieher lässt und gönnt ihnen

auch die unschädlichen Thorheiten ihres Alters, so wie er manchen Thorheiten, welche die Sitte und Convenienz für das reife Lebensalter zum Gesetz erhoben hat, sich selbst unterwirft, und sie bewusst oder unbewusst selbst theilt; er gönnt sie ihnen auch wohl auf Kosten der eigenen Gemächlichkeit.

Der Kreis der Genossen und der Spielplatz mit seinen Freiheiten des Jagens und Rennens, des Schreiens und Jubelns, des Streits und der Versöhnung ist der Ort, wo wir unsere Zöglinge nicht minder gern erblicken als auf der Schulbank, und wen wir dort zu selten finden, den vermissen wir sogar dort. Der reine Müssiggang ist von dem erlaubten Spiel so verschieden wie von der ernsten Arbeit. Aber leider bleibt es hier beim Wunsch und der Ermahnung. Ein Knabe, der lieber still hinter dem Ofen sitzt oder im besseren Falle lieber blos mit Vater und Mutter und Onkel und Tante verkehrt als mit seines Gleichen, ist mehr zu bedauern als zu heilen, und, die seltensten Fälle einer besondern Natur ausgenommen, niemals zu loben. Ich habe freilich schon wohlmeinende Eltern gefunden, welche anderen Grundsätzen huldigten und von dem Umgange mit den Genossen Gefahr für die Sitten ihrer Söhne besorgten. Ich denke so: auf dem Spielplatz, auf der Strasse, unter Gottes freiem Himmel, im Getümmel der Freunde können mehr Unarten begangen werden als im stillen Kämmerlein, aber desto weniger Sünden. Die übertriebene Geselligkeit kann leicht zur Rohheit führen, die übertriebene Zurückgezogenheit, die naturwidrige Einsamkeit noch leichter zu etwas weit schlimmeren. Gefahr ist auf beiden Seiten, man hat die Wahl zwischen einer geringeren und sichtbaren, und zwischen einer geheimen und ungeheuren Gefahr. Und gilt diess von Knaben, so gilt es nicht weniger von Jünglingen, bei denen der heitere Verkehr und abwechselnd das vernünftige Gespräch mit den Genossen an die Stelle der Spielfreuden tritt.

Die Jugend bildet durch Wechselwirkung gegenseitig ihren Character sicherer und leichter, als es durch den Erzieher oder in seinem engen Kreise geschehn kann. Hören Sie die Worte unseres Dichters:

Sich und andre
Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
Wiegt nicht die Einsamkeit mehr schmeichelnd ein.
Es will der Feind, es darf der Freund nicht schonen.
Dann übt der Jüngling streitend seine Kräfte,
Fühlt was er ist und fühlt sich bald ein Mann.

Der Humor ist ein Hauptelement des gesunden Lebens; in der Schule selbst muss er eben so wie seine Schwester, die Phantasie, mehr unter dem Druck leben als Nahrung finden, aber im Kreise der Gleichen, da soll jeder, der ihn besitzt, ihn üben, jeder, in welchem er schlummert, ihn wecken lassen; und wenn in diesen Kreisen die Schulstube selbst mit ihren engen Wänden und mit ihren Plagen dem jugendlichen Scherz zur Zielscheibe dient, und die Heiterkeit an dem Ernst der Schule mit übermüthigem Wort eine vorübergehende Rache nimmt, so sehe ich darin weder Gefahr noch Verbrechen.

Diese Neigung stören und den Lebenslustigen zum ausschliesslichen Umgang mit seinen stummen Lehrern, den Büchern, hinweisen, oder gar die verderbliche Lesewuth nähren, welche ohne Auswahl, ob es leichte oder vollwichtige, nützliche oder seelenverderbende Waare sei, nach jedem Buch greift, wenn es nur ein Buch ist — das wollen wir nicht! auch das würde Verbildung heissen.

Zur wahren Bildung gehört auch der äussere Anstand; er ist mit der innern Sittlichkeit näher verwandt als viele glauben wollen; darum ist er auch für die Jugend unerlässlich. Aber verschieden von ihm ist jene Gewandtheit und Leichtigkeit, mit der sich der feine Weltmann in Kreisen aller Art bewegt und gefällt; gewiss auch eine Kunst, eine

vielbeneidete auch wohl beneidenswerthe Kunst, aber nur dem Mannesalter natürlich. Sobald der Jüngling, der deutsche wenigstens, darnach strebt, nennen wir ihn einen Fant, und wenn er sie der Natur zum Trotz errungen hat, vergleichen wir ihn einer Drathpuppe. In grossen Gesellschaften und auf Bällen, meinen viele, wird dieser Schliff am frühsten, schnellsten, sichersten erworben. Ich will das nicht läugnen, aber dass er wünschenswerth sei, läugnet mit mir das Gesetz selbst, welches eben desshalb den Schülern den Besuch von öffentlichen Vergnügungen dieser Art so streng untersagt. Dem reisenden Handlungsdiener ist diese Tugend ein unentbehrlicher Besitz, von dem studirenden Jüngling verlangt man viel anderes, diese erlässt man ihm. Eine gewisse Unbeholfenheit, das Kind der Schüchternheit, der ich oben eine Lobrede hielt, entstellt keinen sonst tüchtigen Knaben, und wenn Sie an denjenigen unserer Zöglinge, welche Ihnen sogleich eine Probe ihrer Uebung im Vortrag geben dürfen, Spuren solcher Unbeholfenheit wahrnehmen, so gestehe ich Ihnen, dass wir uns weder in unserem noch in ihrem Namen dessen schämen. Denn wenn wir diese Uebung zu dem Zweck betrieben, dass sie mit dem Declamator oder dem Schauspieler wetteifern könnten, so geschähe das auf Kosten ihrer Einfalt und Natur und wäre um einen allzu theuern Preis erkauft.

Ich würde gern, wenn ich Ihre Geduld nicht zu missbrauchen fürchtete, dieses Thema noch weiter verfolgen, um Sie zu überzeugen, wie ernst es uns ist, nicht blos die Rohheit zu bekämpfen, sondern auch die Verbildung abzuwehren. Unsere Zeiten sind von der Art, dass die Aufforderung, gerade hierauf unser Augenmerk zu richten, doppelt gross ist. Ich will das Fest nicht durch trübe Gedanken stören, aber ich wiederhole nur ein kündliches Geheimniss, was jedes Buch, jede Zeitung, jedes Gespräch laut macht. Es liegt eine Zeit nicht gar fern vor uns, in welcher die Frie-

denskünste, an die uns ein langes Glück gewöhnt hat, in den Hintergrund treten werden, in welcher vor allem eine kerngesunde, wenn auch rohe Kraft noth thut und gelten wird. Nun trägt aber schon die ächte Bildung den Keim der Gefahr in sich, dieses rohe Kraftgefühl, indem sie dasselbe ihrem Ideal, dem Frieden, dienstbar macht, zugleich zu schwächen; aber vollends die Afterbildung dient keinem Herrn redlich, weder dem Frieden noch dem Krieg, und wenn es gilt, verräth sie beide. Vor dieser Gleissnerin hütet Euch vor allem, ihr theuren Knaben und Jünglinge, die ihr vielleicht einer ernsteren Zeit und einer strengeren Schule als die jetzige aufgehoben seid; mit ihr wollen auch wir, Eure Lehrer, in den Kampf treten, wo wir sie Euch beschleichen sehn, gegen sie kämpft auch Ihr Väter und Mütter, Ihr Mitbürger und Ihr Verwalter des Volks, jeder in seinem Kreis, nach seinen Kräften, durch Eure Aufsicht, durch Eure Abwehr, durch Euer eigenes Beispiel!

XVI. *).

Hochverehrte Versammlung!

Es ist ein Fest der Liebe und der Freiheit, das wir heute feiern.

Nicht leicht kann ein anderer Tag gleich wie dieser Gewalt haben, alle Herzen zu bewegen, jeden Bürger, jeden Stand, jedes Alter zur Freude zu rufen. Denn jene zwei Namen, Liebe und Freiheit sind die beiden Hälften des menschlichen Herzens, nicht selten in Fehde mit einander, und eines Meisters bedarf es, sie zu versöhnen. Ja, ein glückseliger Mensch ist der, in dessen Brust sie friedlich und neidlos wie zwei liebende Schwestern Eines reichen Vaters bei einander wohnen, glücklich das Haus, wo der Vater nach des Tages Arbeit die Seinen um den Herd versammelt, Rath zu ertheilen und zu empfangen, eingedenk, dass nur Einer allwissend ist, und dass dieser Eine seine Gaben manichfach vertheilt hat; glückselig das Land, wo ein Geist der Liebe und der Wahrheit den Ungestüm des gerechten Männerstolzes mildert und leitet, und den Trotz des Frevlers niederschlägt.

Das Dankgebet der Tausende, das am heutigen Tag schon himmelwärts gestiegen ist, könnte uns sagen, dass

*) Gehalten am 27. Mai 1821, an welchem Tage alljährlich mit dem Geburtstag des Königs Maximilian Joseph zugleich die Publication der durch ihn ertheilten Staatsverfassung auch von den Gymnasien gefeiert werden sollte, unter Vorweisung der zu diesem Feste geprägten Verfassungsmünze.

unser Fuss auf einem solchen Boden des Segens steht, wenn nicht noch lauter als der lauteste Jubel die innere Stimme uns mahnte: Wir, wir selbst sind dieses Landes Bürger und Kinder, dieses Segens Erben und Besitzer.

Wohl zeigt uns die Geschichte in alten Zeiten blühende Staaten, glückliche Völker, die ohne Thron und König standen und wuchsen. Grosse Tugenden und grosse Kräfte konnten gedeihen dort in den Republiken, wie hier unter dem Schutz unserer Könige, aber in gleichem Maass als ihr Freiheitsgefühl wuchs und ihre Freiheit sich befestigte, verschwand aus dem öffentlichen Leben die vertrauungsvolle hingebende Liebe, und galt wohl gar als Schwäche, als knechtischer Sinn, als Verrath an der Freiheit. Denn während jeder das eigene Recht, die eigne Freiheit treulich wahrte, da bemächtigte sich zugleich seiner, wie des Geizigen auf seinen Schätzen, ein finsterer Geist des Argwohns, und wer sein Volk durch Wohlthaten oder durch Grossthaten zum Dankgefühl, zur Liebe, zur Bewunderung begeistert hatte, der war einem strengen Gesetz verfallen. Sein Vaterland wusste ihm nicht anders zu danken und zu lohnen als durch Verstossung. Denn sie wussten wohl, dass Gewaltherrschaft eben da am süssesten scheint, wo gerade die edelsten Kräfte ihr Widerstand leisten, und dass die Liebe eine furchtbare Bundesgenossin ist. Einen Freudentag, wie den heutigen hätten sie nicht anders feiern können, als mit Missachtung ihrer heiligsten Gesetze.

Es hat andere Völker gegeben, die Jahrhunderte lang ein harmloses Leben lebten, wie die Kinder gegängelt von einer mächtigern Hand, glücklich und dankbar, wenn der Fürst einer gütigen Gottheit Abbild war; aber sie seufzten, duldeten oder wagten kaum, was doch des zertretenen Wurmes letztes Recht bleibt, sich zu krümmen, wenn eine entmenschte Natur den von Gott erhaltenen Herrscherstab in der Hölle weihen liess, um zu vernichten, was sie pflegen

sollte. Solche Völker durften kein Fest der Freiheit und des Bürgergesetzes feiern, sie waren ein Spielwerk des Augenblicks und ihre Dankopfer brannten düster, weil die heuchlerische, feig erlogene Liebe noch wie ein böses Gewissen über dem gleichen Altar schwebte, wie ehedem die wahre Liebe.

Drum haben viele Völker früh und spät vor Jahrtausenden und vor Monaten nach einer sichern Freiheit sich gesehnt. Ströme Blutes flossen, um sie zu erringen, neue Ströme flossen, als der Engel der Liebe vor der bluttriefenden Siegerin Freiheit schaudernd entfloh. Da hatten die Freien alles, nur die Liebe nicht; und in deren leere Wohnung zog ein die Lust und das Recht zu jeglichem Gräuel.

Ich würde kaum mit düstern Mahnungen die unbefleckte Heiterkeit dieses Tags zu trüben wagen, wenn nicht der Blick auf unsere Gegenwart und Nähe alle trüben Bilder der Ferne und Vergangenheit hinwegzuscheuchen vermöchte. Maximilian Joseph ist der Schöpfer dieser Zeit. Er schenkte mit königlicher Huld vom Thron herab einen Freiheitsbrief für ewige Zeiten. Kein drohendes Klirren von Sclavenketten, kein Seufzen seiner Unterthanen hatte ihn gefordert, diesen Freiheitsbrief, nein, als der erste seit jenem grossen Spartanerkönig, der durch freien Entschluss seine Gewalt beschränkte, um seinen Thron zu befestigen, erkannte er, dass die Macht der Sterblichen nicht auf Jahrhunderte hinaus wirkt. Und an dem nämlichen Tage gab unser König das grösste Geschenk, an welchem der Geber aller Gaben ihn in das Leben gerufen, um einst eine neue Sonne über einem redlichen deutschen Volksstamm aufgehn zu lassen.

So ist uns durch ein schönes Fest versinnlicht, was in der grossen Wirklichkeit der Dinge fest besteht: König und Freiheit sind an Einem Tage geboren, wie unzertrennliche Geschwister regieren sie, die jüngere Schwester fragt, der reife Bruder rathet, hilft und leitet. Und wie dieser Tag

ein Sinnbild jener Vereinigung der Fürstenliebe mit dem Bürgerstolze ist, so gab uns dieser Tag ein Sinnbild von sich selbst, in redendem Metall, fernstrahlender, unvergänglicher als Obelisken.

Für den Kundigen deutet ihr Inhalt sich selbst; für unsere Jünglinge aber, die heut zum erstenmal diess Fest begehn, zum erstenmal durch die laute Theilnahme an diesem Jubel ihr Herz auf eine neue Weise erwärmt und geöffnet fühlen, würde ein Wort der Erklärung nicht unangemessen erscheinen, auch wenn der Königliche Wille nicht selbst diesen Theil der Feier angeordnet hätte; und besser unterrichtete Männer werden es nicht verschmähen, den einfachen Worten, die fern von Anspruch auf Belehrung bleiben, als einer Erinnerung an die grossen, nie zu erschöpfenden Wohlthaten dieses Tags ein williges Ohr zu leihen.

Maximilian Josephs königliches Antlitz zeigt die eine Seite. Die erhabene Fürstenwürde in seiner Haltung, die majestätische Fülle des Baues, die seine Heldengestalt andeutet, könnte vielleicht durch den ehrfurchtgebietenden Eindruck, der ihr eigen ist, das Gefühl der Liebe und des Vertrauens niederdrücken, wenn nicht aus Mund und Auge eine Milde strahlte, die kein Erzähler noch Bildner erreicht. Vier und sechzig Jahre ruhen auf diesen Zügen, leicht und ohne Druck wie der Hügel auf dem Sanftentschlafenen. Die hohe Stirn, die dem Greisenalter einen freieren Blick in die Welt zu eröffnen scheint, während das Auge der Jugend noch umschattet ist vom Schmuck der Haare, giesst eine Klarheit über sein ganzes Wesen, die seinen Frohsinn wie seinen Ernst adelt. Wohl mögen auch mehr als zwanzigjährige Sorgen den sonst jugendlich kräftigen Körper früher als die Natur es wollte, zum Greis gestempelt haben, Sorgen, wie sie der Bürger nicht kennt, kaum ahndet. Denn wer für das Heil von Millionen Bürge worden ist, dem darf das Herz wohl beben, wenn eine dumpfe Gewitterwolke aufsteigt

und die mühevoll gepflegte Saat zu zernichten droht. Und wir kennen ja blos die Stürme, deren Wuth er gemildert, deren Verheerungen er wieder vergütet hat; wie viele Ungewitter vor ihm seitwärts gezogen, wie viele er abgeleitet, das wird die gerechteste Kampfrichterin, die Geschichte, unsern Enkeln vielleicht einst entdecken — vielleicht auch nicht; denn auch die höchsten Wohlthaten bleiben oft für immer vor dem Auge der Welt verhüllt. Möge er jetzt in dem Geschenk des Friedens und in der Blüthe seines Landes den Segen Gottes erkennen, wie er den Dank der Sterblichen in dem wohlverdienten Lorbeer um die Hauptlocke trägt!

Die andere Seite zeigt einen Würfel auf dem vaterländischen Boden liegend; das ist kein Würfel des Glücks oder des Zufalls, wie ihn Cäsar warf, als er gegen sein Vaterland die Heere führen wollte, die ihm zu Roms Vertheidigung vertraut waren. Solch ein Würfel, ein gefährliches Spielzeug in der Hand des Menschen, hat Bilder und Zahlen, die den Lüsternen locken und täuschen. Nein! Es ist der Grundstein zu Bayerns ewiger Zufriedenheit, von seinem König selbst mit Gottes Beistand zugehauen und als Grund- und Eckstein eines festen Gebäudes auch für kommende Zeiten, für Tage des Sonnenscheins und des Sturmes, auf bayerischem Boden gelegt. Denn was bayerisch sei, erkennt Europa seit Jahrhunderten an jener lieblichen Zier des Feldes, die um so ehrwürdiger ist, je mehr ihr Ursprung in die dunkleren Jahre der gefeierten Heldenzeit hinaufreicht. Die kommenden Geschlechter sollen weiter bauen, aber den Stein sollen sie nicht rücken; er ist geheiligt wie der Gränzstein auf des Nachbars Feld. Eine lange Reihe von Jahrhunderten beginnt *) seit dem Tage der Stiftung, spricht

*) *Magnus ab integro saeclorum nascitur ordo!* die Umschrift der Constitutionsmedaille, aus Virg. Ecl. IV, 5.

der Baumeister mit dem Römer zur Einsegnung. Und das grosse Blatt Bayerns ist der Name des Steines. Wie die Christenheit die Worte Gottes als ihr Buch der Bücher, als das grosse Buch ehrt und ihm allein den Namen gönnt, so ist die *Magna Charta*, (jene Worte einer allgemeinen Völkersprache, die auch ferne undeutsche Völker zu deuten wissen) unser bürgerliches Heiligthum. Der Grundstein ist schnell zum Haus erwachsen, der Baumeister ist der Herr des Hauses. Wir werden unsern Kindern, diese unsern Enkeln ihren Platz einst räumen. Auch der Herr des Hauses wird einst seinen Namen ändern. Stürme werden kommen, aber der gute Stein wird trotzen. Die Zeit wird mit schleichender List nagen, unsere Nachkommen werden solchen Schaden heilen — denn nicht zum Müssiggang und sorgenlosen Genuss der Enkel haben ihre Voreltern gebaut — über der Schwelle der Thür aber steht ewig der Name des Meisters, des Gründers Maximilian Josephs, und ihm muss sich dankend beugen, wer hineintritt, gleichviel, ob Herr oder Diener.

XVII. *).

Hochverehrte Versammlung!

Eine Zeit wird kommen, wo keine Republik ohne König, kein König ohne Republik besteht! So sprach ein begeisterter Seher unserer Tage in jenen dumpfen Zeiten, in denen eine werdende Weltherrschaft das Lebensglück der Völker untergrub, alte Sitten vergiftete, den Willen der Fürsten in Fesseln schlug und die Millionen der freien Männer in eine Heerde vereinigen wollte; Kleingläubige verzweifelten und glaubten, ein ewiges Grab sei für Könige und Völker geöffnet, und bald würden Herren und Knechte den ehrwürdigen Leichenstein alter Freiheit verhöhnen, bald gar vergessen. So sollte es nicht werden. Ganz Europa sah die Weltherrschaft zusammenstürzen durch die eigene Kraft seines Arms und seines Muthes und durch Gottes sichtbaren Beistand. So war der Boden geebnet, um ein neues Gebäude des Völkerlebens zu tragen; ein neues; denn der alte Bau war nicht blos umgestürzt worden, auch die Zeit, die bald als gewaltiger Strom mit sich fortreisst oder vernichtet, bald mit unsichtbarer Zaubergewalt leise nagt und rosten und modern lässt, hatte die Trümmer verschleudert, oder an ihrer eigenen Stätte verderbt. Darum gelobten die Fürsten Deutschlands, als die Völker für sich und für sie ihr Gut darbrachten, ihr Blut vergossen, als das deutsche Herz mit seiner alten Lieb und Treue für seine Fürsten nach aller

*) Gehalten am 27. Mai 1822.

Schreckenszeit noch lauter schlug als sonst, als die allgemeine Begeisterung überall verwirklicht hatte, was sonst die Dichter singen, dass der Fürst als Vater unter seinen Kindern wandelt, damals gelobten die Fürsten im Angesicht der Welt, sie wollten nun den vom Feind gereinigten Boden mit einem Werk zieren, welches Zeuge sein sollte, nicht von dem Reichthum des Landes, nicht von der Prachtliebe des Herrschers, nicht von der Blüthe der Kunst, sondern von der Einigung eines erlauchten Fürsten mit seinem bewährten Volke. Mancher Fürst hat sein Wort gelöst, unser König unter den ersten, und die Nachbarstaaten erkennen es dankbar an, dass zu ihrem Heil der Bayerfürst das Beispiel hat gegeben, der, ehemals mehr geehrt als mächtig, aus den Stürmen der neuen Zeit gewaltiger als je hervorgegangen war und nun auf der neuerstiegenen Höhe das verjährte, nicht bestrittene Recht ohne Rechenschaft zu herrschen, aus freiem Antrieb niederlegte. So ist seit vier Jahren für uns jene Wahrsagung des deutschen Dichters erfüllt, wörtlich erfüllt, weil der gleiche Frühlingstag, der den König für das Vaterland geboren, uns das Geschenk der fest gesicherten Freiheit aus des Königs Hand darreichte; ein inhaltsschweres Sinnbild! Und wenn andere Brudervölker, die länger auf der Wahlstatt der Befreiungskriege geblutet haben, heut noch auf Erfüllung des Königlichen Wortes harren, so wird wider unser Wünschen jener Geist des Missvergnügens, der, wie die Sage geht und die Ereignisse bekräftigen, in jenen Gegenden wie ein stilles Gespenst umherschreitet, uns mahnen, des heutigen Tages Bedeutung um so inniger zu fühlen, um so würdiger zu feiern.

Ich müsste meine Kräfte, meinen Beruf und sogar den Zweck dieser Versammlung misskennen, wenn meine Worte Anspruch machten, Ihre Gedanken oder Gefühle, verehrteste Anwesende, zur würdigen Feier zu erregen oder hinzuleiten. Nein, es ist nur ein J u g e n d f e s t, denn des Königs ausdrück-

licher Wille ist es, dass schon die Knaben die Wohlthat seiner Gabe, unserer Verfassung ahnden lernen; denn um sie zu begreifen in ihrer Grösse, dazu bedarf es eines gereifteren Alters, manichfacher Lebenserfahrung und besonders der Erkenntniss der Vergangenheit mit ihren Beispielen der Warnung und des Trostes.

Gestatten Sie mir daher in diesen Augenblicken für unsere Schüler aus dem überreichen Stoff dasjenige über den Werth einer solchen Verfassung auszuheben, was auch das jugendliche Alter ergreifen und zum Mitgefühl erwärmen mag, während ich indess die Verfassungsmünze, deren eine Seite das Königliche Brustbild, die andere die neuen Rechte des bayerischen Volks unter dem Bild eines unverrückbaren Quadersteines mit prophetischer Umschrift zeigt, den Jünglingen zur stillen Betrachtung übergebe.

Ein Volk, welches keine Verfassung hat, meine jungen Freunde, besitzt auch keine sichere Freiheit; es kann freilich oft lange glücklich sein und Freiheit geniessen, so lange der Fürst ein gerechter und milder Herr ist, aber wenn er stirbt und seiner Enkel einer hat Freude an Hoffarth, Druck oder gar an Blut, dann fühlt es sich nicht besser als der Sclave, oder es muss zu dem Recht der Nothwehr greifen und sich selbst helfen; Selbsthülfe aber ist fast immer unrecht, und wo sie ja unvermeidlich wird, immer wenigstens ein schweres Unglück. Darum wünschen brave Männer eine Verfassung für ihr Vaterland, das heisst, gesetzliche Bestimmungen, wieviel ein Fürst aus eigner Macht und ohne gemeinsame Berathung mit seinem Volke verfügen kann, Gesetze, die er nicht ändern darf ohne der Unterthanen Zustimmung, und die er nicht übertreten kann, wenn er nicht vor Gott, vor der Welt und vor den Nachkommen will als ein Meineidiger verdammt werden; denn er schwört noch ehe er den Thron besteigt, jene Gesetze treu zu halten und gegen jedermann zu schützen.

Warum aber hat unser König, dessen Herz von jeher fern war von Unrechtthun und von Druck, und der in den zwanzig Jahren, seit er regiert, nach Kräften nur das Wohl seines Volkes wollte, warum hat er ein solches Gesetz gegeben, gleich als bedürfte gerade er der Beschränkung? oder warum machte das Volk gerade unter seiner Herrschaft den Wunsch laut, ein solches Gesetzbuch zu besitzen?

Vor allem bedenkt, dass Verfassungen keine neue Erfindung sind, und dass ihrer schon unsere rauhen Vorfahren in ihren Wäldern sich freuten. Sie liebten ihren Fürsten und vergossen für ihn den letzten Blutstropfen, allein der Fürst wusste auch, dass er nichts unwürdiges von ihnen verlangen durfte. Aber solche Verfassungen, wenn die Völker unter ihnen noch so frei und glücklich leben, können nicht dieselben bleiben, weil die Menschen selbst, in deren Herzen allein sie wohnen, sich ändern. Ihr Sinn wandelt sich auch oft so, dass sie die Verfassung ganz vergessen und sie verlieren, und böse Fürsten sehen das gern, weil sie selbst desto mächtiger zu sein glauben, je sklavischer das Volk werde. So hat ein Volk bald eine gute bald eine schlechtere, manchmal auch gar keine Verfassung, und das kann zu Zeiten nützlich sein, wenn die Sitten des Volks so verschlechtert sind, dass niemand aus Liebe zu Gott oder Vaterland gehorcht, sondern blos aus Furcht vor Gewalt und Strafe. Dann haben sich die Bürger selbst zu Sklaven erniedrigt und brauchen einen strengen Herrn, den sie als Zuchtmeister fürchten, und keinen Fürsten, den sie als Landesvater lieben.

So hat also unser König seinem deutschen Volke nur die alten Gesetze, die seit Jahrhunderten verloren waren, wiedergeschenkt, aber mit Weisheit geändert, so wie es nöthig war für Menschen unserer Zeit, welche Christen sind und nicht mehr Heiden, wie die alten Deutschen waren;

welche in Städten wohnen und allerlei Künste des Friedens ehren und üben, und nicht mehr am liebsten kriegen und jagen in den Wäldern, welche mit der weiten Welt in Freundschaft oder in Verkehr leben, und nicht mehr blos die nächsten Nachbarn kennen, mit denen man kämpft oder Handel treibt.

Aber in guten Tagen muss ein Volk seine Verfassung bekommen; wollte es auf die Zeiten der Bedrängniss warten, wann solche Gesetze ihm recht noth thun, dann wär's zu spät, denn ein übelwollender Fürst, der nur darauf denkt, wie er leicht herrsche, aber nicht wie er gut regiere, der hält solche Gesetze für Fesseln, und wenn ihn ja das allgemeine Murren dazu zwingen will, dann gibt er eine schlechte Verfassung, die das Volk betrügt, und die er selbst mit dem Vorsatz beschwört, sie sobald er kann wieder zu vernichten, und übertäubt sein Gewissen, weil ihm der Eid abgenöthigt worden sei. Ein solches Betrügen und Argwöhnen zwischen Fürst und Volk kann nimmer gute Früchte bringen. Und will sich das Volk gar selbst gewaltsam eine Verfassung geben und zum Fürsten sagen: So musst du von jetzt an regieren! das ist gegen die Natur der Ordnung, und wo es geschehn ist, hat es noch nicht viel Segen gebracht.

Unser König hat im tiefen Frieden und während nach menschlichem Ermessen wir alle keine harten Herrscher aus seinem Stamm zu fürchten haben, die Freiheit seines Volks durch solche Gesetze gesichert und nach einer Verfassung zu regieren geschworen, sein freiwillig geschaffenes Werk freiwillig beschworen; darum das gerechte Vertrauen jedes Bayern, dass er das aufrecht halten wird.

Zweifachen Nutzen gewährt eine Verfassung, die ein guter König gibt und ein dankbares Volk annimmt, auch unter dem besten Fürsten.

Der erste ist der, dass jeder Bürger des Staats in der That fühlt, er gehöre dem Vaterlande, aber auch das Vater-

land ihm an. Wenn ein guter und weiser König alles mit Weisheit und Güte ins Werk setzt, ohne das Volk zu fragen, ohne ihm Rechenschaft zu geben, dann wird dem Volk das Leben allzu leicht gemacht. Denn wer nicht an seinem Glück mitarbeiten will, der verdient es nicht, denn im Schweisse seines Angesichts soll der Mann sein Brod essen, und das thut er auch gern. Nur für die zarten unmündigen Kinder sorgt der gute Vater, ohne sie selbst helfen zu lassen; aber wie Unmündige wollen freie Männer nicht angesehn sein. Drum wird zu den wichtigsten Angelegenheiten, die das Wohl oder Wehe des Volks angehn, das Volk selbst zu Rathe gezogen; aber nicht das ganze Volk; denn wenn das auch Platz fände, sich um den König zu versammeln, so könnt' es leicht geschehn, dass die Verständigen von den Unverständigen, die Gutgesinnten von den Eigennützigen überschrieen würden; darum kommen nur die zur Berathung zusammen, die das Volk aus seiner Mitte durch freie Wahl als die Einsichtsvollsten und Besten bezeichnet. Das ist dann ein erfreuliches herzerhebendes Schauspiel, wenn die Erfahrensten und Bravsten eines Volks von allen Gränzen des Reichs zusammentreten, um unter der Leitung ihres Königs und seiner Räthe und unter den Augen eines jeden, wer da hören will und sehn, abgethan allen äussern Zwang und alles Vornehmthun, sich die Hand reichen, sich besprechen, einander widersprechen, weil so oft gerade die einsichtsvollsten Männer dem Willen der Natur nach am wenigsten einerlei Gedanken haben, und mit Heftigkeit und Eifer widersprechen, weil jeder das, was ihm das Beste scheint, dem Vaterland, wie er geschworen hat, will zu gute kommen lassen. Und das ganze Land indess arbeitet im Geist und Herzen mit ihnen, ohne dass die Hände von der Arbeit und den Geschäften des Tags ruhn; in den Feierstunden erzählen sich die Biedermänner mit Stolz und Lob, wie der Mann, den sie gewählt, wohl gesprochen, wie ein an-

derer ihre leisen Wünsche errathen, wie alle freien Sinnes und ohne Furcht das Wohl des Landes gewahrt haben.

Wie die Verfassung auf diese Weise zur Belebung, ja selbst zur Besserung des Volkes wirkt, indem sie durch den gerechten Bürgerstolz auch den Gemeinsinn nährt, so gibt sie auch einen Schutz, den das Volk selbst unter dem besten Könige nicht entbehren kann; denn um zu regieren, bedarf es nicht blos eines Herzens und Kopfes, das Gute zu befehlen, es bedarf auch vieler Hände, die es ausführen. Der König selbst führt das was er will nicht selbst aus; wenn er es auch könnte, so dürfte er nicht, es streitet gegen seine Würde. Er hat seine Diener, denen er winkt. Wohl dem Fürsten und wohl dem Volke, wenn diese Diener nur die Winke ihres Fürsten, der seinem Herzenstriebe nach das Gute will und dem Gesetze folgt, immer und überall ausführten! Aber bei den bösen Neigungen, die allen Menschen als Erbtheil mitgegeben sind, hört mancher lieber die Stimme des Eigennutzes, ein anderer die der Herrschsucht und wieder andere meinen in guter Absicht, das was ihnen das beste dünkt, das fromme auch dem Volk besser als was König und Gesetz verordnet haben. Kurz, es hat viele Zeiten gegeben, wo die Könige gut und ihre Völker unglücklich waren; denn der weiseste König ist doch nicht allweise, um wie der Eine Herzenskundige Herz und Nieren prüfen zu können, um nicht Unwürdige zu seinen Dienern zu wählen; ja wollte er keinen Diener wählen, als der frei wäre von aller Versuchung zum Missbrauch des königlichen Vertrauens und seiner Gewalt, er würde nicht Arme genug für die nöthigsten Dienste finden. Will aber der gedrückte Bürger oder Bauer Schutz suchen bei dem Könige gegen Druck und Gewaltthat, die frech im Namen des Königs ihm angethan worden — manchmal gelingt es, aber in wahrhaft bösen Zeiten haben die arglistigsten, abgefeimtesten unter den schuldbewussten Dienern den Thron umstellt, dass kein Wort

der Wahrheit und kein Laut der Klage zum Ohr des Königs gelangte und wenn doch die Stimme eines Zertretenen durchdrang, da haben sie den Kläger mit dem Schandnamen Empörer zurückgeschreckt oder zur Ruhe gebracht. Aber wo eine Verfassung gilt, da sind solche Klagen nie Empörung, da sind sie Ausübung eines anerkannten Rechtes und da gibt es eine Pforte zu dem Fürsten, die kein rauher Hauptmann mit dem Schwert, kein schlauer Staatsmann mit Schergen oder mit Lug und Trug verschliessen kann.

Vor all solchem Unheil können wir behütet sein auf alle Zeit durch Maximilian Josephs weise Gabe; aber er allein mit seiner Gabe und Güte kann das Volk nicht beglücken, er ist ein Mensch, die Verfassung ist ein Menschenwerk, wir selbst müssen redlich helfen durch Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit und thätig frommen Sinn, wir müssen Gottes Segen dazu erflehn und verdienen, sonst ist das Gut ein vergrabener Schatz, den ein besseres Geschlecht erst heben soll. Ja, wie wir Männer uns mühen, des Königs grosses Werk zu fördern, jeder nach seinem göttlichen und menschlichen Beruf, so gebe auch Euch, geliebte Jünglinge, der heutige Tag neue Kraft, Euch tüchtig zu machen, dass wenn einst an Euch die Reihe kömmt, dieser Baum des Lebens von Eurer Hand gepflegt, fort und fort grüne und reichere Früchte trage unter den Augen unsers guten Königs, oder wenn das des Allerhöchsten Rathschluss ist, über seiner Asche. Gott segne und erhalte den König!

XIX. *).

Worte am Grabe

des

Dr. Joseph Kopp,

K. B. ordentlichen Professors der Philologie und Mitdirectors des K. philologischen Seminars zu Erlangen, Mitgliedes der K. Academie der Wissenschaften in München.

Ehe die heilige Kirche ihren letzten Segen dem theuern Todten spendet, den wir jetzt zu seiner Ruhestätte geleiten, habe ich nach dem Wunsche der Familie die Pflicht übernommen, noch ein Wort zu Ehren unseres Freundes zu sprechen, und ihm unsern Abschied in sein Grab nachzurufen. Wäre dieser Beruf mehr ein Recht, als eine Pflicht, so dürfte ich auf den Grund einer zwei und dreissigjährigen innigen Verbindung, die sich im gemeinsamen Genuss der Jugendzeit, wie im Ernst der Mannesjahre und der Amtsgenossenschaft bewährt hat, als sein ältester Freund in diesem Kreis, dieses Recht vor anderen ansprechen.

Nur wenige Worte geziemen dem Ernst dieser Stätte, und je anspruchsloser sie auf allen Schmuck verzichten, um so wohlgefälliger wird sie auch der verklärte, uns unsichtbar umschwebende Geist vernehmen.

Joseph Kopp war vor 53 Jahren von armen Landleuten geboren, in Sommerau, einem Dorfe in dem altbayerischen Wald auf dem linken Donauufer. Seine erste Jugend bet-

*) Gesprochen am 10. Julius 1842.

tete ihn nicht auf Rosen. Aber die leibliche Entbehrung, die ihm die grosse Dürftigkeit seiner Aeltern auferlegte, war das kleinere Uebel, das ihn drückte, und die Bedürfnisslosigkeit, die ihm auch in günstigeren Umständen blieb, und ihn gegen die feineren Lebensgenüsse der gewöhnlichen Art gleichgültig, ja fast unempfänglich machte, lässt glauben, dass höchstens sein Körper jenen Druck empfunden habe. Aber schwerer litt wohl seine Seele, durch die dunkle Ahndung eines Berufes, der mit der damaligen Umgebung, Erziehung und Bildung des reichbegabten Knaben nicht im Einklang stand. Es war der schwere Kampf seiner äussern Bestimmung mit seiner innern; der Widerspruch des begränzten Lebenswegs, den er sich vor ihm öffnen sah, und des Ideals, das ihm sein ahndungsvoller Geist in dämmernder Ferne zeigte [1]). Seine Bestimmung zum Geistlichen führte ihn auf die Lehranstalten nach München. Diess fiel in jene Jahre, in welchen der unvergessliche König Max Joseph die Lehrkräfte seines Landes durch Berufung ausgezeichneter Ausländer vermehrte und verstärkte. Unter diesen war der Mann, welcher den in dem Jüngling glimmenden Funken zur Flamme anfachen und ihm zur Klarheit über sich selbst verhelfen sollte. Unser Freund erkannte ihn und ward von ihm erkannt. Es war Friedrich Jacobs, welcher zunächst die Aufgabe hatte, am Münchner Lyceum die griechische und römische Literatur zu lehren, allein zugleich die Kunst übte, diesen Lehrzweig in eine Schule der höchsten allseitigen Menschenbildung zu verwandeln, und alles, was ihm nahe stand, an Geist und Seele zu wecken, zu erheben und für das Wahre und Grosse zu begeistern. In ihm hat unser Vollendeter, so lange er lebte, nicht seinen väterlichen Freund, nein, seinen geistigen Vater verehrt [2]).

Dieses ehrwürdigen Mannes Verwendung verdankte es unser Freund, dass er auf Staatskosten die Universität Heidelberg zu seiner weitern Ausbildung beziehen durfte. Dort

entschied sich seine Vorliebe für die Philosophie, während er zugleich für seine nächsten Berufsstudien, die Philologie, hinlänglich Nahrung fand. Und dort war ich selbst Zeuge seiner geistigen Thätigkeit, für welche Fleiss ein ungenügender Ausdruck ist, und ich gedenke mit manchen andern voll Freude und voll Dankbarkeit jener Zeit, wo wir dem wenig älteren Genossen nicht blos als Freunde, sondern auch als Lehrlinge zur Seite standen [3]).

Gleich nach seiner Rückkehr wartete seiner eine Anstellung als Lehrer an einer untern Klasse der lateinischen Schule in München. Dieser neue Beruf verwandelte den jungen Mann, dessen Gaben, Gelehrsamkeit und Urtheilsreife ihn zu einem academischen Lehrstuhl fähig machten, der schon damals den grössten Geistern unserer Hauptstadt als Freund und Vertrauter beigesellt wurde, sein neuer Beruf, sage ich, verwandelte ihn schnell in einen gleich begeisterten Knabenlehrer. Er war mit seiner Seele ein Kind geblieben, während sein Geist in den höchsten Kreisen der Wissenschaft früh zum Manne gereift war; er hatte des Wissens Gut mit keiner Faser seines Herzens bezahlt. Seine Schüler hingen an ihm, wenn er lehrte und ermahnte, wie an einem geliebten Vater; wenn er vertraulich mit ihnen verkehrte, wie an einem trauten Genossen [4]).

Für die Dauer jedoch schien dieser Wirkungskreis, nicht ihm selbst, aber seinen Vorgesetzten allzubeschränkt, und ausser Verhältniss zu dem, was er Schwereres leisten könnte. Obgleich er nach seinem Beruf Philolog, nach seiner Neigung Philosoph war, trug man doch kein Bedenken, ihm den erledigten Lehrstuhl der Weltgeschichte am Lyceum der Hauptstadt zu übertragen. Allein kaum hatte er Zeit gehabt, sich in diesem neuen Beruf heimisch zu machen, und dem unermesslichen Stoff, dessen er längst Herr war, die taugliche Form für den Unterricht zu geben, wobei er zugleich jenes kindlich trauliche Verhältniss zwischen Lehrer und

Schüler, zu dem seine neue Stellung weniger Anlass gab, ungern vermisste — als er in unsere Mitte befördert wurde. Seit dem Sommer 1827 lebte und wirkte er dahier als ordentlicher Professor der Philologie und Mitdirektor des K. philologischen Seminars. Hier sollte er einen bleibenden Wirkungskreis, hier sollte er seine endliche Ruhestätte finden. Der Austausch der glänzenden Hauptstadt mit ihren Schätzen aller Art, gegen das Stillleben seines neuen Aufenthaltes schien für ihn mehr ein Gewinn als ein Opfer. Je unruhiger und rastloser sein Geist war für die höchsten Interessen der Wissenschaft und alles höheren Lebens, desto mehr sprach ihn die Ruhe seiner neuen Umgebung an. Ja, wir dürfen uns dem Glauben hingeben, dass der Dahingeschiedene nicht den minder glücklichen Theil seiner Tage in unserer Mitte verlebt hat.

Zwar blieb auch hier sein Haus und Herz von göttlichen Heimsuchungen nicht verschont. Eine heissgeliebte Gattin hatte er schon in München nach dem zweiten Jahr der glücklichsten Ehe begraben. Aber er wusste was menschliches Glück heisst, ein erträglicher Wechsel von guten und bösen Tagen; er stellte dem Schmerz einen frommen Glauben und eine dauernde Vereinigung im Geist entgegen, und erlaubte seinem ungewöhnlich weichen Herzen nicht, über den Mann in ihm Herr zu werden. Ein Pfand der irdisch gelösten Liebe half ihn in seiner achtjährigen Einsamkeit trösten, bis Gott der verwaisten Tochter eine neue Mutter, seinem Herzen eine neue Lebensgefährtin zuführte, dieselbe, die ihm nun die gebrochenen Augen schloss [5]). Mit ihr durfte er den Schmerz wiederholter Prüfungen theilen, als er zwei hoffnungsvolle geliebte Kinder dahinsterben sah, und fünf geliebte Töchter blieben ihm, die er lebend pflegen und sterbend segnen konnte. Auch was ausserhalb der Familie sein Herz begehrte und bedurfte, und was das Leben dauernd schmückt, hat er nicht entbehrt. Ein Kreis von Freunden war sein Be-

dürfniss, um in dessen Mitte seiner liebenswürdigen Laune freien Lauf zu gönnen, noch öfter aber in ernstem Gespräch fortzusetzen, was er am einsamen Arbeitstisch begonnen, und mit der Fülle seines Wissens und der Schärfe seines Denkens Geistesfunken zu entlocken und sich entlocken zu lassen. Er hat ihn gefunden oder geschaffen, einen solchen Kreis Gleichgesinnter und Geistesverwandter, wo er nur immer lebte.

Neben diesem Bedürfniss seines Geistes verlangte sein Gemüth einen Busenfreund, der ihm die Freude zur doppelten Freude, das Leid zu getheiltem Leide mache [6]). Auch einen solchen hat er gefunden, wo er nur immer lebte, und ein Liebesband dieser Art, das er einmal geknüpft, hat er nimmer gelöst. Noch am Todestag hat ein entfernter Freund dieses Ranges seine letzten Phantasien erheitert. Auch die freie Musse, deren sein für alles Menschliche und Göttliche reger Wissenstrieb zu seiner Befriedigung bedurfte, war ihm hier in reichlichem Maasse vergönnt. Dieser edle Trieb erschien in ihm in seiner reinsten Gestalt. Man kann es tadeln, dass er gleichsam nur für sich lernte, dass er es verschmähte, der Welt entsprechende Früchte seiner, ich darf sagen, riesenhaften Gelehrsamkeit zu geniessen zu geben. Ihm und seinem Wesen stand es wohl an. Er hat genug gethan, die Wissenschaft und Wahrheit zu fördern, aber zu wenig, um sich einen ausgebreiteten lauten Weltruhm zu sichern. Er setzte den Zumuthungen dieser Art ein heiteres Lächeln entgegen [7]). Die Wissenschaft und die Gelehrsamkeit war ihm nicht das Höchste auf Erden, aber Eitelkeit und Ruhmsucht das Kleinste. Kein Mensch war je freier von diesen Schwächen als er. Das Wissen, welches andere aufbläht, hatte ihn zur Demuth geführt, oder was noch mehr ist, in seiner natürlichen Demuth erhalten. Aber wenn ein weltbekannter Name ein Glück ist, so ist er auch diesem nicht entgangen. Die vielen grossen Geister im Reich der

Wissenschaft alle, die ihm je im Leben begegneten, haben ihn als einen Ebenbürtigen erkannt und nimmer vergessen.

Auch stand es ihm ferne sein Pfund zu vergraben. Er war mittheilend trotz jedem, und wie viele sind unter uns, jung oder alt, die ihm nicht Belehrung verdanken, die nicht Belehrung bei ihm, dem Inhaber der verborgensten Schätze, gesucht und gefunden haben? Sein grosser Ruf befreite von der Scham, seine grosse Leutseligkeit befreite von der Scheu ihn zu berathen und zu befragen.

Jetzt schweigt der beredte Mund, aber schmerzlicher als dies, ein warmes Herz hat aufgehört zu schlagen. Von beiden ist uns nur die Wohlthat der Früchte und die wehmüthige Freude der Erinnerung übrig. Seine guten Werke bleiben uns im Leben, wie sie ihm in den Tod nachfolgen.

Mitten im kräftigen Mannesalter ist unser Freund von uns geschieden [8]). Lasset uns die Klagen mässigen. Es ist schauerlich, einen Angehörigen beweinen zu müssen, den der Tod aus dem Vollgenuss irdischen Freudentaumels abgerufen; es ist tröstlich, einen Freund zur Ruhe zu bringen, dem Gottes Fügung nur den bittern Kelch der Leiden auf seinem Lebensweg zu trinken gab; aber wenn der Edle und Glückliche unerwartet aus unserer Mitte hinweggerissen wird, da fühlen wir, je weniger wir den Grund begreifen, um so lebendiger zu der Betrachtung und Erkenntniss uns gestimmt, was der Tod dem Christen sei, kein endliches Ende, sondern ein neuer Anfang.

In diesem Glauben wollen wir uns freudig in das Unvermeidliche ergeben, dass sich in wenig Augenblicken die Erde über Dir schliesse, du uns allen geliebter, du unvergesslicher Freund, und im Namen Abwesender sage ich zugleich, du treuer Gatte, geliebter Vater, hochverehrter Lehrer. Ruhe sanft, du verwesender Leib des unverweslichen Geistes, bis dein Herr dich auferweckt!

Anmerkungen.

1) Kopp selbst schrieb vor 19 Jahren bald nach dem Tode seiner ersten Gattin für seine Tochter folgendes nieder:

„Ich bin geboren zu Sommerau oder Summerau, im jetzigen Unterdonaukreis, Landgerichts Kötzting, Pfarrei Lam, an der böhmischen Gränze, im Jahr 1788 den 16. November. Unter 9 Kindern war ich das 5te oder 6te. Es starben aber alle ausser mir und einer jüngern Schwester, welche, vermuthe ich, mit deiner lieben Mutter in demselbigen Jahre 1793, oder ein Jahr früher geboren, und an Georg Huber in Schwarzenbach, eine halbe Stunde von Sommerau, verheirathet ist. Mein ältester Bruder Christoph starb noch als Kind vor meiner Geburt; zweier älterer Schwestern, Anna (so hiess auch meine selige Mutter) und Katharina erinnere ich mich nur so weit, dass ich glaube sie krank liegen gesehn zu haben; sie mögen 1790 oder 1791 gestorben seyn; jene 9, diese 6—8 Jahre alt.“

„Meine Eltern besassen eine Selte (Viertelshof) als königl. Grundholden, und von der Uebernahme derselben her waren sie mit Schulden beladen, die sie nicht los wurden, in den spätern Kriegsjahren gar vermehren mussten. Sie waren aber arbeitsame, mässige, streng ehrliche, fromme und gottesfürchtige Menschen, zumal die Mutter. Ungeachtet ihrer unermüdeten häuslichen Thätigkeit, versäumte sie nicht nur an Sonn- und Festtagen nicht Messe und Predigt, sondern in der Adventzeit eilte sie früh Morgens um 3 Uhr nach der 1 Stunde entfernten Pfarrkirche in die sogenannten Rorate, und im Sommer zu einer eben so weit entfernten Kapelle, auf dem Berg genannt, um da Messe zu hören, und dann zur Arbeit zu eilen. Diese schlaunte ihr denn auch, wie sie zu sagen pflegte, weil sie Gottes Segen dazu erbeten hatte.“

„Sie hatte mich früh zum Geistlichen oder Pfarrer bestimmt, und das Glück, einen geistlichen Herrn Sohn zu haben, füllte ihre Seele mit dem Vorgefühl des Himmels, dem sie durch die erste Messe desselben oder die Primiz um einige Stufen näher hinansteigen würde. Ihr Bruder in Sommerau hatte 2 Söhne, einen ältern, den zweiten mit mir von ziemlich gleichem Alter. Für diese nahm er, da auf eine Stunde und weiter herum keine Schule bestand, einen alten abgedankten kaiserlichen Soldaten, der sich ins Dorf verloren hatte, ins Haus, dass er ihnen und andern Kindern Unterricht im Lesen und Schreiben gäbe. Diess dauerte immer nur den Winter über; einen oder zwei Winter wurde auch ich dahin geführt oder getragen. Da jener alte Soldat starb und mein Onkel nicht weiter seinen Söhnen den

Schullehrer halten wollte, so nahmen diesen (er war ein Schullehrerssohn von Haibügel) meine Aeltern ins Haus. Bei ihm lernte ich nicht nur deutsch, sondern, was Aufsehen machte, lateinisch lesen und schreiben."

„Ich mochte im 8ten Jahre sein, als ich mit diesen Vorkenntnissen zum Chorregenten nach Neukirchen beim heiligen Blut kam, um da die Anfangsgründe der lateinischen Sprache und Musik zu lernen. Hier brachte ich 2 1/2 Jahr zu, und war nicht eben am besten aufgehoben. Der Unterricht, den ich da mit etlichen andern Knaben erhielt, zumal der in der Singkunst und im Violinspielen, brachte mir viele Püffe und sogenannte Tatzen, theils weil ich keine Anlage zur Musik hatte, theils weil der Chorregent, mit seiner Frau oft eifersuchtend und trutzend, seinen Zorn an uns und zumal an mir, der zu jeder Stunde im Hause war, ausliess. Auch musste ich meistentheils entgelten, was der 1 oder 2 Jahr jüngere Sohn des Hauses verbrochen; die Wartung aber des kleinen Kindes, zumal das Wiegen desselben, wurde mir gewöhnlich auch zugeschoben. Der Aufenthalt in diesem Haus, der Unterricht und die Kost waren nichts weniger als das Geld werth, das meine guten Aeltern nur mit Mühe zahlten."

„Was mir damals viel Vergnügen machte, das Anhören von Mährchen jeder Art, womit uns die Frau unterhielt, fand ich späterhin mir sehr nachtheilig und verderblich. Meine Phantasie lebte in dieser Geister- und Zauberwelt, und gewöhnte sich Träumen nachzuhängen, statt das, was ist, zu beachten und aufzufassen. Erst spät wurde ich und mit Mühe dieses Hanges zu Träumereien Meister."

„Zudem wurde hiedurch meine angeborne Furchtsamkeit unterhalten und verstärkt, so dass ich im Finstern und in weiter Einsamkeit meine ganze Jugend hindurch Furcht und Angst hatte, wie ich mirs auch ausreden mochte."

„Die abenteuerlichen Erzählungen von Druden, Zauberern, Hexen, Weitzen (Gespenstern), Teufeln und Heiligen füllten mein Gehirn so, dass ich abwechselnd bald zaubern zu können, oder einen dienstbaren Geist in meiner Gewalt zu haben, bald ein Heiliger zu werden und zu sein wünschte und trachtete, ein Heiliger, wie sie in Legenden und den Erzählungen des Volkes geschildert werden."

„Von diesem Ort und seinen Bewohnern habe ich auch nicht Eine gute, erfreuliche und nachhaltige Erinnerung mit mir genommen. Das Bedeutendste möchte leicht die Anschauung und Erfahrung sein, die ich, damals ohne Bedeutung und Wirkung, über das Mönchthum bei den Franciskanern, deren Collektoren

meine Mutter als fromme Geberin kannten, und über die Wunder und Aberglauben, über Wallfahrten, Kreuzgänge und dergleichen erhielt."

„Eine andere Klasse von Mönchen, Benediktiner, lernte ich in Kötzting kennen, wo die Benediktiner vom Kloster Rott ein Priorat von 6—8 Herren hatten, mein mütterlicher Oheim Prior war, und ich gewöhnlich während der Studienjahre, bis 1802 zum letztenmal, meine Ferien zubringen musste. Möglich, dass mich mein Oheim liebte, wie es späterhin den Anschein gehabt; allein ich spürte nichts davon als Spott und Demüthigung jeder Art, sogar muthwillige Misshandlung. Zum Pfarrhof gehörte eine grosse Wirthschaft, die täglich 10—15 Personen beschäftigte, zumal im September und Oktober in der Späternte. Den Tag über durfte ich mich in der Küche, am Abend in der Gesindestube aufhalten, wo ich, während die Leute Rüben schnitten u. dgl. m., auf der Ofenbank stehend, predigte, ihnen bald zur Erbauung, bald zum Gelächter. Da überraschte mich manchmal mein Oheim, fasste mich beim Zopf oder Toupet, hielt mich in die Lüfte, und stellte mich Weinenden und Schluchzenden auf den Boden hin u. s. f. Dadurch wurde mir alles Zutrauen, sowohl zu mir selber als zu anderen Menschen genommen, und desto vergnügter hing ich eben an den eingesogenen Träumereien, die überhaupt durch keine Lektüre, die ich nicht kannte und nicht bekam, am wenigsten aber durch eine vernünftige Lektüre, zurechtgewiesen oder verdrängt wurden. Meine Blödigkeit, Menschenscheu, Schüchternheit und Verlegenheit nahm daher in dem Maass zu, als ich älter ward und erkannte, dass mir alle gewinnenden und anziehenden Eigenschaften fehlen."

Ueber die nächstfolgende Zeit fügt Herr Professor Aschenbrenner in Erlangen, theils aus J. Kopp's fragmentarischen Aufzeichnungen, theils aus mündlichen Mittheilungen folgendes bei:

„Im J. 1799 kam ich (nämlich Kopp) nach Straubing und hatte Kosttage oder Freitisch bei den Capucinern, Carmelitern, Professor Hafner und bei bürgerlichen Familien, während allen Wochentagen. Der Lehrer in der niedersten lateinischen Klasse (Realklasse) war Professor Griller durch 2 Jahre, der durch Vorwürfe wegen meiner Armuth das harte Leben noch härter machte. Im Sommer 1800 bei der Annäherung der Franzosen wurde die Schule aufgelöst. Ich flüchtete über Kam nach Kötzting. Im August oder September starb meine vielbeweinte Mutter, der ich das beste, was jetzt an mir ist, verdanke. Ich war noch 1800 und 1801 in Straubing, verderbend und frömmelnd in Bigotterie und träumend;

in den Ferien 1802 ging ich nach München zu Hörnspuicher und kehrte dahin (am Anfange des Studienjahres) zu den Studien zurück.“

Die nöthigen Vorkehrungen, um in Straubing die lateinischen Schulen besuchen zu können, hatte der mütterliche Onkel, Pater Peter Paul Kuchler, Pfarrvorstand und Prior der Benediktiner in Kötzting, getroffen. Kopp machte als talentvoller Knabe daselbst einen ausgezeichneten Fortgang. Im J. 1802 kam er auf Anrathen eben desselben Onkels in die Gymnasialklassen nach München. Es scheint Gregor Stangl, damals Professor der Dogmatik und Exegese am churfürstlichen Lyceum, mit Kopp verwandt und ebenfalls Benediktiner aus dem Kloster Rott, wie der mütterliche Onkel Kuchler, ein besonderer Wohlthäter und zum Anfange der Studien in München behülflich gewesen zu sein. Allein Stangl starb schon im J. 1803. Er fand in München, wie in Straubing seinen Lebensunterhalt durch Kosttage, studirte aber mit sehr grossem Fleisse, oft bis 12—1 Uhr in der Nacht. Seine Professoren am Gymnasium waren Jungmayer, Schirmer, Wankerl, Weinzirl, Lechner. Im J. 1807 wurde er mit Fr. Jacobs bekannt.

2) Vgl. Fr. Jacobs Personalien S. 81. Kopp's übrige Lehrer am Lyceum zu München waren: der Direktor, der Philosoph Cajetan Weiller, der Historiker Breyer, der Mathematiker Späth, der Physiker Siber u. a. Doch hat er keinem von diesen sich enger angeschlossen, nur mit Prof. Siber blieb er in fortwährender Verbindung. Fr. Thiersch, mit welchem er später in genauen Freundschaftsverhältnissen stand, war in jener Zeit noch Gymnasialprofessor und hatte als solcher keine Gelegenheit, auf ihn, der bereits einer höheren Lehranstalt angehörte, als Lehrer einzuwirken.

3) In Heidelberg studirte Kopp vom Herbst 1810 bis 1812. Böckh's Unterricht genoss er zu seinem grossen Schmerz nur im ersten Jahr; dann musste er ihn nach Berlin ziehn sehen. Creuzer's Vorlesungen über Symbolik und Mythologie, damals ein eben erst eröffnetes Feld, fanden an ihm einen eifrigen und begeisterten Zuhörer. An den Uebungen des philologischen Seminars nahm er jedoch keinen Antheil, weil ihn die philosophischen Studien zu sehr in Anspruch genommen hatten. Johann Jacob Wagner interessirte ihn durch die Originalität und die phantasiereiche und poetische Form seiner Vorträge, ohne ihn, wie so viele andere, für seine Lehre gewinnen und begeistern zu können. Auch bei Daub hörte er, ohne sich näher mit ihm oder seiner Lehre zu befreunden, obgleich er mehr als irgend einer

vorbereitet und befähigt war, dem Gedankengang dieses abstrusen Forschers zu folgen. Um so mehr zog ihn Fries an. Er war ein unverdrossener Zuhörer und stand ihm besonders durch Privatumgang selbst als Hausfreund nahe. In späterer Zeit entsagte er seinem System, wenigstens eine Zeit lang völlig, während er jederzeit für ihn als scharfen Denker und edlen Menschen die grösste Hochachtung und für seinen Einfluss auf seine geistige Entwickelung die innigste Dankbarkeit bewahrte. Fries war es auch, der ihm, nachdem er seine Individualität genauer kennen gelernt, den Rath gab, den Aristoteles und dessen Philosophie zum Mittelpunkt seiner Studien und zu seiner Lebensaufgabe zu machen. Dem gewöhnlichen Studentenleben blieb er fern, theils wegen der Beschränktheit seiner Subsistenzmittel (sein Staatsstipendium, auf das er ausschliesslich angewiesen war, betrug nur 400—500 fl.), theils wegen seiner Altersreife (er war schon 23 Jahre alt), theils aus Abneigung gegen laute, rauschende Freuden und sinnliche Genüsse, und aus Vorliebe für rein geistige Beschäftigung oder stilltraulichen Umgang. Ausser seinen alten Freunden und Landsleuten Birnbaum, jetzt Gymnasialdirektor in Köln am Rhein, und Mittermaier, jetzt Gymnasialrektor in Aschaffenburg, welche mit ihm von der Regierung nach Heidelberg geschickt waren, beschränkte sich sein Umgang auf mich und einen jungen Schweizer, den er mit fast leidenschaftlicher Liebe ins Herz schloss, sein ganzes Leben hindurch seinen liebsten Freund nannte, und, wie oben erwähnt, auf dem Todtenbette zum Gegenstand seiner Phantasien machte — den nachmaligen Bürgermeister Melchior Hirzel in Zürich. Zu den norddeutschen Naturen fühlte er sich in der Regel nicht hingezogen und konnte sich nicht entschliessen, das freundliche Entgegenkommen des gastlichen Joh. Heinr. Voss, dem er von München aus empfohlen war, zu erwiedern und zu benützen. Er war in seinen Zuneigungen und Abneigungen von vorn herein entschieden, und zu charakterfest, zu bedürfnisslos, auch wohl zu stolz, um der Convenienz ein Opfer zu bringen.

4) Der Kreis, dem er damals in München als Freund angehörte, war derselbe, den der ehrwürdige Präsident der Akademie, Friedr. Heinr. Jacobi, um sich gebildet hatte und fast alltäglich in den Abendstunden in seinem gastfreien Haus um sich versammelt sah, der Oberstudien- und Oberconsistorialrath von Niethammer, dessen Hause er als Hausfreund oder vielmehr als Kind vom Hause angehörte, der jetzige Oberconsistorialpräsident Fr. v. Roth, der Generalsecretär v. Schlichtegroll,

Thiersch,

Thiersch, Martius u. a. Dort fand er auch Gelegenheit, die fremden Gelehrten kennen zu lernen, welche ihre Verwunderung nicht verbargen, einem Mann von so umfassenden gründlichen Kenntnissen und von so selbständigen, reifen, originellen Ansichten zu begegnen, der an einer Elementarschule verwendet war und es verschmähte, die gelehrte Welt durch irgend eine Spende seines reichen geistigen Besitzes von seinem Dasein in Kenntniss zu setzen. So Schleiermacher, Niebuhr, Brandis, Hegel u. a. Mit Schelling befreundete er sich erst später, aber desto inniger.

Ausserdem gedachte er oft mit Liebe und Dankbarkeit der traulichen Stunden, die er in dem Familienkreis des Finanzdirektors von Annetsberger verlebt hatte; dann seines innigen Zusammenlebens mit Emil Jacobs, der gegenwärtig ein Maler von ausgebreitetem Ruf, damals sich zu seiner künstlerischen Ausbildung in München aufhielt und in Kopp's Haus und Pflege lebte, und dem er so das werden konnte, was sein Vater ihm selbst gewesen war, ein väterlicher Freund. Auch der Arzt und nachmalige Professor Gmeiner und der Forstmann Kropf gehörten zu seinem nähern Umgang, denn gelehrte und philosophische Bildung und Interesse war nicht das, was er bei seinen genauen Freunden vor allem suchte; wo er einem Gemüth von besonderer Einfalt, Kindlichkeit und Liebeswärme begegnete, da fühlte er sich augenblicklich und zugleich auch für die Dauer hingezogen und knüpfte die innigste Freundschaft; wogegen strenge Charactere, bei denen er kein Gemüth und keine Milde wahrzunehmen glaubte, sie mochten so rechtlich, edeldenkend, gebildet, geistreich sein, wie sie wollten, für ihn etwas durchaus abstossendes hatten, und seinem Herzen immer fremd blieben, so wenig er ihrer Begegnung auswich und so willig er seinen Geist durch sie anregen, bereichern und bilden liess.

Zu seinen Schülern zählte er unter anderen den berühmten Meister Schwanthaler, mit welchem er auch ferner die freundschaftlichsten Verhältnisse unterhielt; und einen andern, den Rechtsphilosophen Stahl, führte ihm später das Geschick als Collegen in Erlangen zu.

5) Seine erste Gattin, die er im Niethammerischen Hause kennen lernte, war Charlotte Dörner, Tochter eines würtembergischen Geistlichen in Rohracker bei Stuttgart. Er verlor sie an den Folgen des zweiten Wochenbettes. Nachdem er bei einem ganz unerwarteten bedenklichen Anfall selbst fortgeeilt war, um den Arzt zu holen, fand er sie schon als Leiche, als er zurückkehrte. Später vermählte er sich mit Emilie, verwittweter

Eckemann-Allesson, geb. Frisch aus Stuttgart, einer Cousine seiner ersten Frau.

6) Dass unter seinem Busenfreund in Erlangen Friedrich Rückert zu verstehen sei, der in den letzten zwölf Jahren seinen täglichen Umgang bildete, ist aus den Werken des berühmten Dichters selbst als bekannt vorauszusetzen. Diesem Umgang verdankte Kopp auch die Anregung, sich noch in seinen späteren Jahren mit der ganzen Energie seines Geistes und Fleisses auf die orientalischen Sprachen, namentlich das Sanskrit zu werfen und sich mit der Sprachenvergleichung zu beschäftigen, wovon mehrere seiner Recensionen Zeugniss geben.

7) Seine schriftstellerischen Leistungen sind in der That im Verhältniss zu seiner Fähigkeit, seiner Arbeitslust und seiner Lebensdauer wenige. Die erste bestand in einer kleinen Denkschrift auf Fr. Heinr. Jacobi bei dessen im J. 1819 erfolgten Tode. Im J. 1826 erschien *Damascii philosophi Platonici quaestiones de primis principiis ad fidem codd. Mss. nunc primum edidit Jos. Kopp,* ein Anecdoton, das die Kenner der neuplatonischen Philosophie hoch willkommen hiessen, das aber bei dem beschränkten Kreis der Gelehrten, die sich für diesen Theil der späteren griechischen Literatur interessiren, nicht geeignet war, ihm einen weit gekannten Namen zu verschaffen. Erst später, als die K. Academie der Wissenschaften, welche ihn zu ihren Mitgliedern zählte, unter dem Namen „Gelehrten Anzeigen" eine bayerische Literaturzeitung für die allgemeinen Wissenschaften gründete, im J. 1835 gelang es seinem Freunde, dem Oberconsistorialpräsidenten Fr. v. Roth, der an der Spitze dieses Unternehmens stand und noch steht, ihn zur thätigen Theilnahme an derselben zu vermögen, und seine Abneigung gegen Schriftstellerei zu besiegen. Die zum Theil mit J. K. oder P. K. oder auch gar nicht unterzeichneten Recensionen, welche zum Theil Nachfragen vom Ausland nach dem vollen Namen dieses gründlichen Recensenten und Kenners der alten Philosophie veranlassten, sind folgende:

In den Münchner Gelehrten Anzeigen:

De la Metaphysique d'Aristote par V. Cousin. 1836, Nr. 27.

Brandis Geschichte der griechischen Philosophie. 1836, Nr. 110 bis 113.

Philosophie des Aristoteles von Biese. 1836, Nr. 131 und 242, und 1839, Nr. 187.

Aristotelis Politica ed. Stahr. 1836, Nr. 85. 86 und 1839, Nr. 87.

Fischer de Hellenicae philosophiae principiis. 1837, Nr. 83—85.

W. von Humboldt über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues. 1837, Nr. 162—171 und 176—183.
Documenta philosophiae Arabum ed. Schmeller. 1837, Nr. 116. 117.
Rückert's Gedichte. 1837, Nr. 1. 2.
Aristotelis Ethica Nicomachea ed. Michelet. 1837, Nr. 6—9.
Cicero φιλοπλάτων ed. Heusde. 1837, Nr. 91—94.
Ritter's Geschichte der Philosophie. 1837, Nr. 99. 100 und 1839, Nr. 187. 188.
Geppert's Darstellung der grammatischen Kategorien. 1837, Nr. 98.
Philosophorum Graecorum reliquiae, ed. Karsten. 1837, Nr. 131—133 und 1839, Nr. 186.
Rückert's Weisheit der Brahmanen. 1837, Nr. 136—139.
Trendelenburg elementa logices Aristoteliae. 1837, Nr. 144. 145.
Fischer's Lehrbuch der Logik. 1838, Nr. 192—194.
Die Sprachphilosophie der Alten von Lersch. 1838, Nr. 208. 209.
Aristoteles Staatspädagogik von Alex. Kapp. 1838, Nr. 246. 247.
Historia philosophiae Graeco-Romanae ed. Preller. 1838, Nr. 257.
Rückert's Rostem und Suhrab. 1839, Nr. 1—3.
Philosophie von Ph. W. van Heusde. 1839, Nr. 54. 55.
Wüllner über Verwandtschaft des Indogermanischen, Semitischen und Tibetanischen. 1839, Nr. 62—64.
Necker de Saussure die Erziehung des Menschen, übersetzt von Hogguer und Wangenheim. 1839, Nr. 146—150.
Platonis Timaeus et Critias ed. Stallbaum. 1839, Nr. 162—165.
Schleiermacher's Dialektik. 1839, Nr. 207—209.
Ed. Schmidt's Umrisse zur Geschichte der Philosophie. 1839, Nr. 215—218.
K. Fr. Hermann's Geschichte der platonischen Philosophie. 1840, Nr. 27. 28.
Ritusanhâras ed. P. a Bohlen. 1840, Nr. 192.
Platonis Parmenides ed. Stallbaum. 1840, Nr. 194—197.
Hartmann de diis Timaei Platonici. 1840, Nr. 251. 252.
Grässe's Literärgeschichte der alten Welt. 1840, Nr. 252—258.
Geschichte der inductiven Wissenschaften nach Whewell mit Anmerkungen von Littrow. 1841, Nr. 45.
Stern's Lehrbuch der allgemeinen Grammatik. 1841, Nr. 63. 65.
Physici et medici Graeci minores ed. L. Ideler. 1841, Nr. 170. 171.
Logische Untersuchungen von Trendelenburg. 1841, Nr. 116—121 und Nr. 209—212.
Beneke's System der Metaphysik und Religionsphilosophie. 1841, Nr. 175—179.

Ausserdem befinden sich mehrere Anzeigen von ihm in der Hallischen Literaturzeitung und in den Heidelberger Jahrbüchern.

Um so reicher ist sein schriftlicher Nachlass, worunter ein ausgearbeitetes *Lexicon Aristotelicum*, zu dessen Herausgabe ihm von mehreren Buchhändlern dringende Aufforderungen und Anerbietungen zukamen, die er jedoch entweder ablehnte oder unberücksichtigt liess. Doch ist gegründete Hoffnung vorhanden, dass diese Riesenarbeit und mehreres andere als *opus postumum* werde erscheinen können.

8) Kopp war von kleiner Statur, aber nach der Art des kräftigen Volksstammes von Altbayern, gedrungen und wohlgebaut, in den spätern Jahren fast korpulent. Seine ganze Natur, seine leidenschaftslose Lebhaftigkeit und seine früher ununterbrochene Gesundheit schienen ein hohes Alter zu versprechen; allein mit Eintritt des Winters glaubten seine Freunde ein überraschend schnelles Altern an ihm wahrzunehmen. Sie schoben die Schuld dieser Erscheinung auf den neuerlichen Verlust seiner Zähne, bis sie durch ein mit einem Katarrhfieber beginnendes Uebelbefinden im April l. J. besorgt wurden. Dasselbe steigerte sich zu einer ernsthaften Krankheit, die den Character bald eines Leber- bald eines Lungenleidens annahm und bei dem sie begleitenden Zehrfieber keinen guten Ausgang verhiess. Körperlich gelitten hat er nicht besonders viel, und sein ungetrübter, immer thätiger Geist half ihm die Pein der gezwungenen Unthätigkeit tragen, so dass er seine Freunde in den erträglichen Stunden eben so, wie in seinen gesundesten Tagen, durch anspruchslose mit stetem Humor gewürzte Gespräche über Gegenstände der verschiedensten Wissenschaften unterhielt. Sein herannahendes Ende scheint er, wenigstens in den wachen Stunden des Bewusstseins, nicht geahndet zu haben; aber die Hoffnung, dass er ein höheres Lebensalter erreichen werde, hatte er sich und den Seinen schon früher abgesprochen: „seine Jugendzeit sei „allzuhart gewesen!" Es war der 7. Julius 1842 Abends 6 Uhr, als diese seine Voraussagung in Erfüllung ging.

Das Nähere über seine letzten Lebenstage enthalten folgende von den Seinen aufgezeichneten Mittheilungen:

„Im Begriff, seinen Freund Rückert in Coburg auf einige Wochen zu besuchen in der Mitte des Aprils, zog er sich Tags zuvor eine Erkältung zu, und die Reise ward auf den 3ten Tag verschoben; frühere, unbeachtete rheumatische Schmerzen fühlte er und nahm sich vor, dieses Jahr, das erstemal, eine Erholungsreise oder ein Bad zu brauchen: es trat starker Katarrh, heftiger Druck und Kopfschmerz, Mangel an Esslust, fieberhafter Zustand

hinzu, man nannte es Grippe, Flussfieber, bald auch schleichendes Schleimfieber — leider nichts ausgebildet, unklar, oft wieder unbedeutend scheinend, so dass die acht ersten Wochen unter täglicher Erwartung der Besserung und Verstimmung über ihr Nichterscheinen hingingen, aber auch unter täglichen Reiseplanen für diesen Sommer zunächst aufs Land zu seinem Freunde, dann nach Stuttgart, Zürich; er hatte keinen Gedanken, keine Sorgen für sein Leben, und obgleich dieses für die Seinigen einestheils tröstlich war, erschien er ihnen eben desshalb allmählich auch wie ein mit der Abzehrung Kämpfender und die Besserung, welche vom 1. Juni eintrat, indem er für fieberfrei erklärt wurde, gab noch keinen Trost, da weder seine düstere Stimmung, noch sein Widerwillen gegen jede Art von Speise abnahm. — So kam nach 3 Wochen eine neue Erkältung dazu, ein neuer heftiger Katarrh, den er sich an kühlen Tagen im Garten zugezogen hatte, und obgleich der Husten nachliess, so blieb leider das Fieber zurück, und diesem musste der gänzlich entkräftete Körper unterliegen; bald zeigte sich ein nervöser Zustand, den er auch selbst fühlte, indem er 6 Tage vor seinem Tode sagte, er fürchte, er komme noch um den Verstand, er komme noch von Sinnen, wenn's so fortgehe; mit diesem trat auch eine so milde, liebende, unaussprechlich weiche Stimmung ein, zuerst wohl noch schmerzlicher für die Seinen, jetzt aber ihr Trost! und dennoch ahnete er im wachen Zustande keine Gefahr — seine Reiseplane und Anordnungen blieben, seine Fragen, ob er morgen fort könne, wurden immer auffallender — besonders sein Verlangen, in sein oberes Arbeitszimmer so bald als möglich gebracht zu werden — keine Stunde sei mehr zu verlieren — und dort angelangt, o mit wie glänzenden Blicken besah er sich seine Bücher, seine Büsten — hiess er voll Jubel seine Frau sein Lieblingslied singen; und wie wenig er für sich fürchtete, beweist wohl dies deutlich, dass er das Göthe'sche Lied verlangte: Wie kommt's, dass du so traurig bist? und als sie es nicht singen konnte, musste sie endlich, nach mehreren Ausreden, ihn mit der Wahrheit von dem Wahne abbringen, dass sie es nicht aus Ungefälligkeit nicht sänge, sondern eben, weil er nun 13 Wochen krank sei, sei dies Lied ihr zu betrübt; — sogleich verlangte er ein anderes und blieb in fröhlicher Laune. — Leider traten immer näher die Zeichen einer baldigen Auflösung; in den 4 letzten Tagen war er mehr schlummernd als wach, aber schmerzlos; aber die Worte in diesem Zustand hatten eine erhöhete Bedeutung; sein Geist beschäftigte sich mit himmlischen Dingen, ermahnte alle, indem er sprach — „Ringet nach dem Ideal des Friedens — mindert das Reich und

die Macht der Sünde — haltet fest an der Liebe, ich meine, wenn die Menschen wüssten oder nur ein bischen nachdenken möchten, was ihnen fehlt, und wie viel sie noch auszubessern haben an sich — würden sie sagen, ach lass mich nur noch 3 oder 4 Tage länger leben, dann will ich ja gerne heim gehen; ists nicht so, liebe Maria? (so nannte er uns alle zuletzt) sei arbeitsam — fleissig, gut und ertraget einander mit Geduld und Liebe; seid ihr denn nicht gerne daheim? — fürs Nothdürftigste ist gesorgt und im übrigen erwerbet euch Kenntnisse; o Gott — so weit — ach die guten Kinder! morgen also schon. O du lieber Gott, erbarme dich meiner, führe mich zur Gesundheit zurück, nicht um meinetwillen, sondern um meiner armen Kinder willen, dass ich sie dir erziehe so viel an mir ist zu ihrem Heil. — Aber die Mutter muss kommen, sagte er, als er das letztemal Bier genoss — dass sie mittrinke Ernst — bittern Ernst des Lebens, da es einmal sein muss und nicht vorüber gehen kann von Seite der Herzkammer." — In der letzten Nacht sah er einen so herrlichen Stern, den er nicht genug schildern konte; er sah Vater und Mutter; seine entfernten Freunde — seinen Leibnitz, Lessing; solche und noch mehr herrliche Namen rief er freudig aus. — Als die Aerzte am letzten Morgen ihn besuchten, fragte er sie, wie triumphirend, was sie dazu sagen, dass er sich heute noch selbst entbinde? er lebe jetzt im Prozess mit allen Aerzten."

„Gegen Abend, als die Unruhe im Körper zunahm, besuchte ihn sein Geistlicher, der katholische Pfarrer und Decan Herr Rebhan. Dies freute ihn ungemein, ja man sah genugsam, so ruhig er auch im Geiste war, dass es ihn stärkte, denn er versank von da an nicht mehr in Abwesenheit, sondern beantwortete mit Mund und Händedruck alles an ihn gerichtete von diesem würdigen Manne. Seine letzten Worte waren, indem er mehr singend als sprechend sagte: „Ueb immer Treu und Redlichkeit bis „an dein kühles Herz!" wobei er die lieben Hände fest aufs Herz drückte und uns seelenvoll betrachtete — dann verlangte er höher zu liegen und nun sprach er nichts mehr; es richteten sich seine Augen fest gen Himmel sich auffallend vergrössernd, und als ob er etwas sähe — ach man sah die ganze Seele sich sammeln in dem immer glänzenderen Blicke, und nach einer solchen heiligen Viertelstunde etwa, stand der Athem still — die Augen leuchteten noch eben so fort, bis sie geschlossen wurden."

II.

Aufsätze.

II.

Aufsätze.

I. *).

Pädagogische Bemerkungen und Bekenntnisse.

Die wohlthätige Einführung alljährlich abzufassender Schulprogramme hat theils die Förderung der Wissenschaft, theils die Verständigung des Publikums zum Zweck. Die allerhöchsten Verordnungen lassen, indem sie nichts vorschreiben, zwischen beiden Gesichtspunkten freie Wahl. So wird ein jüngerer Lehrer eine so ungesuchte Gelegenheit gern zu einem *specimen eruditionis* benützen, ein älterer aus dem Vorrath seiner Erfahrungen nützliches mittheilen, und ein Vorstand der Anstalt selbst sich den natürlichsten und leichtesten Weg gewiesen und geöffnet sehen, seine pädagogischen Ansichten und Grundsätze, welche ja auf einer gut organisirten Lehranstalt bis auf einen gewissen Grad, unbeschadet der Individualität der übrigen Lehrer, als die allgemeinen gelten können, öffentlich auszusprechen. In dem letzteren Sinne wähle ich die vorliegenden Aphorismen zum Inhalt dieses Programmes; sie enthalten Lesefrüchte und Reminiscenzen, Reflexionen und Erfahrungen aus den drei und zwanzig Jahren, die ich als Lehrer überhaupt, und aus den neunzehn Jahren, die ich als Vorstand der hiesigen Studienanstalt verlebt habe, und sind demnach, wie ich hoffen darf, von dem Verdacht jugendlicher Speculationen frei. Ich habe aus ähnlichen Mittheilungen anderer viel gelernt und mir praktisch, wenn es

*) Gymnasialprogramm v. Jahr 1838.

zu meinem Wesen passte, zu Nutze gemacht; könnten diese Blätter ungeachtet ihrer subjectiven Farbe und localen Bestimmung auch ausserhalb des engen Kreises, dem sie speciell bestimmt sind, ähnlich nützen, so wäre das ein ungehoffter Gewinn; einstweilen und zunächst aber mögen sie meinen hohen Vorgesetzten als offene Glaubensbekenntnisse, meinen hiesigen Amtsgenossen als anspruchslose Ansichten gelten, und zugleich meinen ehemaligen Schülern zu freundlicher Erinnerung, meinen jetzigen und künftigen zu nützlicher Erläuterung meiner Unterrichtsweise dienen.

* * *

Ein guter Schul- und Gymnasiallehrer muss kein genialer Kopf sein; ja er soll es nicht einmal sein, wenigstens wird ihm seine beneidenswerthe Geistesorganisation mehr Schwierigkeit als Förderung in seinem nächsten Berufskreis gewähren; denn erstens wird er sich zu der unausweichlichen Wiederholung des bereits Vorgetragenen mehr moralischen Zwang anthun müssen, als mit der beim Unterricht unentbehrlichen Freudigkeit verträglich ist; zweitens muss er sich genirt fühlen; denn das beste, was er weiss, seine neuen und originellen Ansichten, „darf er den Buben „doch nicht sagen"; weil auf der Schule nur gelehrt werden soll, was bereits gilt; ein Grundsatz, den ein grosser König sogar für die academischen Lehrer aufstellte; drittens fehlt ihm der Maassstab für die Würdigung und Behandlung der Mittelmässigkeit, und das Talent, sich schnell und gern in die Lage des Irrenden oder Unklaren zu versetzen. Glücklicher Weise giebt es aber zwischen Genialität und Geistlosigkeit noch eine ganze Reihe ehrenwerther Mittelstufen. — Ich kann mir einige Anlage und Neigung zum Pedantismus kaum von dem Character eines guten Schulmanns getrennt denken, wünsche ihr jedoch dringend eine Beimischung von Humor, nebst der Kunst, beides zur rechten Zeit walten zu lassen. Habe ich indessen nur die Wahl zwischen einem

reinen Pedanten oder einem reinen Humoristen, so wähle ich doch den ersteren; jener wird *in puncto* der Ordnung, dieser *in puncto* der Freiheit des Guten zu viel thun; nun ists aber für den Uebergang von pedantischer Ordnung zu genialer Freiheit bei Empfang des Maturitätszeugnisses gewiss noch nicht zu spät, dagegen nach frühgenossener Freiheit gewöhnt sichs schwer noch an Ordnung.

* * *

Wen das Subject des Lernenden mehr interessirt, als das Object des Lehrstoffes, der ist ein geborner Schulmann; wer das umgekehrte Interesse hegt, eignet sich zu einem academischen Lehrer. Der letztere wird von seiner Klasse heim eilen, um für seine rein wissenschaftlichen Bestrebungen nicht mehr Zeit zu verlieren, als seine Amtspflicht erheischt. Umgekehrt höre ich eine mir wohlbekannte Person, welche an Gymnasium und Universität zugleich zu lehren hat, und beiden Berufspflichten mit gleicher Liebe und Treue vorstehen möchte, wohl bisweilen klagen, dass sie auf dem academischen Katheder sich von der grössern oder geringern Aufmerksamkeit und Theilnahme der Herren Zuhörer abhängiger fühle, als einem Universitätslehrer eigentlich zukomme, indem sie nicht vermöge, über dem Object die Subjecte zu vergessen oder zu ignoriren.

* * *

Joh. Heinr. Voss erzählt in seiner Autobiographie „wie „sein Schulmeister ihn einst unverschuldet gezüchtigt, alsbald „aber nach Erkenntniss seiner Uebereilung ihm den Stock „gereicht habe mit den Worten: Da, gieb mir meinen Schlag „wieder.“ Der Eindruck, den diese Selbstdemüthigung des Lehrers auf den Knaben Voss machte, beweist, dass sich der brave Mann dadurch nichts vergeben hat. *Fiat justitia, pereat mundus!* Der Credit strenger Gerechtigkeit und ihrer nächsten Aeusserung, rücksichtsloser Unparteilichkeit, ist die erste Grundbedingung wirksamer Schulzucht; die erste, sag'

ich, nicht die wichtigste; denn *summum jus summa injuria* gilt besonders in der Erziehung, und das *granum salis* ist bei Ausübung der Unparteilichkeit besonders unerlässlich. Ich meine so. der Lehrer muss von vorn herein durch seinen ganzen Character so unerschütterlich fest in seinem Credit und Rufe stehen, dass er nicht mehr nöthig hat, ihn durch eine blinde Gerechtigkeit und Unparteilichkeit zu schirmen. Er muss freie Hand bekommen, seine Schüler nach ihren verschiedenen Individualitäten verschieden zu behandeln, und im Belohnen wie im Bestrafen den höhern Rücksichten und Geboten der sehenden Klugheit und Weisheit zu folgen, ohne den Verdacht der Parteilichkeit fürchten zu müssen. Er muss Rücksichten nehmen, auf die Verschiedenheit des Talents und Temperaments, ja sogar des Standes und der Erziehung (denn *duo si patiuntur idem, non est idem*), aber, wohl gemerkt, lediglich pädagogische und durchaus keine politischen Rücksichten, blos nach dem Gebot seines Gewissens, nicht nach dem Rath der Weltklugheit.

* * *

Ich befolge in der Pädagogik streng den Spruch: *Quilibet praesumitur bonus, donec probetur contrarium*, und indem ich mich bei jeder Gelegenheit öffentlich vor den Schülern dazu bekenne, füge ich das Geständniss bei, dass es sehr leicht sei, mich zu hintergehen, wenigstens bis zur ersten Entdeckung; und wenn einer ja einen Ruhm darin suche, pfiffiger zu sein als sein Lehrer — mir gegenüber sei dieser Ruhm wohlfeil zu erwerben. Ich bin bisher gut mit dieser Offenheit gefahren. Durch Wahrhaftigkeit lasse ich mich von dem Straffälligsten regelmässig entwaffnen; im schlimmeren Fall erscheint mir eine ganze Lüge verzeihlicher, als eine halbe, d. h. lieber eine grobe Unwahrheit, die einen ungeübten Lügner verräth, als eine feine Ausflucht durch kluge Reticenzen und Zweideutigkeiten! Bei Behand-

lung solcher Disciplinarfälle muss, meine ich, eine durchaus elegische Stimmung herrschen, im scharfen Unterschied von cholerischen Verweisen bei jugendlichen Excessen, und von humoristischen Rügen bei harmlosem Ungeschick.

* * *

„Je geistreicher der Lehrer, desto jähzorniger beim Un-„terricht", sagt Quintilian. Er hätte mit eben so viel Wahrheit sagen können: „Je theilnehmender, desto jähzorniger." Nur muss sein Zorn ein Liebeszorn sein und fühlen lassen, dass er nicht in übler Laune oder egoistischen Gefühlen seine Quelle hat, sondern in dem reinen Interesse für das geistige und moralische Wohl der Schüler, und in seiner Ungeduld, sie ihrem Ziel möglichst rasch entgegenzuführen. Hat der Lehrer einmal das Vorurtheil für sich, dass er dieses und nichts anderes wolle, dann thut selbst manche an sich verwerfliche Zugabe seines Eifers, z. B. Schimpfworte, seiner Wirksamkeit und Achtung keinen Eintrag. Die Jugend hat für das reine uneigennützige Wohlwollen ihres Lehrers ein feines Sensorium und wird es gewiss, wenn auch ohne klares Bewusstsein, unterscheiden, ob der Lehrer blos eifert, um z. B. mit einem Endexamen zu glänzen, oder ob es ihm um die Aufklärung und das Seelenheil der ihm anvertrauten und vertrauenden Schaar zu thun ist. Während einem solchen Lehrer selbst übertriebene Strenge gern verziehen wird, so verscherzt dagegen der ruhigste, feinste und nachsichtigste Lehrer seine Popularität und sein Vertrauen, sobald er Spott und Satire als Strafmittel gebraucht. Mögen die Mitschüler mit dem Spottenden mitstrafend lachen, oder mit dem Verspotteten mitfühlend schweigen, der Lehrer ist in beiden Fällen im Nachtheil.

* * *

An meinem verewigten Freund B., der als Lehrer so geliebt, wie als Gelehrter geachtet war, hat sich mir eine schon früher gemachte Beobachtung bestätigt. Er war ver-

wachsen, und hatte überhaupt manches in seinem Aeussern, was ihn *caeteris paribus* zu einer lächerlichen Person hätte machen müssen; aber es waren *caetera disparia*; denn er besass dabei eine Würde und Freundlichkeit, über welcher man seinen Körperbau vergass; oder mehr noch als das: die äussere Missgestalt diente seiner inneren Wohlgestalt zur Folie, und machte das Uebergewicht des Geistes und Gemüthes über den Leib eben durch diesen Contrast recht handgreiflich. So wird in ähnlichen Fällen aus dem *quoique* bald ein *parceque;* das, was unter andern Verhältnissen als Caricatur gelten müsste, erscheint im Lichte der Originalität, und steigert die Ehrfurcht und Liebe, statt sie zu stören. Summa: Missgestaltete Personen sind zu Lehrern nichts weniger als verdorben; aber nur unter der Bedingung, dass sie sich geistig und sittlich über die Mediocrität erheben.

* * *

Es giebt vier Motive des Fleisses: Liebe zum Gegenstand, Gefühl der Pflicht, Aussicht auf Belohnung, Furcht vor Strafe. Nur die vorzüglichen Talente folgen dem ersten, nur die edeln Naturen dem zweiten Motiv. Beide kann der Lehrer nur hegen und pflegen, nicht geben und einpflanzen. Die zwei letztgenannten Motive bilden den Hebel für die *multos.* Moralische Rigoristen und philanthropische Ideologen möchten beide gern verwerfen; unsere vaterländischen Anstalten erkennen beide in ihrer Nützlichkeit an, wie das Institut der jährlichen Preisvertheilung beurkundet. Allein über die Bedeutung dieser Preise herrscht eine verschiedene Meinung und Praxis. Mancher Lehrer bemüht sich, dem Schüler begreiflich zu machen, dass seine eigentliche Belohnung nicht in dem materiellen Besitz des Buches bestehe, sondern in der Ehre es verdient zu haben. Zu diesen Lehrern zähle ich mich nicht. Ich gönne meinen Schülern die werthvollsten Geschenke, aber missgönne ihnen die öffentliche Ehrenbezeigung, und lasse nicht, wie an den meisten An-

stalten üblich ist, bei Aufrufung des Preisträgers Trompeten und Pauken erschallen. Oder will man es etwa als Eigennutz, als Gewinnsucht, als Aeusserung gemeiner Gesinnung deuten, wenn der Knabe sich des Geschenkes als solchen freut, und allenfalls mit der Hoffnung auf ein Preisbuch sich zum Fleiss anspornt? und dagegen als edles Ehrgefühl, wenn er, gegen den Besitz gleichgültig, nur die öffentliche Auszeichnung im Auge hat? Ich meines Theils halte jene Freude für eine höchst unschuldige und kindliche, diese dagegen für eine bedenkliche. Der Ehrgeiz kann freilich in der Jugenderziehung nicht ganz aus dem Spiele bleiben, aber es ist nothwendig, seinen Einfluss zu paralysiren, damit nicht die Welt gewonnen, und an der Seele Schaden genommen werde. Ich suche diess dadurch zu erreichen, dass ich allen Wetteifer der Schüler unter einander in das Gebiet des blosen Wettspieles ziehe. Dabei pflege ich bemerklich zu mahcen, dass in dem homerischen

αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων

das erste Hemistichium christlichen, das zweite ethnischen Sinnes sei.

* * *

Der angehende Lehrer hat sich vor dem Glauben an die Allgewalt der Pädagogik, der ältere vor dem an die Allgewalt der Natur zu hüten. Die Aufgabe ist, möglichst früh die berühmten (freilich in ihrem Zusammenhang anderes besagenden) Verse des Horatius

Naturam expellas furca, tamen usque recurret

und:

Nemo adeo ferus est, ut non mitescere possit

mit einander zu versöhnen.

* * *

Mein verewigter Freund Bremi pflegte mir zu erzählen, dass er gewisse homerische Verse, die durch ihre Naivetät manchen Lehrer in Verlegenheit setzen und sich oft wohl gar

müssen überhüpfen lassen, mit ganz absonderlicher Gründlichkeit zu erläutern pflege, z. B. bei dem Verbo ausführlicher als irgend je von der Auslassung des Augments und Abkürzung der volleren Form spreche, und alle denkbaren Synonyma von *εὐνή* durchgehe. „Man muss nur nicht „thun als obs was besonderes wäre," ist der vielfach anwendbare Rath des gestiefelten Katers.

* * *

Der Triumph eines Lehrers besteht darin, dass seine Schüler mit Freudigkeit arbeiten, d. h. arbeiten, und zwar mit Freudigkeit. Die einzelnen Hälften dieser Aufgabe sind leicht zu lösen; dass der Schüler sich mit Freuden geistig beschäftige, einem geistreichen Vortrag über Geschichte, Aesthetik u. s. w. freudig und mit gespannter Aufmerksamkeit zuhöre, wenn er acroamatisch, oder auch thätig an ihm Theil nehme, wenn er dialogisch eingerichtet ist, das ist schön und nützlich, aber für jeden begabten Lehrer leicht zu erreichen; allein das heisst nicht arbeiten; und umgekehrt, dass der Schüler eine Schulaufgabe vornehme, gegen seine Neigung, mit Selbstüberwindung, aus Pflicht und Gehorsam, Vocabeln, Jahrszahlen, Reden memorire u. ä. ist gleichfalls gut und nützlich, aber für jeden energischen Lehrer leicht zu erreichen; allein dass er selbst eine Freude daran habe, sich geistig anzustrengen und eben an der Spontaneität der Anstrengung Geschmack finde, und sich bei dieser geistigen Gymnastik so wohl fühle wie auf dem Turnplatz beim Ringen mit einem kräftigen Gegner, das ist das höchste, und stärkt Geistes- und Willenskraft gleichmässig, indem es beide in Anspruch nimmt. Freilich sind nur die begabteren Schüler auf diese Stufe zu erheben, aber eben diese sind auch leicht zu dem Irrthum geneigt, geistige Arbeit mit geistiger Beschäftigung zu verwechseln, und z. B. eigene poetische Uebungen, begeisterte Lectüre der Nationalklassiker, gelegentliche Reflexionen oder Dispute über

philosophische Gegenstände als Arbeit zu betrachten und dadurch den Standpunkt für das, was eigentlich Studium heisst, für sich zu verrücken.

* * *

Zu diesen Reflexionen veranlasste mich ein Gespräch, welches ich vor einigen Jahren mit einem mir empfohlenen Studirenden führte, der bei gewöhnlichen Talenten den besten Willen, sich zu bilden, beurkundete.

Ich. Was treiben Sie jetzt, lieber N.?

Er. Ich lese gegenwärtig den Schiller und Göthe.

Ich. Dazu kann ich Ihnen nur Glück wünschen; aber ich meine, was Sie jetzt studiren?

Er. Eben den Schiller und Göthe, wie ich sagte.

Ich. Das ist mir noch nicht klar. In den Jahren meiner Studirzeit hat mich und meine Freunde Schiller und Göthe gleichfalls beschäftigt, aber wir nannten das nur „lesen", und nicht „studiren"; wir rechneten die darauf gewendete Zeit unter unsere Erholungsstunden im Gegensatz der Arbeitsstunden, und betrachteten die Beschäftigung selbst als Genuss, und nicht als Studium.

Er. Sehr wohl, aber ich glaube es giebt zweierlei Arten solche Bücher zu lesen.

Ich. Sie meinen ohne Zweifel, die eine sei, sie blos mit dem Gefühl zu geniessen, und müssig in sich aufzunehmen, die andere aber, sie mit dem Begriff zu erfassen, sich der Tiefe des poetischen Grundgedankens und der Kunst seiner Ausführung auf philosophischem Wege und mittelst einer ästhetischen Theorie bewusst zu werden. Darf ich dann fragen, welche ästhetische Schriften Sie zu dieser tieferen Auffassung zu Rathe ziehen?

Die Antwort verrieth mir, dass er solcher „äusserer und „fremder Hülfsmittel" zu Erreichung seines Zwecks nicht zu bedürfen glaubte, und in sich selbst, und etwa im Gespräche mit Altersgenossen Ressource genug fand. Es gelang mir

aber damals nicht, ihn zu überzeugen, dass dies zwar eine sehr angemessene Beschäftigung und würdige Unterhaltung sei, aber kein Studium, und dass wir in unserer Jugend eigentlich das nämliche geübt hätten, ohne uns über den Werth einer solchen Beschäftigung mittelst eines pretiösen und prätentiösen Titels zu täuschen.

* *
*

Nach welcher Klasse von Schülern soll der Lehrer seinen Unterricht hauptsächlich einrichten? nach den talentvollsten, weil es bei ihnen der Mühe am meisten lohnt? oder nach den mittleren, weil sie die Mehrzahl bilden? oder nach den schwächsten, weil sie der Hülfe des Lehrers am meisten bedürfen? Der geistreiche Lehrer wird es gerne mit der zuerst genannten Klasse halten, die berühmtesten Schulmänner haben es wirklich gethan; dagegen die gewissenhaftesten mit der letzten. Was wird der Lehrer thun, bei welchem Geist und Gewissen unter der Botmässigkeit der Vernunft, Einsicht und Erfahrung stehen?

* *
*

Ein wesentlicher Unterschied zwischen dem älteren und heutigen Gymnasialunterricht besteht darin, dass ehemals eigentlich nichts gelehrt wurde, womit der Schüler nicht etwas machen konnte, so dass alles wie Vorbereitung und Stoff zu eigenen Productionen aussah. Durch diese Aussicht und Bestimmung wurden die geistlosesten Beschäftigungen z. B. das Vocabellernen, die Phraseologie u. a. von vorn herein geadelt; der Schüler sah und fühlte dabei die nahe praktische Brauchbarkeit, nämlich für sein Schülerleben, also für seine Welt. Vergleichen wir hiemit den geographischen und historischen Unterricht, den die neuere Pädagogik bald aus realen bald aus idealen Gründen mit Vorliebe fordert; was kann der Schüler mit der geistlosen Nomenclatur von Städten und chronologischen Thatsachen, was kann er mit den geistvollsten Schilderungen des Nia-

gara oder der römischen Republik, was, frag' ich, kann er damit machen? er kann es nur besitzen, um bei der Prüfung zu beweisen, dass er es noch weiss und noch besitzt, er kann es sich aufheben, um einst die Zeitungen oder Werke der Geschichte und Politik verstehen und commentiren zu können, er kann es auch nacherzählen und sich im Sprechen üben, aber zu etwas neuem und eigenem verarbeiten kann er es nicht, wie seine lateinischen Vocabeln und Phrasen zu lateinischen Versen und Reden.

Aus diesem Grundsatz erklärt es sich, warum Geschichte und Geographie als Unterrichtszweig in den alten Lectionsplänen oft gänzlich fehlt. So war es in Schulpforta im wesentlichen bis zur Einführung des preussischen Unterrichtssystems. Als ich im Jahr 1822, also nach dieser Reform oder vielmehr Revolution, die mir theure Anstalt wieder besuchte, rühmte mir der ehrwürdige Rector Ilgen, ihr Vorstand, der das Alte gern erhalten hätte, mit halb ironischer halb sarkastischer Begeisterung. „Ja, Freund, bei uns sieht's jetzt anders aus als sonst: fragen Sie unsere Tertianer von oben bis unten, in welchem Jahr Attila geboren und gestorben ist, wie viel Weiber und wie viel Kinder er gehabt hat; was gilts, auch der unterste bleibt Ihnen die Antwort nicht schuldig? Sie selbst wissens nicht und ich weiss es auch nicht! — Freilich anderes muss jetzt ruhen, was zu Ihrer Zeit gedieh und galt!"

* * *

Eine Hauptprobe geistiger Bildung und Durchbildung ist der deutsche Stil, nur Schade, dass er sich nicht so unmittelbar lehren lässt, wie Geschichte, Mathematik u. a.; selbst nicht so wie das, was man lateinischen Stil nennt. Er ist die Frucht nicht bestimmter Kenntnisse in der deutschen Sprache, selbst nicht gehäufter Uebungen in deutschen Aufsätzen, noch viel weniger einer fleissigen deutschen Lectüre, sondern ist bedingt theils durch angebornes Talent,

theils durch die geistige Gesamtbildung. Der gesamte Gymnasialunterricht, könnte man sagen, arbeitet mittelbar auf die Bildung zum deutschen Stil als der Blüthe aller Bildung hin, aber je wahrer der Spruch ist: *le style c'est l'homme!* desto weniger lässt Stil sich geben — so wenig als sich Character geben lässt. Man hört bisweilen Männer in Amt und Würden klagen, sie seien auf ihren Schulen im deutschen Stil vernachlässigt worden und hätten das nun zu büssen. Fragt man sie dann, ob sie desto mehr lateinisch und griechisch gelernt, und darüber und desshalb das Deutsche versäumt haben, so bezeugen sie meist nur, dass sie genug damit beschäftigt und geplagt worden. Darin allein konnte freilich kein Segen sein! Solche aber, die eben dies scheinbar Fremdartige, „mit Ernst und „Liebe" getrieben haben, solche werden eine Lücke in ihrer Bildung wie die genannte weder selbst beklagen noch auch bemerken lassen. Freilich muss dabei vorausgesetzt werden, dass das altklassische Studium als Vorhalle der Humanität und nicht blos als Sparte der Erudition behandelt wurde. Winckelmann, der bekanntlich auch in stilistischer Hinsicht zu den deutschen Klassikern ersten Ranges gehört, bekam als Schüler das Zeugniss, dass er seinen Xenophontem und anderes sehr gut verstehe, aber leider im deutschen Stil gar keine Fortschritte gemacht habe. Wie hängt das zusammen? waren die Zeugnisssteller vielleicht zu geschmacklos, um den Stil des geistvollen Knaben richtig würdigen zu können? oder hat er selbst erst nach seiner Schulzeit die gerügte Versäumniss durch Nachhülfstunden und Uebungen eingebracht? oder entfaltete sich dieses schlummernde Talent zum Stilisten plötzlich, sobald er etwas zu sagen hatte? Diese letzte Vermuthung ist mir die wahrscheinlichste. Ich denke mir Winckelmann als eine Natur, die als Schüler das fühlte, was Faust ausspricht:

Wenns euch nicht Ernst ist, was zu sagen,
Ist's nöthig, Worten nachzujagen?

und sich darum unbeholfen in seinen eigenen Productionen bewegte. Wenn aber ein Schüler gedankenarm erscheint und sich so fühlt, so ist das nicht immer eine Wirkung der Sterilität; nicht selten ist es das Zeichen eines tieferen Geistes und Gemüthes oder wenigstens einer achtungswerthen Schüchternheit. Tritt dann seiner Zeit eine innere Veranlassung an die Stelle der blosen Uebungsaufgabe, dann fehlt es nicht,

Verbaque provisam rem non invita sequentur.

* * *

Ich habe auch oft Klagen über den Zustand mancher Gelehrtenschulen gehört, welche mit dem Vorwurf abschlossen: „die jungen Leute können nicht einmal einen ordent„lichen deutschen Aufsatz verabfassen.“ Nicht einmal? als ob das gegenwärtig das *minimum* der Schulbildung wäre, was sonst als das *maximum* oder gar als ein *extraordinarium* galt. An der Stelle selbständiger Aufsätze verlangte man ehemals nur Chrieen und Imitationen; eigene Gedanken und deren folgerechte Entwickelung, meinte man, wären von Schülern nicht zu erwarten. Ich bin weit entfernt, die Uebungen in freien Aufsätzen und Reden zu verwerfen, denn ich halte es mit Quintilians Vorschrift: *audeat haec aetas plura, et inveniat, et inventis gaudeat, sint licet illa non satis interim sicca et severa!* und mit Jean Pauls Rath, den Lehrling und Zögling zu behandeln als wäre er ein oder zwei Jahre älter als er wirklich ist; ja ich kann sogar eine Abneigung gegen Themata, welche sich ganz unmittelbar auf das Schulleben beziehen und den Schüler in seinem alltäglichen Kreise halten, nicht überwinden; aber eben darum verzeihe ich gern das *magnis excidit ausis*, und protestire nur gegen die Ansicht, dass ein „ordentlicher Aufsatz“ das *minimum* oder auch nur die Hauptprobe der wissenschaft-

lichen Reife eines Gymnasiasten sei. Jedenfalls „muss das „Verfertigen der Aufsätze auf dem Gymnasium eine künst„lerische Thätigkeit sein, noch keine philosophische.“ Deinhardt vom Gymnasialunterricht etc. S. 166. Oder wie stimmen diese überspannten und in Vergleich mit dem Sonst gesteigerten Forderungen an die Gymnasien und an die Abiturienten und deren geistige Zeitigung zu jenem Vorwurf wegen überspannter Anstrengung der Jugend, welcher — ich weiss nicht ob überall ohne Grund — neuerlich so viel Anklang gefunden hat? Sind etwa die Talente zahlreicher, die Auffassungskraft leichter, die Lernbegierde grösser, die Tageszeit länger geworden als ehemals?

* *
*

Der durch die Xenien bekannte, aber als Lehrer sehr gerühmte Manso giebt den Rath, jedes Thema eines Schüleraufsatzes in eine Frage einzukleiden. Ich halte diesen Rath für sehr weise. Ein Schüler, der sich über die Dankbarkeit eine Declamation zu schreiben allzeit fertig zeigt, deren Inhalt Worte und deren Resultat Nichts ist, hat keinen Beifall von meiner Seite zu gewärtigen. Dergleichen Uebungen scheinen mir eine Anleitung zur eigentlichen Wortmacherei, welche mit der Unwahrhaftigkeit im Bunde steht. Dieser nämliche Gegenstand als Frage gestellt: Ist die Dankbarkeit eine Tugend? wird denselben Schüler auf den ersten Anblick stutzig machen, aber ihn, so unvollkommen auch seine Beantwortung ausfallen muss, doch vor der Gefahr schützen, mit Etwas Nichts zu sagen und ein schellenlauter Thor zu werden.

* *
*

Sehr wichtig ist die Wahl des Gegenstandes für solche Aufsätze. Eine Ausführung des Thema: *Omnia pecuniae obediunt*, welches ich in Themensammlungen aufgenommen finde, scheint mir weit bedenklicher aus der Feder eines Schülers, als etwa eine Lobrede auf den Wein. Warum den Jüngling

Cas

veranlassen, so früh sich in den anti-idealsten Zustand der menschlichen Gesellschaft hinein zu versetzen? Wenn man ihn beweisen lässt oder beweisen lehrt, dass das Geld die Welt regiere, so heisst das nicht zur realistischen, sondern zur materialistischen Weltansicht anleiten. Selbst als humoristische Hyperbel aufgefasst möcht' ichs nicht gut heissen. Den nämlichen Gesichtspunkt sehe ich auch bei den Memorialversen und Aristologieen nur zu oft ausser Acht gelassen. Keine Lehren der Weltklugheit (am wenigsten der gemeinen) gehören dahin, die sich so häufig besonders in Horazens Sermonen finden, und theils eine ironische Farbe tragen, theils durch den Zusammenhang einen ganz anderen Sinn erhalten als in Form aphoristischer Gnomen. Aber auch mit frommen und moralischen Sentenzen der Alten, z. B.

Conscia mens recti famae mendacia ridet

sehe ich eine Aristologie nicht gern angefüllt, denn ihr Glanz verbleicht neben den biblischen Kernsprüchen ähnlichen Inhalts, die der Schüler doch gewiss neben den klassischen Denkversen kennen lernt. Es bleibt aber für eine solche Sammlung von Versen noch Stoff genug in den unnachahmlich ausgedrückten Naturanschauungen der Alten, wie

Nox ruit et fuscis tellurem amplectitur alis

und in den kräftigen Aeusserungen eines weltlichen und vorchristlichen Helden- und Edelsinnes, der *virtus* und der *γενναιότης*.

* * *

Abhold bin ich der Strenge in der deutschen Orthographie. So schmählich es mir scheint, wenn der Zögling einer Gelehrtenschule als Schüler oder als Mann Lythographie und Empyrie, Kathegorie und Katharr, subsummiren und Exclussion schreibt, so tolerant bin ich gegen divergirende Schreibweisen, wo der Schreibgebrauch nicht entschieden eine Norm giebt. Ich gestatte wenigstens und

missrathe nur die offenbar falsche Schreibart unpässlich (das Deminutiv von unbass), und allmählig (das Adverbium von allgemach), die der Schreibgebrauch durch eine wunderliche Confusion mit passable und allemal in Verbindung gebracht und beinahe eben so sanctionirt hat, wie die gleichfalls falsche Schreibart herrlich statt des unstreitig richtigen herlich. Aber desto entschiedener widersetze ich mich allen pedantischen Neuerungen und Abweichungen von der recipirten Orthographie, und verlange Unterwerfung unter den *usus scribendi;* denn in diesem Falle halte ichs mit dem *vitae discimus, non scholae.* Wenn ein Jacob Grimm das Signal giebt, alle Hauptwörter wie zu Luthers Zeit mit kleinen Buchstaben zu schreiben, so hat diese Eigenheit ihre achtungswerthen und historischen Gründe, obgleich ich dasselbe zur Zeit weder übe noch gestatten möchte; gewöhnt man aber in den Elementarschulen die Kinder an eine neue Weise die Wörter abzubrechen: helf-en und nicht mehr hel-fen, so ist das eine Pedanterie, die noch dazu auf dem oberflächlichsten Räsonnement beruht, nämlich auf der nagelneuen Entdeckung, dass helfen aus helf und aus en zusammengesetzt ist. Die altmodischen Orthographen haben dieses grammatische Verhältniss wahrscheinlich auch bereits gekannt, aber dabei gemeint, das Schreiben sei ein Surrogat zunächst des Sprechens und nicht des Denkens, und da im Sprechen wie im Vorlesen das Wort helfen offenbar in hel und fen zerfalle, so sei es naturgemässer eben so abzutheilen. Auch erinnere ich mich keines gedruckten Buches, wo jene Neuerung Eingang gefunden hätte; da aber das, was gedruckt ist, in der Regel mehr klassischen Werth ansprechen darf, als was blos geschrieben wird, so unterwerfe ich mich und meine Angehörigen der Autorität und Norm des Drucks und seiner Sitte — um der literarischen Anarchie keinerlei Vorschub zu leisten.

* * *

Ueber Naturwissenschaften darf ich nicht mitsprechen. Selbst wenn sichs um ihre Einführung in die Schule handelte, würde ich zunächst nur mit dem Grund, dass es an Zeit fehle, dagegen kämpfen und so vor einer Entgegnung, dass *ars non habet osorem nisi ignorantem* gesichert sein. Aber eine Erfahrung sei mir mitzutheilen gestattet. Ich war als Knabe ein leidenschaftlicher Schmetterlingsjäger und erinnere mich deutlich noch eines Gefühls, welches der Beschäftigung einen eigenen Reiz gab, des Gefühls nämlich, dass es kein Schul- und Lehrgegenstand sei. Man sammelte sich da erlaubte, nützliche, schöne Kenntnisse und Erfahrungen, ohne alle fremde Hülfe, sinnig, selbständig. Es war ein eigener Segen in dieser öffentlichen Vernachlässigung der Naturgeschichte, indem man sie wild wachsen liess. Wären uns die Klassen der Sphinge und Phalänen vom Lehrer eben so wie die griechischen Paradigmen vorgehalten und eingeprägt worden — es ist nicht zu sagen, was wir über dieser Gründlichkeit auf der andern Seite eingebüsst hätten, nicht blos an Lust und Freude, sondern an der selbst und unbewusst erwachenden Beobachtungsgabe, welche hoffentlich ihren Werth wenigstens neben jener kunstgerecht entwickelten und geleiteten Naturbeobachtung behaupten darf, von welcher Fr. Thiersch Nachricht giebt; Ueber den Zustand des öffentlichen Unterrichts Th. III. S. 201.

* * *

Ein mir befreundeter Lehrer im Ausland pflegte seinen Schülern lateinische Stücke mit Verschweigung oder absichtlicher Verläugnung aller Interpunction zu dictiren. Die Aufgabe war nun die Commata hinein zu setzen. Darüber hörte ich den Vater eines seiner Schüler bitter klagen: wie sein Sohn sich oft halbe Stunden abquälen müsse, um ein armselig Comma zu erjagen! Allerdings ist das Comma die allerkleinste Kleinigkeit unter allen Kleinigkeiten der Sprache —

und giebt doch Gelegenheit zu solcher Geistesarbeit! Dass jene halben Stunden für den Knaben und seine Bildung so wenig verloren waren, als wenn er indess einige Seiten voll übersetzt, gerechnet, gedichtet hätte, das wollte der Vater freilich nicht so ganz begreifen!

* * *

Es giebt nicht wenige Menschen auch in unserem Vaterland, welche folgendermassen räsonniren:

Die sogenannte Philologie hat es viel mit Kritik zu thun.

Die Kritik ist Verstandessache.

Also ist die Philologie Verstandessache.

Oder so:

Die Beschäftigung mit blosen Kleinigkeiten drückt den jugendlichen Geist nieder.

Die Philologie beschäftigt sich viel und oft mit Kleinigkeiten.

Also drückt die Philologie den jugendlichen Geist nieder.

und daran knüpft sich dann, als ob der Schlusssatz eben so regelrecht wäre wie die Prämissen wahr sind, eine Declamation gegen die Verstandesmenschen und gegen die Kleinigkeitskrämer.

* * *

Es giebt keine flachere Einwendung gegen den Werth klassischer Studien auf Schulen und keine ungegründetere Besorgniss vor ihren Folgen als die, dass sie die Jugend für den Ultraliberalismus stimmen und gewinnen. Ich kenne von Homer bis Aristoteles und von Plautus bis Tacitus keinen alten Klassiker, der die eigentliche Volksherrschaft gepriesen oder mit reizenden Farben geschildert hätte. Einer rein democratischen Regierung dürfte es vielleicht am wenigsten zu verargen sein, wenn sie der Jugend das griechische und römische Alterthum fern zu halten suchte.

* * *

Wenn ein Schüler von 15 Jahren gute lateinische Verse

machen kann, so kann er etwas; dieses Können ist die Frucht eines vielfachen, mühsam erworbenen Wissens; er musste vorher sich die allgemeinen Grundsätze der lateinischen Prosodie, die Quantität der einzelnen Wörter einprägen, sich mit den vielen Regeln des Versbaues bekannt machen, sich in ihrer Anwendung üben, sein Ohr durch Lectüre, Memoriren, Recitiren lateinischer Dichter zu einem unmittelbaren Gefühl für das Richtige und Unzulässige anleiten; zugleich musste er seine Phantasie gewöhnen, den gewöhnlichen, alltäglichen, nüchternen Ausdruck des Gedankens, wie ihn die prosaischen Stilübungen gestatten, zu verschmähen und der Sache immer eine gewählte, meist eine geschmückte, bisweilen sogar eine kühne Form zu geben. Viel verlangt von einem Knaben! und doch haben es unzählige Schüler und nicht eben die geistvollsten zu einer relativen Meisterschaft in dieser Kunst gebracht, weit mehr als selbst in der prosaischen Stilistik. Gewährt etwa die Uebung in der vaterländischen Versification die nämlichen Vortheile auf kürzerem Wege? keinen einzigen von allen jenen Vortheilen gewährt sie; denn sie verlangt nicht Fleiss und Schweiss, sondern Geist und wo dieser fehlt nur Zuversicht. Dazu kömmt noch der unschätzbare Vorzug jener mühsam errungenen Kunstfertigkeit, dass sie ausserhalb der Schule nichts gilt und ausser dem Lob des Lehrers und einer meistens lächelnden Bewunderung der Mitschüler keinen Lohn bringt. Die lateinische Elegie des deutschen Schülers ist ein Kunststück, will und soll sonst nicht sein, kein Produkt des Gefühls und der Begeisterung, sondern ein Werk des Verstandes, Geschmackes und Fleisses. Ein Gedicht in der Muttersprache dagegen macht höhere Ansprüche. Soll ich nach diesem Panegyricus auf die lateinische Poesie vielleicht die verwahrende Versicherung beifügen, dass ich der deutschen Poesie nicht abhold sei? Ich hoffe nicht; aber die Schule darf den Trieb zu eigentlichen poetischen Productionen immerhin lieber unterdrücken, als

geflissentlich wecken und fördern. Sie läuft dabei gewiss keine Gefahr, hiedurch ein Genie im Keim zu ersticken. Die Palme sagt man, wächst nur üppiger und gewaltiger unter dem Gegendruck einer Last.

* * *

Der ehrwürdige Veteran D. Joh. Ad. Schäfer in Ansbach hat bekanntlich vor 32 Jahren die Briefe des Plinius zum Schulgebrauch herausgegeben. Abgesehen von dem noch streitigen Werth dieses Schriftstellers für die Jugendbildung, ist die Methode der Bearbeitung vortrefflich. Die Noten enthalten statt der Belehrung nur Fragen, Aufgaben, Winke, Andeutungen, und in so präciser Form, dass der Schüler sich durch sie wie Räthsel zu einer intensiven Vorbereitung angeregt fühlen muss. Warum hat diese Form von Schulausgaben so wenig Nachahmung gefunden? Zum Theil wohl darum, weil ausser dem Tact für das was dem Schüler frommt, auch etwas Selbstüberwindung dazu gehört, die feine Anwort auf die feine Frage, die man thut, *in petto* zu behalten. Dagegen die vierschrötigen Schulausgaben mit grammatischen Commentaren und orthographischen Excursen, *quibus obruuntur discentes, non adjuvantur!* und bei denen der Schüler und allenfalls auch der Lehrer seufzt:

Quodcunque ostendis mihi sic, hostiliter odi!

* * *

Die ästhetische Erklärung der Klassiker war theils durch die Flachheit sentimentaler Commentare, theils durch die Präponderanz des grammatischen Princips in Verruf gerathen. Mancher Lehrer liess sie bei Seite liegen, weil er den allertriftigsten Grund dazu hatte; ein anderer verschwieg das, was er hätte geben können, weil er den an sich wahren Worten:

Wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!

eine allzuweite Ausdehnung gab. Das ist nicht recht. Es werden natürlich in jeder Klasse einzelne sein, welche auch

ohne des Lehrers Andeutung das Grosse und Schöne empfinden, und einzelne, die trotz aller Deductionen des Lehrers nichts empfinden; aber die Talente, die in der Mitte zwischen beiden stehen, sind eines Wortes werth, um sie auf das, was Aufmerksamkeit verdient und Bewunderung erregen kann, hinzuweisen. Es bedarf oft weiter nichts als eines lauten Ausdrucks des Wohlgefallens, denn die Begeisterung ist bekanntlich ansteckend; und dieses Wohlgefallen des Lehrers, welcher bereits einige Autorität besitzt, darf sich als ein rein subjectives kund geben, ohne alle Motivirung, es wird nicht ohne Wirkung bleiben. Es findet hier Anwendung, was Asmus sagt: „Lessings Emilia Ga-„lotti hat mir sehr wohl gefallen; das ist nun freilich nicht „viel gesagt; wenn aber jemand sagte: sie habe ihm nicht „gefallen, so hätte er doch n o c h w e n i g e r gesagt!“ — Doch bedarf es der Selbstbeschränkung, um sich nicht zu v e r s t e i g e n, wohin unsere Schüler, *οἷοι δὴ νέοι εἰσί*, nicht folgen können, wenn sie nicht *ingenia praecocia* sind. Nichts scheue ich mehr als das, wenn der Lehrer auf Schulen sich selbst gern sprechen hört über den Geist des Plato oder die äschyleische Trilogie, und sich durch den unverwandten Blick seiner Schüler hinlänglich aufgemuntert und belohnt, und über den Erfolg seines Vortrags vollkommen beruhigt sieht! Ich bleibe lieber bei einzelnem stehen, oder gehe wenigstens von einzelnem aus. Wenn Achilles in Hom. Il. XXI, 106 den erbarmungslos zum Opfer seiner Rache bestimmten Lykaon anredet:

ἀλλά, φ ί λ ο ς, θάνε καὶ σύ!

so gibt diese Anrede Stoff genug zu einer ästhetischen Digression über den wundervollen Charakter des Helden und die tiefe Kunst des Dichters, zu einer Digression, die ein siebzehnjähriger Jüngling ohne eminente Gaben v o l l s t ä n d i g fassen kann, über eine poetische Schönheit, die er wirklich mitbewundern kann. Leicht wird der fleissigste und ver-

ständigste Schüler über dergleichen Schönheiten hinweglesen, wenn der Lehrer keinen Hemmschuh anlegt; so wie mancher Erwachsene und fleissige Leser des Homer, wenigstens ich, es dem trefflichen Fr. Jacobs Dank weiss, wenn er auf die stille unbemerkte Schönheit homerischer und xenophontischer Stellen ohne viele Deductionen aufmerksam macht; vergl. Verm. Schr. Th. III. S. 299. Was derselbe Gelehrte über die Episode des Thersites lehrt, möchte trotz der Einfachheit des Gegenstands und der Klarheit seiner Darstellung doch dem Schüler weniger zugänglich sein; mindestens täusche sich der Lehrer nicht, als ob er damit die höhere Geschmacksbildung seiner Schüler mehr fördere, als mittelst Entwickelung anderer Schönheiten, welche nicht im gleichen Grade durch die Auffassung der Epopöe als eines grossen Ganzen bedingt sind.

* * *

Die philosophische oder allgemeine Grammatik im eigentlichen Sinn des Worts ist kein Gegenstand des Gymnasiums; dadurch ist aber die Behandlung einzelner Theile der classischen Grammatik nach allgemeineren Gesichtspunkten nicht ausgeschlossen; besonders wenn sie Unklarheit der Trivialgrammatik aufzuhellen oder eine Lücke in ihr auszufüllen vermag. Ich will von beiden eine Probe geben. Jeder Lehrer weiss aus Erfahrung, wie schwer dem Schüler eine klare Einsicht in das Wesen und die verschiedenen Bedeutungen des lateinischen Imperf. Conjunct. *amarem* wird. Ich lehre darüber in den oberen Gymnasialklassen folgendes:

Die Form *amarem* ist ein Homonymum, und ihre zwei Bedeutungen ich würde lieben, und: dass ich liebte sind nicht aus einander abzuleiten, sondern unabhängig von einander. Die Lateiner sind zu dieser Doppeldeutigkeit gezwungen durch ihren Mangel der Partikel ἄν, wie zu der Doppeldeutigkeit von *amavi*, ich habe geliebt und ich

liebte durch den Mangel einer besonderen Aoristform. Nämlich das conditionale *haberem* und *habuissem*, ich würde haben und ich hätte gehabt, ist ein *modus finitus* oder *absolutus*, wie *εἶχον ἄν*, *ἔσχον ἄν*, und hat eben so seine *modos obliquos* oder *relativos* wie *habebam, habueram*, *εἶχον*, *ἔσχον*, ich hatte, wogegen das relative *haberem*, dass ich hätte der *modus obliquus* von *habebam* ist. Tabellarisch als Paradigma würde das Verhältniss etwa so erscheinen:

	Modus absolutus.	Optativ.	Infinitiv.	Particip.
Imperfect.	*amabam*	*amarem*	*amare*	*amans*
	ἐφίλουν	*φιλοίην*	*φιλεῖν*	*φιλῶν*
	ich liebte	damit ich liebte	dass ich liebte	welcher liebte
Conditional.	*amarem*	*amaturus essem*	*amaturum esse*	*amaturus*
	ἐφίλουν ἄν	*φιλοίην ἄν*	*φιλεῖν ἄν*	*φιλῶν ἄν*
	ich würde lieben	damit ich lieben würde	dass ich lieben würde	welcher lieben würde

und analog das Plusquamperfect *amaveram*, *ἐφίλησα* oder *ἐπεφιλήκειν*, und *ἐφίλησα ἄν* oder *ἐπεφιλήκειν ἄν*.

In dem Pronomen der dritten Person füllen die Grammatiker die Stelle des Nominativs mit *vacat* aus. Ist das ein Mangel der Sprache selbst oder ihrer Grammatik? Ich glaube das letztere. Die Sprache stellt augenscheinlich *is*, *ὅς*, er als dritte Person neben *ego* und *tu*. Warum thut die Trivialgrammatik

nicht desgleichen? wegen des Genitivs *sui!* Doch dürfte sie es kecklich auch thun, und könnte das besondere Pronominalparadigma *is* G. *ejus* etc. ersparen, wenn sie das erste Paradigma so einrichten wollte:

	Erste Person.		Zweite Person.		Dritte Person.	
Nominat.	ἐγώ, *ego*		σύ, *tu*		ὅς, *is*	
Genit.	ἐμοῦ *mei*	ἐμαυτοῦ *mei*	σοῦ *tui*	σεαυτοῦ *tui*	αὐτοῦ *ejus*	ἑαυτοῦ *sui*
Dativ.	ἐμοί *mihi*	ἐμαυτῷ *mihi*	σοί *tibi*	σεαυτῷ *tibi*	αὐτῷ *ei*	ἑαυτῷ *sibi*

so dass jedes Personalpronomen eigentlich einen doppelten Genitiv habe, neben dem gewöhnlichen noch einen reflexiven. Die Griechen besitzen eine doppelte Form dafür durch alle drei Personen, die Lateiner dagegen nur bei derjenigen Person, bei welcher allein eine solche Unterscheidung unentbehrlich ist, indem es nur ein Ich, nur ein Du, aber unzählige Er giebt.

* * *

Wenn es überhaupt der Mühe lohnt, das Latein auf Schulen wieder eigentlich lebendig zu machen, so muss viel weniger und viel mehr geschehen, als bisher auf vielen Gymnasien in bester Meinung zu geschehen pflegte. Erstens viel weniger: Im Elementarunterricht muss die alte mechanische Methode wieder die Oberhand gewinnen und die logisch klare Einsicht in die Regeln den reiferen Jahren aufgespart werden; zugleich sollten jene Regeln, die eben durch ihre Subtilität den Geist vorzüglich zu üben und zu schärfen scheinen, möglichst ausgeschlossen bleiben; man muss dem

Knaben die Erfahrung, dass das Latein eine schwere Sprache sei, nicht geflissentlich aufdringen, damit er nicht vor lauter Ehrfurcht oder Furcht gar zu fern stehen bleibe. Die einfachste Lehre des *accusativi cum infinitivo* ist schon imposant genug für ihn, und kann ihn schon genug üben und anstrengen. Auch würde ich viele Regeln, welche nicht unmittelbar aus dem Geist der Sprache hervorgehen, dem Knaben als *ἀδιάφορα* erlassen, z. B. die neu entdeckten Gesetze der Rection von *quamvis*, *postquam* etc.; dagegen die dadurch gewonnene Zeit der Phraseologie zuwenden; denn man bedenkt nicht genug, dass man dem Schüler durch jede Regel etwas nimmt, an Freiheit, dagegen durch jede Vocabel und Phrasis etwas giebt, an Eigenthum. Welcher natürliche Knabe wird sich der Errungenschaft einer neuen Regel freuen? höchstens der keimende *grammaticus* oder wer etwa seinen Nachbar gern einen Schnitzer machen sieht, den er zu vermeiden weiss! Ganz anders ist's mit Besitz eines reichen Wortvorraths; an dem kann auch der wildeste Knabe ein aufrichtiges Wohlgefallen haben. Vollends aber irgend noch controverse Regeln, die Differenz von *sunt qui dicunt* und *qui dicant*, sind mir nur als Philologen wichtig, aber als Schullehrer gleichgültig, höchstens als logische Uebung brauchbar, ohne näheren Bezug auf die Latinität. — Zweitens viel mehr: Man muss jenem Gefühl des Schülers, als ob er etwas ganz besonderes unternehme, so oft er das lateinische Ross besteige, entgegenarbeiten. Ich sehe freilich nicht ein, wie das anders möglich ist als durch frühes und vieles Latein-sprechen und *ex tempore* schreiben. F. Hand in seinem inhaltsreichen Lehrbuch des lateinischen Stils hält es für nachtheilig. Ich kann seinen Gründen nicht beipflichten, weil meine Anforderungen an die lateinischen Stilisten auf den Schulen weniger hoch gespannt sind. Hand verlangt und bildet, wenn ich ihn recht verstehe, einen feinen Lateiner, ich nur einen geübten,

indem ich zwischen *humaniora* und zwischen Philologie scheide, und *ut sunt tempora*, kann man sich Glück wünschen, wenn ein Gebildeter oder selbst ein Gelehrter zugleich ein geübter Lateiner ist; und höher soll, mein' ich, die Schule nicht streben.

* * *

Sollte es denn nicht möglich sein, die Methodik und Terminologie der lateinischen Grammatik zu der Naivität der vorigen Jahrhunderte zurückzuführen? ohne der Logik so viele *terminos technicos* abborgen zu müssen, die für die älteren lateinischen Schulmeister, welche keinen *cursum academicum* gemacht hatten, vielleicht selbst zu abstract gewesen wären. Sonst hiess es: der Accusativ steht auf die Frage wen oder was? und dabei blieb man stehen; jetzt lehrt man häufig: der Accusativ bezeichnet das Object, und erläutert dann, wenn oder weil es nöthig ist, jene Regel durch das was ehemals die Regel selbst war. Dabei glaubt wohl auch ein Lehrer Zeit zu ersparen, wenn er die ewig wiederkehrende Formel wen oder was? möglichst zusammenziehe, und kürzer: wen, was? sage. Hier drängt sich mir die Frage auf, ob dieser Fussweg durch ein solches Asyndeton wirklich der kürzere Weg sei und eher zum Ziel führe als die breite Fahrstrasse des vollständigen Satzes? nicht zu gedenken, dass wén, wás? wegen der ganz gleichen Wichtigkeit und Betonung beider Wörter gar keinen Rhythmus hat, wogegen wén òdèr wás? so angenehm als eine grammatische Phrase überhaupt kann, ins Ohr fällt.

* * *

Ich suche dahin zu wirken, dass jeder Schüler unserer Anstalt vor seinem Abgang einen gewissen Cyclus altklassischer Werke gelesen und seinem Inhalt nach in sich aufgenommen habe. Dahin rechne ich: 1) *Sallustii Catilina.* 2) *Ciceronis Officia.* 3) *Horatii Carmina* und *Ars poëtica.* 4) *Taciti Germania, Agricola* und *Dialogus de oratoribus.* 5) *Homeri*

Ilias. I. II. 6) *Sophoclis Electra* und *Philoctetes*. Aber, wie Quintilian bei ähnlicher Gelegenheit, *audire videor undique congerentes nomina plurimorum:* „Wie? Nichts von Livius und Virgil? nichts von Plato und Xenophon? Und nur so wenig von Cicero und Homer?“ — Allein ich habe ja nur das genannt, womit ich alljährlich meine sämtlichen Schüler bekannt und vertraut mache, meist durch Aufgabe und Empfehlung zum Privatstudium, unbeschadet der mancherlei anderen Schriften und Schriftsteller, welche in den Lehrstunden erklärt werden. Jene Auswahl beruht auf rein subjectiven Gründen und individuellen Verhältnissen. Es sind nämlich lauter Schriften, welche zugleich für die Jugend besonders geeignet und zugleich mir besonders lieb und darum immer gegenwärtiger sind als andere. Daraus erwächst der grosse Vortheil, dass Lehrer und Schüler ein gemeinsames geistiges Eigenthum besitzen. Den Thucydides und des Tacitus grössere Werke, Theocrit und Horazens *Sermones* schliesse ich von diesem Canon aus, weil ich sie der Jugend nicht in gleichem Grade nützlich glaube, wie sie mir werth und interessant sind; den Xenophon und Cäsar und andere *Ciceroniana* schliesse ich aus, weil sie mir nicht in gleichem Grade bekannt und geläufig, als den Schülern angemessen sind. Ein anderer Lehrer wird mit gleichem Recht und Erfolg zu gleichem Zweck einen ganz andern Canon anfertigen.

* * *

Tacitus darf von den Schulen nicht ausgeschlossen werden. Dass er nicht für Schüler geschrieben, ist kein sehr gewichtiger Gegengrund. Man erinnere sich an Lichtenbergs vortreffliche Worte über die drei Perioden seiner Auffassung. Wer nicht schon als Jüngling seine Schwierigkeit hat fühlen gelernt, der wird als Mann seine Schönheit und später seine Grösse weniger fühlen. Dagegen gehört Thucydides durchaus nicht auf die Schule. Ich zähle mich zu seinen Freun-

den und Verehrern wie irgend einer, aber ich wünsche mir Glück, dass er mir nicht so früh entgegengebracht worden. Er besitzt bewundernswerthe Schönheiten der Form, aber so originelle, dass sie einen schon sichern gebildeten Geschmack voraussetzen, wenn sie nicht entweder zurückstossen oder verbilden sollen. Und sein Inhalt ist theils durch sich selbst, theils durch die geflissentliche Beschränkung des Gesichtspunktes, die der Autor mit grosser Kunst, Weisheit und Consequenz sich zur Pflicht gemacht hat, unter allen Schriften vielleicht am wenigsten geeignet für das erste Jünglingsalter. Ein siebzehnjähriger Jüngling, der den Thucydides lieber studirte als den Herodot oder Livius, würde mir frühreif erscheinen. Etwas anderes ist's natürlich, wenn der Lehrer ein Fragment des Thucydides etwa als Probe grossartiger Gesinnung und Auffassung oder eigenthümlicher Darstellungskunst, oder als schwieriges Object der Interpretation seinen Schülern vorlegt.

* * *

Keinem Leser der vorstehenden Bemerkungen wird entgangen sein, dass sie nicht blos auf allgemeinen Erfahrungen beruhen, sondern auch Andeutungen specieller Beobachtungen und Thatsachen enthalten, namentlich wo von den jüngern Lehrern die Rede ist. Dass darin hie und da wirklich persönliche Anspielungen verborgen liegen, kann und will ich nicht in Abrede stellen, selbst wenn sie, was ich nicht wünsche noch glaube, einen Schein von Satire und Rücksichtslosigkeit an sich haben sollten. Wen es etwa gelüstet, die Person zu errathen, welche gemeint ist, dem will ich das Geschäft erleichtern: Es sind Seitenblicke des *L. D. natu majoris et melius informati* auf *L. D. minorem et male informatum.*

II. *).

Ueber den

Vortrag der Poetik und Rhetorik.

Seit dem Schulplan von 1829 und 1830 ist die Theorie der redenden Künste wieder unter die Lehrgegenstände der K. bayerischen Gymnasien aufgenommen, nachdem sie lange Zeit so wie fast in ganz Deutschland in Misscredit gestanden, und hie und da den propädeutischen Wissenschaften der Philosophie wie der Logik oder der Psychologie hatte weichen müssen.

Der Grund dieses Misscredits mag vielfach in der fast scholastischen Form gelegen haben, mit welcher diese Disciplin, besonders die Lehre von den Tropen und Figuren meist behandelt, und in dem Pedantismus, mit welchem sie oft angewendet wurde, als gelte es vor allem, möglichst viel Inversionen, Metonymieen u. s. w. in den vorhandenen Gedichten und Reden zu entdecken und eben so viel in den eigenen Productionen wieder anzubringen. Ein solcher Unterricht musste natürlich von Jahr zu Jahr mehr anwidern und lächerlicher werden, seit Lessing, Winkelmann, Göthe und deren Geistesverwandte die Natur wieder in die Kunst und den Geschmack eingeführt hatten.

Wie sich nun dieser Widerwille allmählich bis zu dem Vorurtheil steigerte, dass namentlich die ganze Rhetorik eine

*) Gymnasialprogramm v. J. 1842 nebst einer Aristologie.

veraltete Wissenschaft und hohler Formelkram sei, dass durch Selbstentwickelung und nur gelegentliche Pflege des natürlichen Schönheitssinnes mehr gewonnen werde als durch alle Theorie, dass die Genialität unter dem Druck alter Schönheitsregeln und stetem Hinweis auf Nachahmung alter Musterbilder leide, das wäre einer weiteren Ausführung werth, wenn sich der kurzen kernhaften Darstellung etwas wesentliches zusetzen liesse, mit welcher vor zehn Jahren Heinrich Richter sein Lehrbuch der Rhetorik den Gymnasien empfohlen hat. Ein ziemlich allgemeines Gefühl hat aber bereits seit einiger Zeit die Lenker der deutschen Gymnasialstudien bewogen, den quiescirten Lehrgegenstand zu reactiviren. So auch seit dreizehn Jahren auf den Gymnasien des Königreichs Bayern.

Ich habe damals diesen Lehrzweig selbst übernommen, und seitdem die Erfahrung gemacht, dass auch diejenigen Schüler, welche für den klassischen Unterricht keine Empfänglichkeit bewiesen, rege Theilnahme für diese Lehrstunden verriethen und mir noch spät ihren fühlbaren Nutzen für allgemeine und für Berufsbildung bezeugten, obschon ich geflissentlich sowohl die Rhetorik als die Poetik fast durchaus nach den Grundsätzen der Alten lehrte und so eng als möglich an den humanistischen Unterricht anschloss, und geflissentlich vermied, diesem Lehrzweig den Character zu geben, den er auf einer Realschule nothwendig annehmen müsste. In welcher Ausdehnung und mit welcher Beschränkung und in welcher Form ich diesen Unterricht ertheile, will ich kürzlich mittheilen, nicht als eine originelle oder mustergültige Methode, wie man sehn wird, sondern lediglich als ein didactisches Glaubensbekenntniss.

Den gesamten Vortrag der Theorie der redenden Künste berechnete ich auf nur zwei wöchentliche Stunden, aber auf einen dreijährigen Cursus, und vereinigte desshalb, da auf den bayerischen Lehranstalten nur Ein Jahr für jede, auch

die oberste Klasse bestimmt ist, die drei obersten Gymnasialklassen für diese Lehrstunden; also Jünglinge normal von 15 bis 18, factisch auch wohl von 14 bis 21 Jahren.

Im ersten Jahre lehrte ich die Poetik, im zweiten die Rhetorik, im dritten den Rest und Haupttheil der Rhetorik, die Stilistik. Mit welchem dieser drei Theile der neu hinzutretende Schüler zuerst bekannt wird, ist ziemlich gleichgültig; der Vortrag lässt sich leicht so einrichten, dass keiner methodologisch den andern bedingt. Die Poetik beginnt mit einer Elementarmetrik, deren Zweck jedoch nicht weiter geht, als die Schüler zur Bekanntschaft mit den üblichsten Versarten anzuleiten. Das Summum war die Erkenntniss der dochmischen Verse in den Chorgesängen der Tragiker. Um sie auf noch schwereres z. B. auf Pindar vorzubereiten, müsste dringenderes versäumt und in die Schanze geschlagen werden. Ich scheue aber nichts mehr als Uebertreibung, hasse nichts mehr als Ostentation. Praktische Uebungen in antiker Versification, jedoch mit Maass und auf die hiezu befähigten Talente beschränkt, wurden mit der Anleitung verbunden.

An die Stelle eines systematischen Vortrags der Poetik lasse ich eine Geschichte der Poesie in Form einer Literaturgeschichte treten und schalte da alles, was sich in abstracto über das Wesen und die Gesetze des Epos, der Tragödie u. a. diesem Alter verständliches sagen lässt, bei den concretis ein, bei den literarischen Notizen über Homer und Sophocles oder Schiller. Die fragmentarische und aphoristische Behandlung allgemeiner Lehren dieser Art scheint mir die einzig fruchtbare für dieses Jugendalter. Sie ist so anregend, wie die systematische Darstellung ermüdend ist, sie schützt zugleich schon durch ihre Form vor dem Dünkel, als ob sie's nun ergriffen hätten, und behält den academischen Vorträgen ungeschmälert ihre Rechte vor; für den Lehrer aber hat sie überdiess den Vortheil, dass er alles, was entschieden

problematisch ist und auf blos subjectiver Ansicht beruhen muss, umgehen kann, ohne eine Lücke fühlbar zu machen.

Auch das Literargeschichtliche selbst macht nicht einmal auf eine relative Vollständigkeit Anspruch. Aus der alexandrinischen Zeit z. B. werden (die Bukoliker ausgenommen) nur wenige Namen mit kurzen Notizen genannt. Es macht einem absolvirenden Gymnasiasten keine Unehre, wenn er den Oppianus und Nicander noch nie hat nennen hören; es wäre etwas ausserordentliches oder zufälliges, wenn er die Dichter der tragischen Plejas aufzählen könnte, und es hiesse etwas unnatürliches, wenn er den Apollonius Rhodius gelesen hätte. Nützlich wäre das alles vom Standpunkt der Gelehrsamkeit, aber wie vieles, was von demselben Standpunkt nothwendiger und vom Standpunkt der allgemeinen Bildung allein nützlich, müsste darüber versäumt werden! Summa: Die Nomenclatur beschränke ich auf ihr Minimum, um für fruchtbare Gedanken und Notizen, welche im Gemüth ein Leben gewinnen können und nicht blos schallen und verhallen, desto mehr Zeit zu erübrigen. Von der altdeutschen Poesie, namentlich vom Nibelungenlied, so wie von der der übrigen neuern Völker wurde nur so viel gegeben, um zur Beschäftigung mit derselben in den Freistunden anzuregen. Ich habe mich nicht entschliessen können, die Lectüre des Nibelungenliedes, noch weniger die eines schillerschen oder göthischen Trauerspieles zur eigentlichen Schulaufgabe zu machen. Desto lauter spreche ich mein Erstaunen über die Apathie eines Jünglings aus, der, um Schillers Tell zu lesen, eine Nöthigung von Seiten der Schule abwartet.

Die Behandlung der Rhetorik verlangt ein anderes Gesetz. Das Gymnasium soll seinen Zögling zum Redner bilden, d. h. zu einem Prosaisten, aber nicht zu einem Dichter; ja, ein weiser Lehrer wird den Schüler, an dem er

entschiedenes Dichtertalent wahrnimmt, vor allem zur Erwerbung einer guten Prosa anhalten und die Ergüsse des Dichtergeistes eher scheinbar unterdrücken als geflissentlich fördern, in der Ueberzeugung, dass eine Erdrückung dieses Geistes auf diesem Wege nicht zu befürchten steht, so wenig als bei dem Palmbaum, dessen Wachsthum man durch Druck von oben hindern will. Es hat demnach seine Hauptaufgabe der formalen Bildung gelöst, wenn alle Schüler Prosa lesbar produciren und Poesie würdig recipiren, d. h. geniessen und bewundern können. Und wo lateinische Versification mit Ernst getrieben wird, da wird jeder Vernünftige dies als Uebung mehr in der gewählten Sprache, im rednerischen Stil ansehen, als im Dichten selbst.

Aus diesem Grunde der grössern Bedeutsamkeit, welche die Redekunst vor der Dichtkunst voraus hat, pflege ich hier die Theorie von der Geschichte mehr zu trennen, und mehr Theile als dort im Zusammenhang vorzutragen.

Die wichtigsten d. h. klassischen Geschichtsschreiber, Philosophen und Redner, besonders des Alterthums mache ich namhaft und spreche von ihren Werken mehr als von ihrem Leben; auch nicht von allen ihren Werken; nur von den bedeutendsten, deren Kenntnissnahme Interesse und Werth für dieses Alter hat, und auch unter diesen mit partheiischer Begünstigung von denjenigen, die meiner Subjectivität besonders bekannt und lieb sind. Denn so gerechten Tadel es sonst verdient, wenn der Gymnasiallehrer subjective Ansichten mittheilt, so fruchtbar ist es auf diesem Felde, wenn seine subjectiven Gefühle in den Vordergrund treten und mitwirken, selbst wenn sie einseitig sind — nur paradox, bizarr, barock dürfen sie nicht sein.

Was über historische Kunst zu sagen ist, lässt sich vollständig an die Literatur der alten Meister anknüpfen und bedarf keines besondern Abschnittes.

Das Capitel von den Philosophen eröffne ich mit einer

Uebersicht des Gebietes der Philosophie — will sagen, mit Aufzählung der Hauptdisciplinen der Philosophie und deren Nominal- und Realerklärung, und suche diese, für eine noch so summarische Geschichte der Philosophie unentbehrliche, Vorkenntniss auch wohl durch Ausführung einer einzelnen Frage aus diesen Disciplinen zu beleben. So wenig ich es für ein Unglück halte, wenn ein Gymnasiast den genauen Unterschied von Phantasie und Einbildungskraft noch nicht gründlich kennt, oder die verschiedenen Moral-Prinzipien nicht aufzuzählen vermag, oder nicht weiss, was man unter Naturphilosophie versteht, so wenig fürchte ich, dass er, wenn er dies weiss und kann, schwer daran trage oder dadurch zum Dünkel verleitet werde. Es giebt in diesen Dingen viele Adiaphora, die je nach den lokalen und temporalen Verhältnissen, nach dem Unterrichtsgang an den einzelnen Lehranstalten, nach den Fähigkeiten und Neigungen des Lehrers oder der Schülergeneration Werth oder Unwerth haben.

Die Geschichte der alten Philosophie wird nur so weit behandelt, als sie zum Verständniss etwa ciceronischer Anspielungen unentbehrlich ist; von den neueren Philosophen führe ich nur diejenigen auf, welche noch ausser ihrem System eine literarische Bedeutung haben. Fichte's Reden an die deutsche Nation soll jeder reifere Schüler wenigstens dem Namen und Ruhm nach kennen — *in cognitionem futuram*, wie so viel anderes *in futuram oblivionem.*

Sodann lege ich die ersten Elemente der Logik ein, mich auf die drei Theile der r e i n e n Logik beschränkend, welche zu Denk- und practischen Uebungen den besten Stoff geben. Der alte J. H. Voss, dem ich mich in den Jahren seines Kampfes gegen Stolberg als Gymnasialrector vorstellte, machte mirs zur Gewissenspflicht, meine Schüler r e g e l r e c h t e S y l l o g i s m e n bilden zu lehren. Ich habe vieles von der Weisheit des ehrwürdigen Mannes nicht angenom-

men, manches Angenommene wieder abgeworfen, aber in diesem Punkte bin ich ihm nach Kräften folgsam geblieben und hoffe es auch zu bleiben.

Die Uebersicht der berühmtesten Redner, denen ich die Epistolographen und die Rhetoren als Anhang beigebe, bildet mir den Uebergang zu dem Rest der Theorie, zu der Anleitung, historische Darstellungen, Erzählungen und Schilderungen, reflectirende Darstellungen, Aufsätze und Abhandlungen, endlich Gelegenheitsschriften, Reden und Briefe regelrecht nach Gedanken, Anordnung und Sprache zu fertigen.

Die Heuristik behandle ich sehr kurz, da eine ausführliche Topik für die jüngsten der Theilnehmer zu viel Schwierigkeit haben würde. Die Oeconomik dagegen giebt Anlass zu Uebungen, welche über die Kräfte wenigstens der Mehrzahl nicht hinausgehen. Einige Themen mit einer Musterdisposition werden vorangegeben, ähnliche Themen dann von den Schülern disponirt, und, was vielleicht das wirksamste ist, aus vorhandenen Reden die Disposition ausgezogen. Auch die altmodische Form der Chrie verschmähe ich keineswegs.

Die Stilistik allein füllt ein ganzes Jahr. Ich gehe dabei von der Grammatik aus und gebe vor allem einen Abriss derselben nach den Grundsätzen einer allgemeinen Sprachlehre, natürlich ohne in die Tiefen der Sprachphilosophie einzugehn. Es scheint mir aber für dieses Alter nicht zu früh, die Lehre der Trivialgrammatik mit ihren acht Redetheilen gegen eine richtigere Ansicht auszutauschen, und das Präteritum vom Perfectum schärfer unterscheiden zu lernen als es in den Elementarklassen geschehn kann, in welchen ich den Lehrer von einem „lateinischen Aoristus" — in Widerspruch mit der eingeführten Schulgrammatik — noch nicht gern sprechen höre. Je entschiedener ich mit Jac. Grimm zu den Gegnern des zusammenhängenden grammatischen Unterrichts in der deutschen Sprache, als eignen Lehrgegenstands auf Schulen gehöre, desto geflissentlicher

ziehe ich bei dieser Gelegenheit Beispiele aus der deutschen Sprachlehre herbei, um theils ihre eigenen Idiome, theils durch Vergleichung ihrer Idiome die der alten Sprachen zu erläutern und begreiflich zu machen. Die Idee einer vergleichenden Syntaxis wird meines Erachtens noch zu wenig im Schulunterricht angewendet; aber dieses Zuwenig ist nur das andere Extrem des Vorschlags oder Einfalls, die Sprachen von vorn herein vergleichend zu lehren. Die Lehre von der sprachlichen, logischen und rhetorischen Correctheit des Stiles besteht in meinem Unterricht weit mehr aus Beispielen als aus Regeln; die Tropen- und Figurenlehre dagegen — natürlich nur der kleinste Theil jener Legion, welche die alten Rhetoren aufmarschiren lassen — bietet eine treffliche Gelegenheit, den Schüler in scharfer Auffassung von Begriffsbestimmungen zu üben, und zwar von solchen Begriffen, welche nicht blos vollständig innerhalb seines Gesichtskreises liegen, sondern auch sein inneres Interesse leicht zu gewinnen geeignet sind. Die Unterscheidung der drei Arten des Stils im Gegensatz der gemeinen kunstlosen Rede bildet den Schluss.

Zugleich suche ich bei diesen Vorträgen einige Nebenzwecke zu erreichen; ich mache sie zu einem Surrogat einer allgemeinen Encyclopädie, so weit sie einer Gelehrtenschule ansteht, und scheue mich nicht, bisweilen von dem Grundsatz des Humanismus, den ich sonst selbst theile: *scholae discimus, non vitae*, abzuweichen. Ich gebrauche so oft als möglich Kunstausdrücke aus den verschiedensten Wissenschaften, auch wohl beliebte Fremdwörter der höheren Conversationssprache, um sie beiläufig zur Kenntniss zu bringen und zu erläutern. Strenge Pädagogen werden dies vielleicht als ein Huldigungsopfer, das dem Gelüsten der Jugend nach früher Weltbildung gebracht werde, betrachten und bedenklich finden; allein eine Beimischung von Humor in der Behandlung entfernt alle Gefahr. Ich warne sie angelegentlich,

das Beispiel, das ich ihnen eben, blos zu ihrem Besten, gebe, nachzuahmen, denn eine gelehrte oder vornehme Wortmengerei, wenn auch erträglich im Munde eines Mannes, laute im Munde eines Jünglings altklug, unnatürlich, lächerlich. Er soll selbst sie meiden aber — wo er ihr begegnet, sie doch verstehn. Dieses kleine Entgegenkommen und diese Nachgiebigkeit gegen die Forderungen des Realismus getraue ich mir zu verantworten.

So oft es Anlass giebt, klassische Werke näher zu betrachten oder gar zu zergliedern, arbeite ich immer lieber auf blinde Bewunderung, als auf scharfsichtige Kritik hin. Zwar die Zeit der Hyperkritik, die vor zwanzig Jahren auf ihrem Höhepunkt stand, scheint für die Jugend vorbei, aber die der Athaumastie dauert fort. Dieser entgegenzuarbeiten ist gewiss das edelste Streben. Es kann fruchtlos wenigstens für den Augenblick bleiben, aber Didaktik in Gymnasien lässt sich von der — man erlaube mir diesen Ausdruck! — Uebung in der ungetrübten Bewunderung des Schönen und der Begeisterung für dasselbe durchaus nicht trennen. Daher halte ich jene, immerhin treffenden, ästhetisch-kritischen Anmerkungen in poetischen Chrestomathieen für bedenklich, welche den Schüler anleiten, Fehler auch in schillerischen und göthischen Gedichten zu bemerken und, *ubi plura nitent in carmine, paucis offendi maculis.* Die sinnige Naturbetrachtung wird durch die Sonnenflecken gestört, die für die verständige Naturforschung das höchste Interesse haben. Allerdings ist die Kritik und besonders die ästhetische eine köstliche Sache, aber wenn ja die Correctur der Schülerarbeiten nicht genug Stoff und Gelegenheit zu ihrer Uebung geben sollten, so fänden sich in unserer Literatur doch immer noch Namen und Werke genug, an denen sich auch das jugendlichste Kunsturtheil ohne Gefahr der Impietät versuchen kann.

III. *).

Erinnerungen an Schulpforta.

Der Unterricht in Schulpforta während der sächsischen Zeit muss unstreitig als ein einseitiger und beschränkter erscheinen; alles concentrirte sich auf die alten Sprachen, Latein und Griechisch, nebst der Hebräischen für die künftigen Theologen. Wer bei Lehrern und Schülern etwas gelten wollte, musste dieser Sprachen Herr und in den alten Klassikern belesen sein. Zwar wurde auch Mathematik von einem eigenen und sehr geachteten Lehrer gelehrt; aber wer nichts lernen wollte, wurde nicht eben gezwungen; es genügte, wenn er die Stunden besuchte. Ein Schüler, der sich ihr besonders hingab, genoss, wenn er übrigens ein tüchtiger Mensch war, Achtung, aber er schien wunderliche Allotria zu treiben. Wer aber gar sich auf Geschichte und Geographie warf, Gegenstände welche, wenigstens bis zum Jahr 1808, gar nicht gelehrt wurden, galt für einen Flachkopf, für welchen bloser Gedächtnisskram oder amüsante Lectüre ohne Geistesarbeit Interesse habe. Die griechische und lateinische Versification stand hoch in Ehren; wer sich dagegen in deutschen Versen versuchte, besonders in gereimten Gedichten, wurde als ein eitles, empfindsames Modebürschchen belächelt oder verspottet.

*) Aus einer Recension von: *Vita Caroli Davidis Ilgenii. Scripsit Fridericus Carolus Kraft. Altenburgi* 1837, in den Gelehrten Anzeigen der k. bayerischen Academie der Wissenschaften (*vulgo* Münchner Gelehrte Anzeigen) vom 5. Decemb. 1839, n. 243. 244.

Nun darf man aber nicht meinen, die Schüler seien alle gleichweit in den alten Sprachen gekommen. Wer kein Talent und kein Interesse für diesen Unterrichtszweig besass, aber sonst Mutterwitz, und dabei einen ehrenhaften kräftigen Charakter beurkundete, der rückte als Mittelgut von Klasse zu Klasse mit auf, ohne viel getrieben und gejagt zu werden, und genoss Achtung unter den Seinen, hatte aber seinerseits auch Respect vor denen, welche in der vermeintlichen Hauptsache sich auszeichneten. Denn neben der grössten Strenge in der Einrichtung des äussern Lebens herrschte die grösste Freiheit, d. h. wohl gemerkt, für die oberen Klassen, während die jüngeren Schüler durch die älteren auch hinsichtlich ihrer Studien streng beaufsichtigt und getrieben wurden. Von dem siebzehnten Jahr an etwa sah man sich gewissermassen als Erwachsenen betrachtet, bei dem eigener Trieb sich voraussetzen lasse, und wenn dieser fehle, der Zwang und die Controle und die Treibjagd nichts helfe und der Mühe nicht lohne.

Dass kein ganz Unfähiger und Unwissender in die höhern Klassen aufsteige, dafür war durch die strenge Zucht und Aufsicht in den unteren gesorgt. Wer als Knabe nicht lernen wollte oder konnte, der wurde dazu gezwungen oder musste fort.

Diese Freiheit, welche den Schein annehmen konnte aus der Sorglosigkeit und Bequemlichkeit der Lehrer hervorzugehn, war die Quelle einer liberalen Gesinnung, die besonders in Hinsicht der Studien überhaupt herrschte; die Liebe zu dem Gegenstand und etwa das Lob eines geachteten Lehrers, aber keine Aussicht auf Belohnung und keine Furcht vor Strafe bildete das Motiv zu jener Arbeitsamkeit, durch die sich diese Schule von jeher auszeichnete. Nicht einmal ein höherer Rangplatz war der Lohn des Fleisses; es wurden keine stimulirenden Locationsprüfungen gehalten, und der Erste einer Klasse war meistens ein wegen

besonderen Unfleisses Sitzengebliebener. Von Preisvertheilungen war lange keine Rede, bis von Dresden aus der Befehl einlief sie einzuführen; Ilgen unterliess jedoch nicht den ersten Act dieser Art öffentlich mit der Bemerkung einzuleiten: „Er sei sehr betrübt, dass die allerh. Stelle ein „solches Mittel den Fleiss der Schüler anzuspornen nö„thig gefunden habe; es sei ein Verdammungsurtheil gegen „den Geist der Anstalt.“ Kurz, überall zeigte sich eine liberale *praesumptio boni viri.* Auch geschriebene Schulgesetze gab es nicht, — wenigstens habe ich nie welche verlesen hören — an ihrer Stelle aber sogenannte *mores,* welche im Mund und Sinn der Schüler traditionell fortlebten und das Speciellste an Rechten und Pflichten der einzelnen Klassen wie eine Staatsverfassung bestimmten. Ilgen, obgleich selbst kein Schüler der Pforte, hat dieses Verhältniss sehr klar aufgefasst und durch ein weises *non fare* geschützt, gefördert und ausgebildet.

* * *

Ilgen war ein Zögling der alten Zeit und ein Hort der alten Pädagogik auch in ihren schroffen Formen; Lange dagegen, etwa fünfzehn Jahre jünger, ein Kind der neuen Zeit, und Freund der modernen Bildung. Für Ilgen galt, meine ich, etwa Lessing als die neueste bedeutende Erscheinung in der deutschen Nationalliteratur, während er in Schiller und Göthe vielleicht nicht viel mehr als Damenschriftsteller sah; Lange suchte sich auf der Höhe der Zeit, wie man sagt, zu erhalten und nahm daher von allen neuen Erscheinungen Notiz. Für Ilgen waren gründliche Gelehrsamkeit und allgemeine Bildung Wechselbegriffe; Lange dagegen schien eine Bildung anzuerkennen, die n e b e n der Gelehrsamkeit bestehen könnte. Ilgen war bei allem Ernst und und scheinbarer Trockenheit eine Art Humorist; Lange dagegen, obschon höchst lebensfroh und vielseitig, doch eine sentimentale Natur.

Das

Das sind doch wohl Gegensätze genug, um diese Männer, die an Einer Anstalt zu wirken hatten, zu einem lebendigen Gegensatze selbst zu personificiren! Aber ich bin überzeugt, dass ein solcher Gegensatz noth that, und dass er sogar wohlthätig wirkte, da Lange das was er war, nur selbst war, und nicht nach aussen geltend machte, und dem Chef der Anstalt und ihrem prononcirten, gleichsam geheiligten Charakter nicht entgegenwirkte. Ich kann mich nicht erinnern, dass Lange z. B. belletristische Bücher — welche naiver Weise dort den Namen „falsche Bücher" führten — an Schüler verliehen oder zu ihrer Lectüre ermuntert hätte. Dass der feine Lange mit seiner eleganten Bildung, die doch gewiss auch ihren Werth hat, den Müttern oder mutterähnlichen Vätern, die ihre Söhnlein nach Pforta brachten, mehr zusagte als der alte, für einen Murrkopf verschrieene Ilgen, das lag doch wohl in der Natur der Sache, und es ist ein Unrecht, wenn ein Briefsteller sagt, Lange habe „Einfluss auf das Publikum zu gewinnen gesucht," und „Ilgen sei der Achilles der Pforte, wenn man Langen „auch das Prädicat des Odysseus zugestehen wolle."

IV. *).

Uebersetzungsproben

aus griechischen und lateinischen Schriftstellern.

Die nachfolgenden Uebersetzungsproben haben nicht etwa den Zweck, vollständigere Arbeiten in diesem Fach anzukündigen. Drei andere Rücksichten sind die Veranlassung, den Zufall, der mir ausser der Ordnung zur Abfassung eines Programmes Gelegenheit giebt, zu ihrer öffentlichen Mittheilung zu benützen.

Erstens wollte ich durch diese Proben meine Ansicht darlegen, welche Mitte zwischen treuer und freier Nachbildung eine Uebersetzung halten müsse, wenn diese Uebung auf Gymnasien einen integrirenden Theil des deutschen Sprachunterrichtes ausmachen und die deutschen Stilübungen zum Theil vertreten soll.

Zweitens möchte ich gern einen Hauptgrundsatz der Uebersetzungskunst, dessen theilweise Vernachlässigung dem vaterländischen Begründer dieser Kunst, J. H. Voss, mit Recht zum Vorwurf gemacht wird, durch einzelne Proben anschaulich machen; den Grundsatz nämlich, dass jeder Schriftsteller, je nach dem Tone seiner Sprache, auch in einem ähnlichen deutschen Ton übersetzt sein will.

Drittens bietet dieser Anlass zugleich erwünschte Gelegenheit, den Freunden und vielleicht auch den Gegnern der klassischen Studien einige Bruchstücke des Alterthums

*) Gymnasialprogramm vom J. 1833, umgearbeitet und von von Nr. 6 an mit neuen Proben vermehrt.

nahe zu bringen, welche ihrem Inhalt nach geeignet sind, selbst die practische Bedeutsamkeit der griechischen und römischen Meisterwerke und ihre lehrreichen Beziehungen zu der Gegenwart und den Zeitinteressen in's Licht zu stellen.

Nach diesen drei Rücksichten will besonders die Auswahl der Schriftsteller und der Bruchstücke beurtheilt sein.

1. Aus Thucydides.

I. 86. *)

Rede des spartanischen Ephoren Sthenelaidas.

Die langen Reden der Athener versteh' ich nicht; sie sagen viel zu ihrem Lob, aber läugnen nicht, dass sie Unrecht thun gegen unsere Bundsgenossen und den Pelopon-

*) Die Corinthier haben bei ihrem Bundesoberhaupt, den Spartanern, über Beeinträchtigung durch die Athener geklagt und Abhülfe verlangt. Die Athener antworteten auf diese Klagen, nicht sowohl durch Rechtfertigung, als durch Erinnerung an ihre Verdienste um Griechenlands Befreiung. Hierauf berathen die Spartaner unter sich über den Antrag der Corinthier. Der König Archidamus räth, einstweilen den diplomatischen Weg einzuschlagen, weil Sparta noch nicht zum Krieg gerüstet sei. Gegen seine Rede ist die des Ephoren gerichtet.

Schon der Scholiast macht den absichtlichen Laconismus in dieser Rede bemerklich. Thucydides hat diesen Laconismus nicht etwa durch augenfällige Wortkargheit und durch Auslassung entbehrlicher Satztheile darzustellen gesucht, aber gleichwohl ist ein Geist der Energie und Kürze auch ohne solche mechanische Mittel über Gedanken und Form der ganzen Rede ausgegossen. Auch die Uebersetzung musste sich bemühen, diesen Character nicht in einzelnen nachweisbaren Zügen von Kürze, sondern durch den ganzen Ton wiederzugeben. Ob und in wie weit diese Bemühung gelungen sei, wird sich hauptsächlich bei einer lauten Vorlesung dieses Stückes beurtheilen lassen.

nes. Haben sie damals gegen die Perser sich brav gezeigt und zeigen sich gegen uns jetzt schlecht, so sind sie doppelter Strafe werth, weil sie aus braven Männern schlechte geworden. Wir sind dieselben noch, jetzt wie damals, und werden, wenn wir klug sind, kein Unrecht gegen unsere Bundsgenossen dulden, und nicht erst künftig denen helfen, die nicht erst künftig Unrecht leiden *). Andere haben Geld und Flotten und Reiterei, wir aber gute Bundsgenossen, die man nicht den Athenern preisgeben darf; auch soll niemand mit Gründen und Worten streiten, wer nicht mit Worten angegriffen ist. Nein, man muss sie strafen, alsobald und mit aller Kraft. Dass uns, denen Unrecht geschieht, noch Berathung zieme, soll keiner sagen; wer Unrecht thun will, dem steht lange Berathung gut an. So stimmt denn, Lacedämonier, Spartas würdig für den Krieg! Lasst nicht Athens Macht noch grösser wachsen, noch uns an unseren Bundsgenossen Verrath begehn, sondern mit den Göttern gegen die Friedensstörer in den Kampf ziehn!

2. Aus Cato über die Landwirthschaft **).

Erstes Capitel.

Manchmal mag's besser sein, Handelschaft treiben, wenn's nur kein so gefährlich Geschäft wär, und eben so, auf Wu-

*) Ich übersetze nach einer leichten Verbesserung der Textesworte in: *οὐδὲ μελλήσομεν τιμωρεῖν, οἳ δὴ οὐκέτι μέλλουσι κακῶς πάσχειν.* In gleichem Sinn verbindet Eur. Alc. **281.** und Hipp. **772.** *οὐκέτι δή* und mit derselben Wortstellung sagt Hom. Od. XXII, **359.** *εἰ δὴ μή* für *εἰ μὴ ἤδη.* Die Lesart der MSS. ist mir anstössig, man mag, wie ehemals, *οἵδ' οὐκέτι*, oder *οἱ δ' οὐκέτι* schreiben, und in jenem Fall ein Asyndeton annehmen oder in diesem *δέ* durch *γάρ* erklären.

**) Dieses interessante Stück, welches dem blosen Freunde der römischen Literatur leicht ganz unbekannt bleiben kann,

cher leihen, wenn's nur ein recht ehrlich Geschäft wär; denn unsere Alten haben so gemeint und in ihren Gesetzen so verordnet: der Dieb soll zwiefach Ersatz leisten, und der Wucherer vierfach. Darnach lässt sich schätzen, wie viel schlechter für sie ein Wucherer war, als ein Dieb. Und wenn sie einen Ehrenmann loben wollten, da lobten sie ihn so: er ist ein guter Landmann, ein guter Landwirth. Das war das grösste Lob, wer so gelobt wurde *). Der Kauf-

giebt den besten practischen Commentar zu Ciceros Urtheilen über die Sprache des alten Cato und seiner Zeitgenossen. Da das Original nicht allen Lesern zur Hand sein möchte, soll es hier Platz finden:

„Est interdum praestare mercaturis rem quaerere, ni tam periculosum siet; et item foenerari, si tam honestum siet. Majores enim nostri sic habuerunt, et ita in legibus posiverunt, furem dupli condemnari, foeneratorem quadrupli. Quanto pejorem civem existimarint foeneratorem, quam furem, hinc licet existimari. Et virum bonum cum laudabant, ita laudabant, bonum agricolam, bonumque colonum. Amplissime laudari existimabatur, qui ita laudabatur. Mercatorem autem strenuum studiosumque rei quaerendae existimo; verum, ut supra dixi, periculosum et calamitosum. At ex agricolis et viri fortissimi et milites strenuissimi gignuntur, maximeque pius quaestus stabilissimusque consequitur, minimeque invidiosus: minimeque male cogitantes sunt, qui in eo studio occupati sunt."

Ich habe es versucht, das Colorit seines Stiles durch Anklänge an Luthers Sprache wiederzugeben; doch lediglich negativ, durch sorgfältige Vermeidung aller Ausdrücke, welche einen irgend abstractes Gepräge tragen und mehr dem Katheder oder der gebildeten Schriftsprache unserer Zeit angehören, als dem wirklichen Leben; ein Schritt weiter, z. B. die Wahl veralteter Ausdrücke, wozu das Original nicht einmal Anlass giebt, würde zu einer positiven Nachahmung führen und den widerlichen Character der Manier hineintragen.

*) Eine anomale, aber sehr natürliche Construction, wie bei Luther: Wer zu viel Honig isset, das ist nicht gut.

mann ist mir ein fleissiger und betriebsamer Mann, doch, wie gesagt, immer in Gefahr und Nöthen. Aber aus den Landwirthen, da kommen die ehrenfesten Männer und die rüstigen Kriegsleute her; der Landbau schafft den unschuldigsten und den sichersten Gewinn und macht nirgend böses Blut, und wer in dem Geschäft lebt und webt, der hat keine schlimmen Gedanken.

3. Aus Horazens Oden *).

IV, 3.

An Melpomene.

Wen dein Auge, Melpomene,
Einmal bei der Geburt freundlichen Blicks empfing,
Den wird nimmer im isthmischen
Faustkampf schmücken ein Kranz, nimmer ein Heldenross
Siegreich ziehn im achäischen
Wagen; nimmer wird ihn Roms Capitolium

*) Ich habe mich bei dieser metrischen Uebertragung besonders bemüht, von zwei Licenzen, von denen Voss und seine Nachfolger einen für mein Gefühl übermässigen Gebrauch gemacht haben, und gegen welche sich mein Ohr eben desshalb vielleicht übermässig sträubt, möglichst Umgang zu nehmen, von kühneren Inversionen und härteren Elisionen. Freilich ist zu fürchten, dass diejenigen, welche sich mit jenen Licenzen befreundet und sie als ein Accidens der poetischen Sprache anzusehen sich gewöhnt haben, meine Uebertragung der Prosa allzu ähnlich finden werden. Horazens Oden machen zur grösseren Hälfte nur auf Nettigkeit, zur kleineren Hälfte auf Grossartigkeit Anspruch. Diese Ode gehört zu der ersteren Art und muss desshalb von allem Pathos entfernt gehalten werden.

Aufziehn sehn im Triumphgepräng,
Lorbeerlaub um die Stirn, weil er der Könige
Stolz und Dräuen gezüchtiget.
Nein, ihn lehrt auf der Flur Tiburs ein Quellenbach,
Ihn ein üppig belaubter Hain,
Manch äolisches Lied schenkt ihm den Dichterruhm.
Seit der Städtebeherrscherin
Roma Söhne dem Chor lieblicher Sänger mich
Einzureihen gewürdiget,
Seitdem naget an mir minder des Neides Zahn.
O pierische Göttin, du,
Die der goldenen Leir süssem Getön gebeut,
Die dem Fische, dem stummen, selbst
Mag des Schwanen Gesang, wenn's ihr gefällt, verleihn,
Dein, dein Gnadengeschenk nur ist's,
Dass Roms Bürger nach mir als nach dem Sänger hin
Weist des römischen Saitenspiels.
Was ich sing' und gefall', wenn ich gefall', ist dein.

4. Aus des Tacitus Annalen *).

IV, 34—38.

34. Unter den Consuln Cornelius Cossus und Asinius Agrippa ward Cremutius Cordus auf eine neue, bis dahin unerhörte Klage

*) Eine Uebersetzung des Tacitus hat anerkannter Weise ihre besondern Schwierigkeiten. Die majestätische Kürze seiner Sprache, durch welche er in gewisser Hinsicht die lateinische Sprache auf den Culminationspunkt ihres natürlichen Berufs gehoben hat, muss durch die Uebersetzung auf irgend eine Weise ausgedrückt werden. Das wahre Wesen dieser Majestät liegt aber nicht sowohl in der Kürze der Sätze — denn die Germania ausgenommen, schreibt er meistentheils periodisch — als in dem überwiegenden Verhältniss der gewichtigen und lebendigen Partes orationis

vorgeladen, als Verfasser einer Geschichte, in der M. Brutus gelobt sei und C. Cassius der letzte Römer heisse. Die Klage kam von Satrius Secundus und Pinarius Natta, Sejans Clienten.

zu den gewichtlosen und trocknen Particulis, ein Verhältniss, zu welchem die lateinische Sprache, wie keine andere, die Hand bietet. Viele Sätze bestehen lediglich aus Nominibus und Zeitwörtern, ohne alle Unterbrechung durch Präpositionen und ähnliche Wörtlein, z. B. *Agrippina, aequi impatiens, dominandi avida, virilibus curis vitia muliebria exuerat.* Nicht die geringste Absichtlichkeit ist in dieser Kürze sichtbar. Aber die deutsche Sprache entbehrt die meisten Idiome, durch welche diese Kürze bedingt ist, z. B. den Instrumentalablativus, den ausgedehnten Gebrauch des Genitivs, besonders die eigenen Verbalformen für das Perfectum, Futurum und Passivum, und fühlt sich daneben durch den Besitz eines doppelten Artikels, dessen gänzlicher Mangel ein Hauptzug der lateinischen Sprache und ein Haupthebel ihrer Energie ist, oft belastet. Der Uebersetzer kann nun freilich manches Hülfszeitwort durch Auslassung, manchen Artikel durch Wortversetzung ersparen, aber dann ist, selbst wenn er der deutschen Sprache sonst keine Gewalt anthut, seine Absicht kurz zu sein, in weit höherem Grade und in weit gröberer Weise sichtbar als bei Tacitus. Die Kürze der Uebersetzung wird dann affectirt, während die des Originals höchstens nur studirt heissen kann. Ich habe desswegen von diesen mechanischen Mitteln, die Kürze des Originals nachzuahmen, wenig Gebrauch gemacht und lieber Wendungen gesucht, welche die Hauptstörer einer kraftvollen Sprache, nämlich den Artikel und manche Pronomina, die Präpositionen und die Zeitwörter s e i n und w e r d e n, auch ohne Auslassung entbehrlich machten. Ueberhaupt suche ich immer den Character des Originals nicht durch die Zahl, sondern durch die Art der Wörter anzudeuten; z. B. D i e s f a n d a l l g e m e i n e B i l l i g u n g ist dem Stil des Tacitus weit angemessener als das einfachere: D i e s w u r d e a l l g e m e i n g e b i l l i g t, und nicht blos weil das Hülfszeitwort umgangen wird, sondern weil es zugleich eine g e w ä h l t e Ausdrucksweise ist. Denn allen Anklang an das Gewöhnliche scheut Tacitus mehr als irgend etwas, bisweilen bis zum Uebermaass.

Dieser Umstand und der grimmige Blick, mit welchem Tiberius seine Verantwortung anhörte, war sein Verderben. Cremutius, seines nahen Todes gewiss, sprach etwa so: „Um meiner Worte willen, Senatoren, steh' ich vor Gericht; „so schuldlos sind meine Handlungen! Allein diese Worte „selbst griffen nicht den Kaiser noch des Kaisers Mutter an, „die das Majestätsgesetz im Auge hat. Den Cassius und Bru- „tus soll ich gelobt haben, Männer, deren Thaten schon man- „cher erzählt, und noch keiner ohne Lob erzählt hat. Titus „Livius, der grosse, beredte, gewissenhafte Geschichtschreiber „hat dem Cnejus Pompejus solche Lobsprüche ertheilt, dass „Augustus ihn den Pompejaner nannte; ihrer Freundschaft „that dies keinen Eintrag; den Scipio, den Afranius, selbst „den Cassius, Brutus nennt er nirgend Räuber und Vater- „mörder, Namen, mit denen unsere Zeit sie brandmarkt; „führt sie oft als grosse Männer auf. Asinius Pollio in seinen „Schriften verherrlichet ihr Andenken; Messala Corvinus rühmte „seinen Feldherrn Cassius; und beide blieben im ungestörten „Besitz ihrer Güter und Aemter. Hat der Dictator Cäsar auf „Ciceros Schrift, worin Cato bis zum Himmel erhoben war, „anders geantwortet als durch eine Gegenschrift, wie vor „Gericht? Des Antonius Briefe, des Brutus Reden enthalten „zwar grundlose, aber höchst bittere Schmähungen gegen „Augustus; in des Bibaculus und Catullus Dichtungen finden „wir nichts als Hohn gegen das Haus Cäsar; Julius Cäsar „selbst, Augustus selbst haben sie geduldet und nicht ver- „tilgt; vielleicht mehr noch aus Klugheit als aus Grossmuth; „verachtet man dergleichen, so veraltet es; sich erzürnen, „gilt für Anerkenntniss.“

35. „Ich schweige von Griechenland, wo nicht nur die „Freimüthigkeit, wo selbst die Frechheit ungestraft blieb, oder „wer darauf achtete, Worte mit Worten vergalt. Aber durch- „aus unverwehrt war's und begegnete keinem Tadel, von „Männern zu schreiben, die der Tod bereits über Hass und

„Gunst hinweggehoben. Steht etwa Cassius und Brutus noch „mit Heeresmacht auf Philippi's Feldern, und reize ich im „Bund mit ihnen das Volk durch Reden zum Bürgerkrieg „auf? oder behaupten wenigstens diese Todten siebenzig Jahre „nach ihrem Untergang noch einen Platz in der Geschichte, so „wie wir aus ihren Bildern sie kennen lernen, die selbst „kein Sieger vernichtet hat? Jedwedem zollt die Nachwelt den „Ruhm, der ihm gebührt, und trifft mich ein Verdammungsur-„theil, so wird es gleichwohl nie an Menschen fehlen, die des „Cassius und des Brutus und auch meiner gedenken." Hierauf verliess er die Versammlung und starb den freiwilligen Hungertod. Der Senat beschloss die Verbrennung seiner Schriften durch die Aedilen, doch sie erhielten sich insgeheim, dann veröffentlicht. Um so mehr muss ich des Unverstandes lachen, der an die Möglichkeit glaubt, durch seine vorübergehende Macht das Gedächtniss auch der Nachwelt zu zerstören. Im Gegentheil, grosse Geister, die man straft, gewinnen an Macht, und fremde Könige oder wer sonst die gleiche Grausamkeit übte, haben immer nur sich selbst Schande, den Gestraften aber Ruhm bereitet.

* * *

37. Um dieselbe Zeit bat das jenseitige Spanien durch eine Gesandtschaft an den Senat um Erlaubniss, nach Asiens Beispiel dem Tiberius und seiner Mutter einen Tempel zu erbauen; der Kaiser, der, ohnehin stark in Verachtung äusserer Ehren, jetzt nöthig fand einer Nachrede zu begegnen, die ihm Neigung zur Eitelkeit Schuld gab, hielt bei diesem Anlass eine Rede folgenden Sinnes: „Ich weiss, Senatoren, dass mancher meine sonstige Festigkeit*) vermisst, weil ich

*) *Constantiam*, dem Begriff nach Consequenz. Aber wenn dem Uebersetzer des Tacitus nur die Wahl bleibt zwischen einem Fehler gegen die Kyriologie oder gegen den Purismus, so muss er sich zu ersterem entschliessen. Denn Tacitus ist ein noch strengerer Purist, als die allgemeinen

kürzlich den Städten Asiens bei einem gleichen Gesuch nicht entgegen war. Desshalb will ich mit der Rechtfertigung meines vorigen Schweigens zugleich meinen Beschluss für die Folgezeit eröffnen. Da Augustus es nicht gehindert hat, ihm und der Stadt Rom einen Tempel zu Pergamum zu errichten, so wollte ich, dem alle seine Worte und Handlungen Gesetz sind, diesem Vorgang folgen, um so unbedenklicher, als jene mir dargebrachte Huldigung zugleich auch dem Senat galt. Dergleichen einmal anzunehmen mag Verzeihung finden, aber sich aller Orten in Götterbildern verehren lassen, hiesse Eitelkeit, Hoffarth, und was zur alltäglichen Schmeichelei erniedrigt wird, bleibt keine Auszeichnung für Augustus mehr.

38. Ich bin ein Mensch, zu einem menschlichen Amt berufen, und wohl zufrieden, wenn ich als Fürst meinen Platz ausfülle; dess nehm' ich euch zu Zeugen, und das möge die Nachwelt wissen, die mein Andenken einst mehr als genug ehrt, wenn sie glaubt, dass ich mich meiner Ahnen würdig, für euer Glück besorgt und in Gefahren fest bewies, und für das Wohl des Vaterlandes *) auch Anstoss nicht scheute.

Gesetze seiner Schreibart verlangen. Die Philosophie heisst ihm — wenigstens in seinen Hauptwerken — nie anders als *sapientia*, die Dichter regelmässig *vates*, nicht *poetae*. Bezeichnend ist besonders die Stelle XV, 71. *Milichus praemiis ditatus conservatoris sibi nomen, Graeco ejus rei vocabulo assumpsit.* Dagegen *chlamys*, *catapulta*, *theatrum*, *acinaces* gebraucht er ohne alles Bedenken, wesshalb auch der Uebersetzer sich vor Senator und andern historischen Fremdwörtern nicht scheuen darf.

*) *reipublicae.* Ich übersetze diesen Ausdruck wie auch πόλις wo nur immer möglich lieber durch Vaterland als durch Staat. Der Deutsche kann für den Begriff Staat durchaus nicht so warm werden wie der Grieche für πόλις, der Römer für *res publica*, er selbst für Vaterland, weil er bei Staat immer mehr an die künstliche Staatsform, als an die natürliche Verbrüderung mit seinen Landsleuten denkt, und sich mehr als passiven Unterthan der Regierung, denn als gleichbetheiligtes Mitglied des Ganzen fühlt.

In eurem Herzen sollen meine Tempel, meine schönsten, unvergänglichen Bilder stehn. Denn jedes Denkmal aus Stein fällt wie ein Grab der Missachtung anheim, wenn der Nachwelt Urtheil sich in Hass verkehrt. Darum bitte ich unsere Bundsgenossen, meine Mitbürger und die Götter selbst, diese letzteren um ein ruhiges Herz bis an mein Ende, und um offenen Sinn für menschliches und göttliches Recht, und jene, dass sie einst, wann ich nicht mehr bin, meine Handlungen und meinen Namen mit Lob und wohlwollender Erinnerung ehren." Er blieb auch fernerhin in geheimen Gesprächen diesem Grundsatz treu, dergleichen Huldigungen zurückzuweisen. Einige deuteten dies als Mässigung, viele als Misstraun, manche als Mangel an Seelenadel. Denn der edle Mensch trage Verlangen nach den höchsten Gütern; dem danke Hercules und Bacchus in Griechenland, Quirinus bei uns ihren Platz unter den Göttern. Augustus, der darauf hoffte, verdiene mehr Lob. Einem Fürsten stehe alles sogleich zu Gebote, nur ein Gut wolle mit unersättlicher Lust erst erworben sein, ein gesegnetes Andenken. Denn ein Verächter des Ruhms verachte die Tugenden selbst.

5. Aus des Tacitus Gespräch über die Redner *).

Cap. 28—31.

28. Die Ursachen, nach welchen du fragst **), Maternus, liegen nicht eben tief verborgen, und sind weder dir noch dem

*) Des Tacitus! Auch Niebuhr citirt das Motto vor seiner Römischen Geschichte jetzt aus *„Taciti Dialogus de oratoribus“*; in der ersten Ausgabe stand blos: *„Dial. de caus. corrupt. eloq.“* Die neueste Beweisführung von Gutmann (hinter Orellis Ausgabe) gegen die Aechtheit hat mich nicht überzeugt, am wenigsten das, was er p. 108 über die Latinität

Secundus und Aper ein Geheimniss, wenn ihr gleich mir die Rolle zutheilt, das auszusprechen, was wir alle denken. Denn wer sollte auch nicht wissen, dass die Beredsamkeit samt den andern Künsten von ihrer alten Herrlichkeit herabgesunken ist, nicht darum, weil aus Mangel an Talenten, sondern durch den Unfleiss der Jugend, durch die Nachlässigkeit der Eltern, durch die Unwissenheit der Lehrer und durch das Vergessen der alten Sitte? Gebrechen, welche erst in Rom entstanden, dann sich über Italien verbreiteten und jetzt sich bereits den Provinzen mittheilen. Indess da uns das römische Leben besser bekannt ist *), so will ich nur von Rom und seinen eigenthümlichen einheimischen, Fehlern sprechen, die das Kind gleich bei seiner Geburt in Empfang

und namentlich über den häufigen Gebrauch von *hercle* sagt. Der unbezweifelte Tacitus gebraucht ja diese Interjection so eigenthümlich, besonders Ann. I, 3. *At hercule Germanicum octo legionibus imposuit*, und öfter, z. B. XIV, 43, dass sich aus dieser Uebereinstimmung eher ein Grund für die Aechtheit hernehmen liesse. — Der Stil ist bekanntlich hier ein ganz anderer als in den historischen Werken — ein edler niederer Stil, wenigstens in dem Theil der Schrift, der dem Messala in den Mund gelegt wird. Daher findet, das, was ich oben über die Nachbildung der Tacitischen Sprache sagte, auf das vorliegende Stück weit weniger Anwendung. Kein absichtliches Streben nach Kürze, Kraft und Majestät; im ganzen derselbe Ton, in welchem Cicero übersetzt sein will, Cicero, der dem jugendlichen Tacitus noch zum Vorbild diente, so sehr er später als Originalschriftsteller sich in eine stillschweigende Opposition gegen den ciceronischen Stil setzte.

**) Nämlich die Ursachen des Verfalls der römischen Beredsamkeit.

*) Nach folgender Interpunktion: *Quanquam (nostra nobis notiora sunt) ego de urbe et his propriis . . vitiis loquar.* Bei der gewöhnlichen Abtheilung: *Quanquam nostra nobis notiora sunt: ego de urbe etc.* würde *ego* ohne alle Beziehung und allen Gegensatz stehen.

nehmen und auf jeder Lebensstufe begleiten *). Zuvor muss ich jedoch einige Worte über die strengen Grundsätze vorausschicken, die unsere Vorfahren bei Erziehung und Bildung ihrer Kinder befolgten. Vor allem liess jeder Römer seinen Sohn, das Kind einer tugendhaften Gattin, nicht in der Kammer einer gekauften Amme auferziehn, sondern am Herzen und auf dem Schoos der Mutter, die ihren grössten Ruhm darin fand über ihrem Haus zu wachen und ihren Kindern zu leben. Man wählte eine ältere Verwandte von edler und bewährter Sinnesart aus, der man die gesamte Jugend einer ganzen ausgebreiteten Familie anvertraute. In ihrer Gegenwart war es kaum möglich ein unsittliches Wort auszusprechen, eine unanständige Handlung zu begehn. Und nicht blos den Arbeiten und dem Fleiss der Knaben, auch ihren Erholungen und Spielen verlieh diese Aufsicht den Character der Unschuld und der Sittsamkeit. So hat die Mutter der Gracchen Cornelia, so Cäsars Mutter Aurelia, so des Augustus Mutter Attia die Erziehung der Kinder geleitet und grosse Männer der Welt erzogen, wie die Geschichte lehrt. Diese strenge Zucht hatte zum Zweck, dass der Knabe in der Zeit, wo sein Wesen noch rein und unschuldig war und noch keine falsche Richtung empfangen hatte, mit ganzer Seele den edlern Beschäftigungen sich zuwende, und, mochte ihn

*) Nach der Conjectur *comitantur* für *cumulantur*, nicht blos um den Messala nicht aus dem Tropus fallen zu lassen, sondern weil die Verbindung *per singulos aetatis gradus cumulantur* nach dem Begriff dieses Zeitworts einen logischen Fehler enthält. Denn *cumulari* kann nur in sofern als Synonymum von *augeri* oder *crescere* betrachtet werden, als es den Abschluss des Wachsthums bezeichnet. Dies erhellt aus Cic. ad Fam. IX, 14. *Tantum accessit ad amorem, ut mirarer locum fuisse augendi in eo, quod mihi jampridem cumulatum etiam videbatur.* Die *cumulatio* ist aber nur einmal möglich, auf der relativ letzten Altersstufe, aber nicht *per singulos aetatis gradus.*

seine Neigung zur Kriegskunst, oder zur Rechtswissenschaft, oder zur Beredsamkeit führen, nur diesem Beruf lebe, in seinem ganzen Umfang ihn erfasse.

29. Allein jetzt wird das neugeborne Kind einer griechischen Magd überantwortet, der man noch einen oder zwei aus der Zahl der Sclaven an die Seite giebt, oft die schlechtesten, die zu keinem ernsthaften Dienstgeschäft taugen. In solcher Leute Geschwätz und Vorurtheile wird das zarte unschuldige Gemüth sogleich eingeweiht, und kein Glied der Hausgenossenschaft überlegt viel, was erin Gegenwart seines unerwachsenen Herrn sagt oder thut; ja die Eltern selbst leiten ihre Kleinen nicht zur Redlichkeit und Bescheidenheit an, sondern zum Muthwillen und zur Trunksucht *), ein Weg, der allmählich zur Frechheit und zum Mangel an Achtung vor dem eigenen und vor fremdem Eigenthum führt. Was nun vollends die Fehler betrifft, die unserer Hauptstadt eigen und ausschliesslich angehören, die werden, wie mich dünkt, schon im Mutterleib eingesogen, die Partheiwuth im Schauspielhaus und die Leidenschaft für Fechter und Pferde. Und haben erst diese Interessen die Seele in Beschlag genommen und umlagert, wie viel Raum bleibt da noch für das Rechte übrig? wie viele findet man, die zu Hause noch von etwas anderem reden? und hören wir die Jünglinge andere Gespräche führen, wenn wir einmal in einen Hörsaal treten? Selbst die Lehrer unterhalten sich über keinen Gegenstand häufiger mit ihren Zuhörern; denn nicht durch Ernst in ih-

*) Nach der Lesart der MSS. *bibacitati.* Sollte das so unglaublich sein, dass schon römische Väter ihre Kinder so frühzeitig an den Genuss des Weins gewöhnten, um Zechkameraden an ihnen zu haben? Diese *bibacitas* führt zur Verschwendung und der dadurch veranlassten *avaritia,* wie die *lascivia* zur *impudentia* führt; ein Verhältniss dieser vier Begriffe, welches durch die vorgeschlagenen Aenderungen *dicacitati* u. a. zerstört wird. — Keinenfalls sollte *bibacitas* in den Wörterbüchern ganz fehlen!

rem Unterricht, nicht durch Beweise ihrer geistigen Ueberlegenheit suchen sie Schüler zu gewinnen, sondern durch gleissnerische Höflichkeiten und verführerische Schmeichelworte. Ich übergehe den Unterricht in den ersten Anfangsgründen, in denen gleichfalls nicht genug geleistet wird; weder auf das Lesen der Klassiker, noch auf das Studium des Alterthums, noch auf die Kenntniss der Natur, der Menschen und der Zeitgeschichte wird hinlänglicher Fleiss verwendet.

30. Dagegen sucht man die sogenannten Rhetoren auf. Allein eh' ich den Nachweis gebe, zu welcher Zeit diese Menschen ihr Treiben in Rom einführten, und wie wenig Achtung sie bei unsern Vorfahren genossen, muss ich zuvor einen Blick auf den Bildungsgang jener Redner werfen, von deren gränzenlosem Fleiss, unausgesetzten Studien und beständigen Uebungen in allen Fächern ihre eigenen Schriften Zeugniss geben. Wir kennen *) unstreitig alle Ciceros Schrift, die den Titel Brutus führt. Ihr erster Theil handelt von den alten Rednern, aber am Schluss giebt er von seiner ersten Weihe, von seinen Entwickelungsstufen, ich möchte sagen von der Bildungsgeschichte seiner Beredsamkeit Nachricht; wie er unter Q. Mucius das bürgerliche Recht kennen lernte, wie er unter dem Academiker Philo und dem Stoiker Diodotus sich mit der Philosophie in allen ihren Theilen und Tiefen vertraut machte, und wie er sich mit diesen Lehrern, zu deren Benützung ihm der Aufenthalt in Rom Gelegenheit gab, nicht begnügte, sondern auch Griechenland und Asien bereiste, um sich eine allseitige wissenschaftliche Ausbildung

zu

*) Nach der Lesart der MSS. *nobis.* So sagt Messala statt *vobis* nach demselben Gefühl, nach welchem Nestor in Iliad. I, **260.** *καὶ ἀρείοσιν ἠέπερ ἡμῖν ἀνδράσιν ὡμίλησα* sagt, nicht, was er denkt, *ὑμῖν.* Messala würde mit *Notus est vobis,* was ihm die Herausgeber in den Mund legen, in einen Lehrerton verfallen, den er so sorgfältig vermeidet.

zu erwerben. Darum geben Ciceros Schriften die Ueberzeugung an die Hand, wie wenig es ihm in der Geometrie, in der Musik, in der Grammatik, kurz in jeder freien Wissenschaft und Kunst an Kenntniss mangelte. Er hatte die Dialectik mit ihren tiefen Feinheiten, die Moral in ihrer practischen Bedeutsamkeit, das Leben der Natur und dessen Ursachen genau studirt. Denn so ist es, lieben Freunde, so ist es: jene grossartige Beredsamkeit ist nur der Ausfluss und die Frucht einer umfassenden Bildung, einer vielfachen Kunstfertigkeit, und einer allseitigen Kenntniss. Der Redner fühlt sich mit seiner Herrschaft und Wirksamkeit nicht auf ein schmales, kleines Gebiet beschränkt, wie jeder andere Beruf, sondern der ist ein Redner, wer über jede Frage mit Schönheit, mit Schmuck und mit überzeugender Kraft zu sprechen vermag, nach der Würde des Gegenstands, im Interesse des Augenblicks, und zur Freude der Hörenden.

31. Das war der Glaube der alten Redner. Sie begriffen wohl, wie wenig es für diesen Zweck frommte, in den Rhetorschulen Reden zu halten und mit ersonnenen, von aller Wahrscheinlichkeit entblösten Streitsachen nur Zunge und Stimme zu üben, und wie nöthig es dagegen sei, mit Wissenschaften ihren Geist zu bereichern, welche die Fragen behandeln, was gut oder bös, was sittlich oder unsittlich, was recht oder unrecht sei. Denn das ist der Stoff, der des Redners Aufgabe bildet. Vor Gericht ist fast immer von dem was recht und billig, bei Berathungen von dem was sittlich und edel ist, die Frage, und oft geht beides in einander über. Ueber diese Fragen nun kann niemand mit Gediegenheit und Vielseitigkeit und Geschmack sprechen, wer nicht das menschliche Herz und die Tugenden in ihrem Werth und die Laster in ihrem Unwerth kennt und zugleich weiss, was weder zu den Tugenden, noch zu den Lastern gerechnet wird.

6. Aus des Tacitus Agricola 33. 34. *)

Agricolas Schlachtrede.

Acht Jahre sind's, Kriegsgefährten, seit ihr durch Roms Muth und unter Roms Schutz, durch eure Treu und euren Arm Britannien besiegt habt. In all diesen Feldzügen, all diesen Schlachten, wo bald Tapferkeit gegen den Feind, bald Ausdauer und Ringen fast mit der Natur selbst noth that, ward weder ich je meiner Soldaten, noch ihr eures Führers müde. So überschritten wir die Marken, ich der alten Feldherrn, ihr der früheren Heere, und füllen nun Britanniens Ende nicht mit Gerücht und Namen, sondern mit Lager und Waffen. Britannien ist entdeckt und unterjocht. Oft hört' ich auf dem Marsch, wenn euch Sümpfe, Berge, Ströme ermüdeten, die Stimme meiner Tapfern: Wann wird uns ein Feind, wann eine Schlacht beschert? Sie kommen, aus ihrem Versteck herausgedrängt, und Wunsch und Muth findet ein freies Feld! Alles ist für uns, wenn wir siegen, alles gegen uns, wenn wir besiegt sind. Denn wie es beim Vorrücken schön und rühmlich ist, solchen Weg zurückgelegt, Wälder durchbrochen, Sümpfe durchwadet zu haben, so wird im Fall unserer Flucht das zur höchsten Gefahr, was heute noch der höchste Vortheil ist. Wir besitzen keine Landeskunde, keine Zufuhr wie der Feind; nur Arme und Waffen und darin alles. Was mich betrifft, ich hege schon längst die Ueberzeugung: weder für das Heer noch für seinen Führer giebts einen sichern Rückzug. Drum ist ein

*) Ich habe den fast jugendlich rhetorischen Stil dieser ganzen Schrift, durch welche sie sich von den reiferen Historien und Annalen sichtbar unterscheidet, auch durch die Uebersetzung wiederzugeben versucht. Denn die *Vita Agricolae* vertritt nach Hoffmeisters richtiger Bemerkung eine altrömische *Laudatio Agricolae*, zu deren Abhaltung die Zeit vorüber war.

ehrenvoller Tod besser als ein ehrloses Leben, und Heil und Ruhm liegen beisammen. Auch ist's gewiss keine Schmach, an den Marken der Erde und der Schöpfung zu fallen.

34. Wenn neue Völker, unbekannte Feindesreihen vor uns ständen, würd' ich euch spornen durch anderer Heere Beispiel; so aber überzählt nur eure Heldenthaten, fragt nur eure Augen! Das sind dieselben, die ihr voriges Jahr durch euer Schlachtgeschrei besiegtet, als sie Eine Legion verstohlener Weise Nachts überfallen; das sind die Fluchtfertigsten aller Britannen, und darum so lange noch am Leben. Wie dem Jäger, der Wald und Berg durchzieht, das muthige Wild sich entgegenstürzt, während die zaghaft trägen Thiere schon vor dem Lärm der Jagd entfliehn, so sind die tapfersten Britannen längst gefallen, nur ein Schwarm Feiger und Furchtsamer ist noch übrig. Nun ihr die endlich gefunden — denn nicht gestellt haben sie sich, sie sind eingeholt — da haben sie zum letztenmal und in der Todesangst ihren Leib festgebannt in Reih' und Glied*), hier, wo ihr einen schönen, herrlichen Sieg erfechten sollt. Schliesst ab mit den Feldzügen; fügt zu den fünfzig Jahren noch einen grossen Tag; beweist dem Vaterland, dass das Heer nicht die Schuld trug von des Krieges Verlängerung, noch von dem Grund der Empörung.

*) Ich habe nach meiner Vermuthung übersetzt: *Quos quod tandem invenistis (non restiterunt, sed deprehensi sunt!) novissime* *i i d e m et extremo metu corpora defixere i n aciem in his vestigiis*, ähnlich wie *Ann. II,* 16. *Ut ordo agminis i n a c i e m assisteret.* Dass *id* aus *idem* verderbt sei, sah schon Morgenstern. „Der Feind, mit dem ihr jetzt f e c h t e n sollt, ist k e i n a n d e r e r als der bisher vor euch h e r f l o h." Eben so war Hist. III, 4 *id* für *idem* verschrieben.

7. Horazens Brief I. 9 *).

Niemand sonst als Septimius weiss, wie sehr du mich werth hältst,
Claudius, niemand sonst; wenn er will und mit Bitten mich nöthigt,
Dir ihn zu loben, bei dir ihn einzuführen als würdig
Neros, dessen Gemüth und Haus nur Edeles auswählt.
Wenn er glaubt, ich zähle bei dir als näherer Hausfreund,
Kennet er mich und meine Gewalt noch besser als ich selbst.
Mancherlei sagt' ich ihm vor, um loszukommen mit Anstand;
Aber ich scheute den Schein, mich ärmer zu machen als wahr sei,
Heuchlerisch meinen Besitz zu verläugnen in selbstischem Streben.
So aus Furcht vor grösserer Schuld und ärgerem Vorwurf
Werb' ich nun mit um den Preis der keckesten Stirne. Doch lobst du's,
Dass ich dem Wunsche des Freunds willfahrend die Scheu über Bord warf,
Nimm ihn unter die Deinen, und glaub', er ist wacker und tüchtig.

*) Wenn, wie Fr. A. Wolf bemerkt, der horazische Hexameter in den Sermonen eine Art Ironie auf den reinpoetischen Vers ist, so gilt für seine Nachbildung auch ein ganz anderes Gesetz als für die Uebersetzung des heroischen oder des elegischen Hexameters, in Bau und Ausdruck. Zu dieser Ironie zähle ich z. B. die Wortstellung: *aulaea ruant si*, in Sat. II, 8, 71, die an Kühnheit oder Trotz gegen alle Regel der Syntax schwerlich eine Parallele bei Virgil oder Tibull findet, und mit der prosaischen Diction der didactischen Dichtungsart in einem absichtlichen Contrast steht.

8. Horazens Brief I. 20.

Blickst, mein Buch, so verlangend zum Janus hin und Vertumnus;
Möchtest vom Bimsstein glatt feil stehn in der Sosier Laden.
Riegel und Schloss, Sittsamen ein Trost, dir sind sie zuwider
Klagst, dass dich wenige sehn, und möchtest die grössere Welt schaun.
Nicht so zog ich dich auf. Nein, fliehe den Ort, wo du hinstrebst!
Lass ich dich fort, nicht kommst du zurück. „Was hab' ich gethan! weh,
„Was mir gewünscht!" so jammerst du dann nach erlittener Kränkung,
Schmerzlich zusammengerollt, wenn dein Liebhaber sich satt fühlt.
Also du wirst, falls nicht der Zorn den prophetischen Blick täuscht,
Gelten in Rom nur so lange du blühst im Reize der Jugend.
Bist du einmal, von der Hand des Pöbels betastet, Gemeingut,
Dienst du, im Schrank stumm liegend, den rohesten*) Motten zur Nahrung,
Oder du wanderst gebunden nach Utika oder Ilerda.
Dann wird lachen der Warner, der nicht gehörte, wie jener
Bauer, der selbst in die Schlucht den widerspenstigen Esel
Stiess vor Zorn; denn wozu den Rettung hassenden retten?
Auch harrt deiner das Loos, im äussersten Winkel der Vorstadt
Knaben die Syntax lehrend in's stammelnde Alter zu treten.
Sammelt einmal mehr Hörer um dich ein kühlender Abend,

*) *Inertes*, scherzhaftes Epitheton der Motten, welche zu wenig Bildung besitzen, um würdigen zu können, was sie in diesem Papier geniessen.

Melde sodann, dass ich arm, eines Freigelassenen Kind nur,
Ueber das Nestchen hinaus liess kühn die Fittige wachsen,
Und, was an Adel du nimmst, durch inneren Werth mir ersetzend,
Sprich, dass ich Roms Machthabern im Krieg und Frieden gefallen,
Klein von Gestalt und grau vor der Zeit, zugänglich der Sonne *),
Leicht zum Zorne geneigt, doch zugleich versöhnlichen Herzens.
Sollte dich einer vielleicht ausforschen nach meinem Geburtstag,
Sprich, dass ich vier und vierzig Decembermonden erlebt, als
Lollius sich zum Genossen des Amts den Lepidus wählte.

9. Tibulls Elegie I. 3 **).

Die Genesung.

Ohne mich segelt ihr fort, das ägäische Meer zu beschiffen:
Denkt, Messala, nur dann, du und die Deinigen, mein!

*) *Solibus aptus* nach meiner Erklärung (Lectt. Horatt. Decas p. 16) demnach Horaz seine Kahlköpfigkeit damit andeutet.

**) Theilweise nach Vossens und Gruppes Uebertragung. Es giebt keine leichtere Kunst, als einem metrischen Uebersetzer der Alten Härten im Ausdruck oder Abweichungen vom Original nachzuweisen. Gleichwohl ist es die Aufgabe der Uebersetzung, beides nach Möglichkeit zu vermeiden. Darum sollte jeder Uebersetzer auf seine Vorgänger fussen und nicht wieder von Null anfangen, wie so oft geschieht. Ich habe von Voss soviel benützt als ich konnte und soviel ausgetauscht als ich musste, z. B. des Gefilds neun Hufen; im Tartarus! Aber auch bei dem geistreichen, geschmackvollen Gruppe fand ich Licenzen, die man, wie sich hoffen lässt, nach dreissig Jahren für moralische Unmöglichkeiten halten wird. Gruppe hat doch gewiss die deutsche Lesbarkeit über die philologische Treue gesetzt, und doch — ist das deutsch und lesbar: mit assyrischen Düften die Asche zu netzen? Und wer

Denn mich fesselt, den Kranken, das fremde phäacische Eiland;
Ziehe die gierige Hand, finsterer Tod, noch zurück!

versteht das: Ja was lebte man glücklich, bevor die Erde sich darbot durch verbindende Wege! Und wie können Ixions sträfliche Glieder vom Rad schnell in die Runde geschleift werden? Gruppe beweist in seiner Prosa, in welchem Grade er der deutschen Sprache in jeder Beziehung Herr ist; sollte man da nicht meinen, es sei ihm durch vielfachen Umgang mit der harten und überkühnen Uebersetzungsschule hier ergangen, wie deutschen Geschichtsschreibern begegnet sein soll, die durch das Studium alter Chroniken ihr Gefühl für das, was heut zu Tage deutsch heisst und ist, abgestumpft und verloren haben? Ich habe mir bei diesem Versuch soviel Fesseln als nur denkbar sind angelegt. Denn je weniger Tibulls Poesie darauf ausgeht, in Stoff oder Form etwas frappantes und kühnes zu geben, um so weniger darf auch sein Uebersetzer sich etwas dergleichen erlauben, wodurch er den reinen Eindruck der leicht hinfliessenden Sprache zu stören Gefahr liefe. Ich habe Márkstein u. ä. nie in die Thesis und Arsis gesetzt. Auf die höchst zahlreiche Klasse von Wörtern wie Lóblieder, Thürflügel musste ich dem nämlichen Grundsatz zufolge gänzlich Verzicht leisten; sie lassen sich ohne Aufopferung des Accentes nicht anwenden, und jede Versetzung des Accentes verletzt das natürlich gebildete deutsche Ohr. Elisionen, die nicht die Nationalpoesie, und Wortversetzungen, die nicht die oratorische Prosa auch allenfalls gut heisst, hoffe ich mir nicht erlaubt zu haben. Vor auffallenden Neologismen und Archaismen hab' ich mich so geflissentlich gehütet wie wahrscheinlich Tibull selbst, der möglichst wenig Gelehrsamkeit, aber ein um so empfindlicheres Ohr bei seinen Lesern voraussetzte. Den Trochäus aber muss man, mit Maass versteht sich, statt des lateinischen Spondeus gebrauchen dürfen, sonst sind deutsche Distichen unmöglich; er kann auch nur das gelehrte Ohr in seinem „lateinischen Bewusstsein" beleidigen. Mehr oder weniger wende ich diese Grundsätze auf alle metrischen Uebersetzungen der Alten an; aber in Bezug auf Tibull, *tersissimum poetam*, scheinen sie mir besonders unerlässlich.

Zieh sie zurück, du finsterer Tod! Hier fehlt mir die Mutter,
Die das verkohlte Gebein les' in ihr Trauergewand;
Fehlt mir die Schwester, die Gluth zu bestreun mit assyrischem Rauchwerk,
Und mit gelösetem Haar weinend am Grabe zu stehn;
Fehlt mir Delia selbst, die, bevor von Rom sie mich ziehn liess,
Angstvoll, wie man erzählt, alle die Götter befragt.
Dreimal zog sie das heilige Loos des Knaben am Kreuzweg,
Ward der untrügliche Spruch ihr von dem Knaben erklärt*).
Heimkehr sagte das alles ihr zu; doch nimmer getröstet
Dachte sie ängstlich und nur weinend an unseren Zug.
Ich, ihr Tröster, ich selbst, da schon alles bestellt und bereit war,
Suchte mir unruhvoll neuen und neuen Verzug.
Bald nun waren die Vögel mir Schuld, bald warnende Zeichen,
Oder es hatte Saturns heiligen Tag ich gescheut.
Ach wie oft, wenn ich schon auf dem Weg war, sagt' ich, vor Unheil
Hab' an der Schwelle des Thors strauchelnd der Fuss mich gewarnt.
Wag' es keiner doch je gegen Amors Willen zu scheiden!
Oder er fühlt's, dass er that, was ihm ein Gott untersagt.
Was hilft, Delia, jetzt mir deine Beschützerin Isis?

*) *Illa sacras pueri sortes ter sustulit.* Ich denke mir, Delia hat sich zu drei verschiedenen Malen an einen *puer sortilegus*, der auf offener Strasse seine Anstalt hatte, (*puer ex triviis* wie *dirus a ponte satelles* bei Juven. IV, 116) gewendet und von ihm das gezogene Loos ausdeuten lassen, und jedesmal war die Deutung günstig: *cuncta dabant reditum.* Dass *puer* nur im ersten Vers den *sortilegus*, im zweiten aber einen auf den Kreuzweg ausgeschickten Diener der Delia bedeuten soll, scheint mir rein unmöglich; *pueri* und *puer ex triviis* ist so gewiss eine und dieselbe Person wie *illa* und *illi*.

Was das Metall, das so oft klang in der zärtlichen Hand?
Und was hilft's, dass du fromm sie verehrt und nach heiligem Bade
(O ich weiss es noch wohl!) schliefest im einsamen Bett?
Jetzt, jetzt rette mich, Göttin; du kannst ja gewähren Genesung,
Wie manch Bild an der Wand deiner Kapellen bezeugt;
Auf dass Delia dir ihr Gelübde bezahle, zur Nachtzeit
Tief in Linnen gehüllt sitz' an der heiligen Thür,
Zweimal jeglichen Tags dir mit fliegenden Haaren ein Loblied
Singe, die schönste Gestalt unter der pharischen Schaar.
Doch mir werde das Glück daheim die Penaten zu ehren,
Weihrauch unserem Lar jeglichen Monat zu streun.
Unter dem König Saturn wie lebte man glücklich, bevor noch
Reisen und Wege die Welt weiter und weiter gemacht!
Noch nicht hatte getrotzt den stürmischen Wogen ein Schiffskiel,
Noch nicht gegen den Wind schwellende Segel gespannt;
Noch nicht fuhr nach Gewinn in die Ferne der schweifende Schiffer,
Noch nicht drückten ein Schiff Waaren aus fremdem Geländ.
Damals beugte den Nacken in's Joch der gewaltige Stier nicht,
Nicht mit gebändigtem Maul knirscht' in den Zügel das Ross.
Kein Thor schützte das Haus, kein Markstein stand in den Fluren
Eingegraben, des Felds sichere Gränze zu sein.
Honig gaben die Eichen von selbst, und den strotzenden Euter
Brachte vertraulich *) dem Herrn selber entgegen das Schaf.

*) *Securis* ist passiv zu fassen: von dem man nichts zu besorgen hat; wie häufig. Das Schaf hatte in seinem Herrn noch keinen Schlächter zu fürchten. Irrig erklärt Dissen *securis* durch *non timentibus inopiam victus*.

Rachgier kannte man nicht, noch Krieg noch Schlachten, und nirgend
Schuf mit der mördrischen Kunst Schwerter ein grausamer Schmied.
Jetzt, seit Jupiter herrscht, giebt's Mord und Wunden ohn' Ende,
Jetzt ist das Meer, jetzt ist vieles ein Weg zu dem Tod.
Schonung, Vater! Mich drückt kein Meineid; euere Würde
Hat noch nie mein Mund, heilige Götter, verletzt.
Hab' ich aber schon jetzt mein Maass von Jahren vollendet,
Dann steh' über dem Grab solches verkündend ein Stein:
„Hier ruht unbarmherzig entrafft vom Tode Tibullus,
Als er zu Land und zu Meer seinem Messala gefolgt."
Doch weil stets mein Gemüth dem zarten Amor so hold war,
Führt mich Idalia selbst hin zur elysischen Flur.
Dort herrscht ewiger Tanz und Gesang, holdflötende Vögel
Schwärmen umher, und rings tönt ihr melodisches Lied.
Casia trägt ungebauet das Feld, und durchs weite Geländ' hin
Pranget im festlichen Kleid duftender Rosen die Flur.
Fröhlicher Jünglinge Scharen, gemischt mit blühenden Mägdlein,
Spielen, und nimmer vergisst Amor zu wecken den Kampf.
Dort sind alle vereint, die der Tod in der Liebe dahinriss,
Auf dem gelocketen Haupt tragen sie Myrtengeflecht.
Aber vergraben in Nacht und in Graus liegt unten der Bösen
Wohnsitz, den ringsum schwarzes Gewässer umbraust;
Und Tisiphone, sie, die greuliche Nattern als Haar trägt,
Wüthet und scheucht hierhin, dorthin den frevelen Schwarm.
Dann zischt ihnen entgegen mit Schlangengezüngel der schwarze
Cerberuskopf und hält Wacht an dem ehernen Thor.
Junos frecher Versucher ist dort zu schauen, Ixions
Sündiger Leib, von dem Rad schnell in die Runde gedreht.
Dort liegt Tityus auch, neun Jucherte Landes bedeckend,
Der mit der Leber den Schwarm gieriger Vögel ernährt;
Tantalus dort, der mitten im See steht, aber das Wasser,
Wann er zu trinken versucht, weicht vor dem lechzenden Mund.

Danaus Töchter, die schwer an der heiligen Venus gefrevelt,
Tragen aus Lethes Strom Wasser in's lecke Gefäss.
Dort soll wohnen, wer sich an unserer Liebe vergangen,
Mir langwierigen Dienst unter den Waffen gewünscht.
Nur bleib du mir getreu, so fleh ich; die emsige Mutter
Sitze, der heiligen Scham Wächterin, immer bei dir.
Mancherlei Mährchen erzähl' sie dir vor; beim Schimmer des Lämpchens
Zieh' aus des Rockens Wulst Faden auf Faden sie aus;
Neben euch beiden, gebannt an ihr Tagwerk, sitze das Mägdlein,
Lass' allmählich das Werk, nicke vom Schlafe besiegt.
Rasch dann tret' ich ins Zimmer herein, von keinem gemeldet,
Plötzlich erscheine der Freund, scheine vom Himmel gesandt.
Dann, wie du bist, in Verwirrung die langhinwallenden Locken,
Eile mit nacktem Fuss, Delia, mir in den Arm.
Möge mir — ist mein Flehn — Aurora, die strahlende Göttin,
Solchen gesegneten Tag bringen in rosigem Schein.

10. Aus
Ciceros zweiter philippischer Rede. *)

Anfang.

Welch sonderbares Schicksal verfolgt mich, ihr Senatoren, dass in den letzten zwanzig Jahren kein innerer

*) Eine kurze Probe meiner Ansicht, in welchem Maasse Cicero mit Treue gegen das Original und mit Freiheit in Behandlung der deutschen Sprache übersetzt sein will, wenn er sich selbst ähnlich bleiben soll. Eine freie Nachbildung des Numerus ist nicht das letzte, auf was der Uebersetzer sein Augenmerk zu richten hat; und doch ist eben dieser ganz besonders in der neuesten von R. Klotz herausgegebenen Uebersetzung zu vermissen.

Feind unser Vaterland befehdet hat, ohne zu gleicher Zeit auch mir den Krieg anzukündigen! Ich brauche keinen Namen zu nennen, fragt nur euer Gedächtniss. Mir haben sie mehr, als ich nur wünschen könnte, gebüsst und ich wundere mich, dass du, Antonius, vor dem Ende dieser Menschen, deren Handlungsweise du doch nachahmst, nicht zurückschauderst. Bei anderen fand ich jene Erscheinung eher begreiflich; keiner von ihnen war aus eigenem Antrieb mein Feind; sie hatte ich sämtlich im Dienste des Vaterlandes aufgereizt, du aber hast von selbst mich, ohne von mir auch nur mit einem Worte beleidigt zu sein, durch deine Schmähungen herausgefordert, um für kühner als Catilina und für toller als Clodius zu gelten, in dem Glauben, dein Bruch mit mir müsse dir bei den ruchlosen Menschen zur Empfehlung dienen. Soll ich denken, dass du mich verachtest? Ich finde in meinem Lebenslauf, in der Liebe, die ich geniesse, in den Thaten, die ich ausgeführt, in meinen immerhin unbedeutenden Fähigkeiten nichts, auf was ein Antonius stolz herabsehn könnte. Oder hoffte er, im Senate mich am leichtesten herabwürdigen zu können? in diesem Stande, welcher wohl schon manchem grossen Mann das Zeugniss gab, dass er Rom wohl verwaltet habe, aber noch keinem als mir, dass er Roms Retter sei? Oder wollte er mit mir einen Wettkampf als Redner bestehn? das ist nur eine Wohlthat für mich. Denn giebt es wohl einen reicheren, fruchtbareren Stoff, als wenn ich für mich und gegen einen Antonius sprechen darf? Nein, die Sache steht so: er glaubte, seines Gleichen nicht überzeugen zu können, dass er ein Feind der Vaterlandes sei, wenn er nicht mein Feind wäre. Aber bevor ich ihm auf die übrigen Punkte antworte, muss ich über unsere Freundschaft, die ich verletzt haben soll — nach meinem Gefühl eine schwere Beschuldigung! — einige Worte sprechen.

11. Aus des Sophokles Elektra *).

V. 1 bis 250.

Du Sohn des Agamemnon, der vor Troja einst
Das Heer geführt hat, alles ist dir jetzt vergönnt

*) Bei Nachbildung griechischer Senare kömmt es besonders darauf an, ihren Unterschied von dem modernen Alexandriner und Quinarius fühlbar zu machen. Die strenge Einhaltung und freie Abwechselung der Penthemimeris und der Hephthemimeris ist das Hauptmittel ihm seine Würde zu sichern, so häufig auch die Verführung ist, ihn durch die Diäresis des Alexandriners in zwei Hälften oder durch einen noch gröberen Fehler in drei einzelne Dipodieen zerfallen zu lassen. Ausser dem Spondeus habe ich keinerlei Fuss dem reinen Jambus substituirt, am wenigsten den Tribrachys, der im Deutschen einen ganz andern Eindruck hervorbringt als im Griechischen. Der Anapäst ist im ersten Fuss gewiss zulässig, sonst nur in besondern Fällen, wie ich ihn V. 50 angewendet habe. In dem Chorgesang bin ich dem Rhythmus, nicht den Silben gefolgt. Ein anapästischer Dimeter aus 8 deutschen ächten Längen macht einen ganz andern Eindruck als einer aus 8 griechischen und ist desshalb nicht treu übersetzt; denn der deutsche besteht dann aus 8 gewichtvollen Silben auch dem Sinn nach, während im griechischen gewichtige und gewichtlose Längen abwechseln. In der Prosodie halt' ich mich weit lieber an Göthes und Schillers laxe als an Vossens und Solgers strenge Observanz. Ein an sich tonloses einsilbiges Wort, z. B. wie, der, selbst das auslautende reine *e* in die Arsis gesetzt, obschon bei Nachbildung griechischer Senare nur mit Maass und nur als Licenz gestattet, thut doch einem deutschen Ohr nicht so weh als die Verrückung des Accentes, z. B. Gastfreúnde für Gástfreunde; was Solger sogar für einen besonderen Reiz zu halten scheint. Und je nationaler der jambische Rhythmus lautet, und je festeren Fuss Schillers und Göthes Dramen in der deutschen Nationalpoesie gefasst haben, desto mehr folge ich diesen Autoritäten lieber als einer grauen

Mit eignem Aug' zu schauen, was dein Herz gewünscht.
Dein altes Argos, deiner Sehnsucht Ziel, ist dort,
Der wuthgetriebnen Inachide Weideplatz;
Und hier, Orestes, ist der Markt, der Lykische,
Dem Wolfsvertilger heilig; dort zur Linken prangt
Der Here Tempel; wo wir hier zur Stelle sind,
Das ist die weitberühmte reiche Stadt Myken.
Und dies der Pelopiden unglücksel'ges Haus,
Von wo ich einst bei deines Vaters Morde dich
Aus deiner Blutsverwandten, deiner Schwester Hand
Empfing und forttrug rettend, dann zum Manne dich
Erzog, des Vaters Rächer dermaleinst zu sein.
Und nun, Orest und theurer Freund du, Pylades,
Lasst ohne Säumen Rath uns halten, was zu thun,
Weil uns der Sonne goldnes Strahlenlicht bereits
Den Vögelchor, den sichern Morgenboten, weckt,
Die schwarze Nacht samt ihrem Sternenheer entschwand.
Darum bevor aus seinem Haus der Wohner tritt,

Theorie. Eben so entschieden nehme ich mir für die tragische Sprache den schillerischen Kothurn zum Muster. In der Jungfrau von Orleans, in der Braut von Messina, zum Theil auch im Tell hält sich Schillers Sprache, meine ich, ganz auf derselben Höhe wie die des Sophokles, besonders wenn er in einzelnen Scenen den Senarius für den Quinarius eintreten lässt; während im Wallenstein, Don Carlos und Maria Stuart der diplomatische Charakter des Sujets ihn nöthigte, den Ton etwas herabzustimmen. Eines bestimmten Vorbilds dieser Art bedarf der Uebersetzer des Sophokles durchaus, will er sich vor der Gefahr hüten, den Kothurn bald mit den steifen Stelzen, bald mit dem leichten Tanzschuh oder gar mit dem klappenden Pantoffel zu vertauschen. Dann wird er um keinen Preis mit Donner einen Vers wagen wie: Und nach Haus zu retten mich. Oder: Wie wirst du thun dann? Oder: Soll frühe sich der Junge tummeln? Gleichwohl hab ich Solger, Thudichum, Donner und Steger bei meinen Uebersetzungsversuchen vielfach mit Dank benützt.

Fasst euren Endschluss; denn wir sind dem Ziele nah,
Wo keine Zögrung, wo die rasche That nur frommt.

Orestes.

Du liebster meiner Diener, welch untrügliche
Beweise deiner Lieb und Treue giebst du mir!
Denn wie das Streitross edlen Bluts im Alter selbst
In Fahr und Noth noch seinen alten Muth bewährt,
Und stets das Ohr spitzt, also thust auch du, indem
Du uns ermuthigst und voran der erste gehst.
Drum meinen Plan eröffn' ich hiemit euch; doch du
Dagegen, leih du meinem Wort ein scharfes Ohr,
Und wo es nicht zum Ziele trifft, da bessre du.
Als ich nach Delphi hingekommen zu Apolls
Orakel, um zu lernen wie für Vaters Mord
Ich an den Mördern blutige Rache nehmen soll,
Da gab zur Antwort Phöbus, was du jetzt vernimmst:
Vollstrecken soll ich ohne Schild und Schaar, geheim,
Mit list'ger Faust die vollgerechte Rachethat.
Nun da wir dieses Götterausspruchs kundig sind,
Geh du, sobald der Augenblick dir günstig winkt,
In dieses Haus ein, forsche, wie es drinnen steht,
Damit du Nachricht bringest, sichre, was dein Auge sah.
Sie werden dort den Greisen nach so langer Zeit
Nicht kennen, nichts argwöhnen von dem weissen Haar *).

*) V. **43**. *οὐδ' ὑποπτεύσουσιν ὧδ' ἠνθισμένον.* Ich habe unbedenklich *ἠνθισμένος* auf die Haare bezogen; durch Verbindung mit dem deiktischen *ὧδε* wird es zu einem Synonymum von *λευκανθής* in Oed. Tyr. **743**, um von dem homerischen *ἐπενήνοθε λάχνη* zu schweigen. Mit *γήρᾳ* ist's freilich nicht zu verbinden. Man fasse doch einfach die Worte nach ihrer Wortfolge: „Sie werden dich nicht erkennen, weil du indess so alt geworden, und werden einen so alten Mann, von dem keine Gewaltthat zu befürchten steht, ohne Arg zulassen."

Und lass dich so vernehmen, dass aus Phokis du
Ein Fremder kömmst, vom Phoker Phanoteus gesandt,
Dem mächtgen Gastfreund, ihrem Kriegsverbündeten.
Und bring die Botschaft, eidlich sie bekräftigend,
Dass Orestes unglückselig umgekommen sei,
Aus seinem Wagen mitten im *) Rosseslauf gestürzt
Beim pyth'schen Wettkampf. Also sei dein Wort gestellt.
Wir aber gehn, das Grab des Vaters, wie der Gott
Uns hiess, mit Spendung und mit meines Haupts Gelock
Vorerst zu schmücken, kehren dann hieher zurück
Und bringen mit uns jenen ehrnen Aschenkrug
Der nah im Buschlaub, wie du weisst, verborgen liegt
Auf dass mit Täuschungsworten wir in dieses Haus
Willkommne Botschaft bringen, dass mein Leib bereits
Verbrannt, verkohlt, in Aschenstaub zerfallen sei.
Was darf's mich kümmern, wenn die Sage todt mich nennt
Ich aber lebe, Ruhm gewinn' auf diesem Weg?
Kein Wort, das Vortheil stiftet, dünkt mir fürchterlich.
Auch sah oftmals manchen weisheitsvollen Mann
Vorgeblich sterben; heimgekehrt ins Vaterland
Geniesst er Ansehn, Ehre, mehr als je zuvor.
So will aus solcher Todesnacht auch ich dem Feind
Erscheinen, lebend, leuchtend, einem Sterne gleich **).
Nimm, altes Stammland, nehmet, Heimathsgötter ihr,
Mich gnädig auf! lasst glücken, was mein Herz begehrt!
Und Vaterhaus, du! denn ich komme deinethalb,
Um dich zu sühnen, durch ein Götterwort gespornt.

Ver-

*) V. 49. Der Anapäst soll hier dieselbe Wirkung thun wie bei Schiller, der ihn sonst als blose Licenz nie anwendet: Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde!

**) V. 66. Das *tertium comparationis* ist: Wie ein Gestirn oder der Mond in dunkeler Nacht plötzlich hinter einer Wolke hervortritt, so will auch ich aus dem angeblichen Tod plötzlich meinen Feinden erscheinen.

Verstosst mich schmachbeladen nicht aus diesem Land;
Macht mich zum Herrn, zum neuen Gründer meinem Haus.
Dies hatt' ich euch zu sagen! Alter, nun an's Werk!
Sei deinen Auftrag wahrzunehmen wohl bedacht!
Wir beide gehn jetzt dorthin; denn die Stunde ruft,
Bei jedem Werk des Menschen beste Leiterin.

Elektra.

O weh, weh, hartes Loos!

Erzieher.

Horch! aus dem Haus da meint' ich einer Dienerin
Wehklagetöne zu vernehmen, theurer Sohn.

Orestes.

Ist's nicht Elektra, nicht die Unglücksel'ge? willst
Du, dass wir bleiben, ihrer Seufzer Zeugen sei'n?

Erzieher.

Mit nichten. Kein Werk irgend muss des Loxias
Befehlen vorgehn. Das sei unser erst Geschäft,
Das Todtenopfer auf des Vaters Grab. Denn dies
Bringt uns für unser Unternehmen Kraft und Sieg.

* * *

Elektra (allein aus dem Pallast tretend) *).

Du heiliges Licht,
Und der Erde verbrüderter Luftkreis du,
Oft klang vor euch mein Klaglied,
Oft fiel vor euch in Verzweiflung
Manch wüthender Schlag auf die blutige Brust,
Wann die finstere Nacht zu entweichen begann.
Und in nächtlicher Weile — das zeugt mir stets
Mein Unglücksbett im verhassten Gemach,

*) Aus den: Philologischen Beiträgen aus der Schweiz. Herausgegeben von Bremi und Döderlein. Zürich 1819.

Wie des Vaters Geschick in unendlichem Schmerz
Ich betrauere, den in dem feindlichem Land
Der blutige Mars nicht gastlich behielt;
Nein, erst sein Weib und ihr Lagergenoss
Aegisth — wie der Bauer den Eichbaum fällt —
Die spalten ihm hier mit dem Beile das Haupt.
Und im Haus kein Leid; kein Wehruf tönt,
Als von mir nur allein, mein Vater, um dich,
Wie du hinstarbst kläglich und schmachvoll.
Nein, niemals soll
Mein Klaglied ruhn, mein Jammer, so lang
Der Gestirn weitleuchtende Strahlen
Ich noch schaun muss, schaun dies Tagslicht;
Wie die Nachtigall ächzt um der Kindlein Raub,
Will ich jammernd dem Volk vor dem Vaterpallast
An der Vorhofsthür vorsingen das Lied:
Du Plutons Haus und Persephone's hör'!
Du Hermes drunten und Göttin des Fluchs,
Ihr Erinnyen hört, ihr göttlicher Stamm,
Die ihr achtsam die Schmach der Gemordeten schaut
Und den heimlichen Raub des verbotenen Betts,
O kommet und helft! kommt, strafet den Mord,
Den der Vater mir litt,
Und als Beistand führet den Bruder mir zu!
Mir versaget die Kraft, zu ertragen allein
Mein schwer auflastendes Unheil.

Strophischer Wechselgesang.

Erste Strophe.

Chor (Jungfrauen, Elektras Freundinnen).

Sag uns, Kind des unseligen Weibs,
Sprich, Elektra, welches Geschick
Peinigt also mit Gram endlos dich?

Weinst noch um ihn, dass er schmählich der tückischen
Mutter erlag, Agamemnon, verrätherisch
Von feiger Hand geopfert? O dass den Thäter doch
Der That Fluch treffe! — ziemt dies Wort mir.

Elektra.

Edele Jungfraun, seid will-
kommen, ihr Tröster in meiner Bekümmerniss! *)
Alles ja weiss und erkenn' ich, vergess es auch
Nimmer; doch dessen entschlag' ich mich nimmermehr,
Um den unglücklichen Vater zu jammeren.
Drum, die ihr stets mir Lieb' um Liebe getauschet, ihr Freun-
dinnen,
Vergönnt mir diesen Klaglaut,
Weh, weh, das fleh' ich.

Erste Gegenstrophe.

Chor.

Nie mehr wird dein Vater dir aus
Hades allaufnehmendem See
Aufstehn; jammerst umsonst, betest umsonst.
Ueber das Maass der gerechten Betrauerung
Klagst du und zehrst im unendlichen Schmerz dich auf.
Wenn nicht Erlösung dir das erneute Leid gewährt,
Warum stets neues Leid dir suchen?

Elektra.

Rasender, wer im Leben
Schmählich ermordeter Eltern vergessen kann!
Meinem Gemüthe gefällt die geflügelte

*) V. 128. Ich trenne ἥκετε durch ein Comma von dem folgenden und fasse es als Bewillkommnungsformel, wie Oed. Col. 320. ὦ τέκνον, ἥκεις. Und Homer. Od. XVI, 461. ἦλθες, δῖ' Εὔμαιε. Wörtlich: Da bist du also!

Sängerin, die nur um Itys, um Itys sich
Härmet, des himmlischen Lichtes Verkünderin.
Ja, dich, dich Allduldlerin, Niobe, ehr' ich als Göttin, dich,
Die ewig dort im Felsgrab
Weh, wehe, weinet.

Zweite Strophe.

Chor.

Nicht dir allein ward, Jungfrau,
Des Lebens Schmerz zu Theil,
Du trägst ihn nur schwerer, als die Schwestern,
Die dir die Natur gab vom gleichen Vater,
Wie Chrysothemis lebt und mit ihr Iphianassa.
Und in leidgeschirmter Jugend
Blühet ja noch er, den einst
Unseres Mykene's Land
Grüsset als Herrn, wann er durch des Olympiers
Gnädiges Geleit zur Heimat kehrt, Orestes.

Elektra.

Auf den ich in Geduld hoff' und hoff', ich Arme,
Und kinderlos, ungefreit vergehn muss,
Ewig von Thränen benetzt, in unendlichen
Leiden; doch alles vergisst der Erwartete,
Was er gehört und erduldet; denn täuschte nicht
Jegliche seiner gesandten Verheissungen?
Ob sehnsuchtsvoll er ist,
Die Sehnsucht treibt ihn nicht, zu kommen.

Zweite Gegenstrophe.

Chor.

Muth, Muth, mein Kind, halt Glauben!
Lebt ja doch im Himmel Zeus,
Er, dessen Blick alles schaut und lenket.

Ihm, ihm befiehl deinen grimmen Zorn und
Trag nicht allzuschwer dein Leiden, doch nimmer vergiss auch;
Denn mächtig ist der Zeit Gott.
Glaube mir, an Krisas stier-
nährendem Gestad' weilt nicht
Ewig vergessend der Sohn Agamemnons, noch
Unten an dem Acheron des Gottes Walten.

Elektra.

Aber mir ist ja schon des Lebens Blüth' entschwunden,
Und ohne Rückkehr; ich trag' es nimmer;
Die ich der Eltern beraubt mich verjammere,
Nimmer vom Mann, dem geliebten, vertheidiget;
Nein, wie die Magd, wie die fremde, verachtete
Muss ich des Vaters Gemächer beschaffen, so
In höchst unwürd'gem Kleid,
Und muss am leeren Tische stehen.

Dritte Strophe.

Chor.

Graunvoll scholl's her beim Willkomm,
Graunvoll von des Königs Schlafstatt her,
Als der Unheilsschlag der geschwungenen Axt
Mit der ehernen Wucht sein Haupt traf.
Das ersann der Verrath, das Gelüst vollzog's,
Im Vereine gebärend ein Abscheubild,
Furchtbar — gleichviel ob ein Gott, ob ein Mensch
Diese That verübt hat.

Elektra.

Weh, abscheuwürdigster Tag voll Graun,
Wie schwarz dein Licht mir aufgieng!
Weh, Nacht! weh, fluchwerth Willkommsmahl,

Cas

Unnennbares Leid!
Wo mir der Vater sah
Unwürdigen Tod von der Buhlschaft Hand,
Welche mir auch mein Leben hinstahlen und mich vernichteten.
Segne doch dafür der Olympier
Ihnen den Verrath mit gleichem Loos!
Mögen sie nimmer der Freude Beglückungen
Ernten, die verruchten Thäter.

Dritte Gegenstrophe.

Chor.

Sei klug! halt ein! nicht weiter!
Sieht nicht dein Sinn, aus was für Schuld
Dein Unglück stammt, dass du selbst so in Noth,
In tiefer Entwürd'gung schmachtest?
Ja viel Leid ist dein eigenes Werk,
Weil Unfried stets dein grollender Sinn
Und Hader gebiert. Dem Gewaltigen naht
Keiner gern in Fehde.

Elektra.

Furchtbar umfängt mich Gefahr ringsum! *)
Wohl weiss ich's, kenn' ihr Grollen;
Doch ob auch Gefahr mich umfängt, drum schweigt
Mein Klaglied nie,
Bis mich das Leben lässt.
Denn wer, o geliebteste Freundin, wer
Könnte mir ein Rathgeber sein,
Der verständ'gen Herzens ist?

*) V. 214. δεινοῖς ἠναγκάσθην, δεινοῖς. Ich fasse ἀναγκάζεσθαι, in seiner Grundbedeutung, von ἀγκάς; umarmen, nicht zwingen. Nur so sehe ich einen Gedankenzusammenhang.

Lass mich, o verlass mich, Trösterin,
Sie ist unentwirrbar, meine Noth!
Nimmer entkomm' ich aus diesen Bedrängnissen,
Und ewig will ich klagen.

Epode.

Chor.

Und doch — nimm liebenden Rath an,
Wie von treu fürsorgender Mutter:
Häuf' Unheil nicht auf Unheil!

Elektra.

Wo ist des Jammers ein Maass, das sage mir?
Soll der ermordete Vater vergessen sein?
Wo ist der Mensch, dem das sein Herz räth?
Nein, niemals sei solch Thun mein Ruhm,
Und wird auch je noch ein Glück mein Theil,
Nie mög' ich's ruhig geniessen, wo dann
Mein Klaglied, jetzt mein Unglückstrost,
Vatervergessen schweigt.
Wenn der Ermordete
Modern und ungeehrt
Liegen muss im Grab,
Doch die Mörder nicht
Sühnend büssen des Mordes Schuld,
Dann, dann stirbt auf ewig Scham und
Scheu dahin den Menschen.

V.

Memoria

D. Ludovici Helleri. *)

Natus est Ludovicus Hellerus Ammerndorfae die XIV. Kal. April. anni millesimi septingentesimi septuagesimi sexti, post alios tredecim liberos, parentibus honestissimis et plane antiquis. Horum institutione et exemplo iis virtutibus ab infantia imbutus est, quas nec juvenis deposuit et senior excoluit. Mox patre defuncto, puerulum decem annorum ex adultis fratribus minor sibi permitti voluit. Igitur hunc puerulus fratrem, quoquo publice mitteretur, vel decrepitis sacerdotibus adjutor vel defunctis vicarius, sectabatur, paciscente fratre ut parcius ipse salarium acciperet, si fraterculus secum aleretur. Nemini mortalium plus debere se profitebatur, quam huic viro; tanta cura foverat aegrum, custodierat lubricae pueritiae sanctitatem, animum alumni amore metuque dei impletum ad omnem virtutem erexerat.

Eodem fratre praeceptore usus est uno ea aetate, qua plerique publicis ludis tradi solent; non potuit enim in gymnasio, quod Onoldi florebat, commode ali propter nimias peregre discentium impensas. At post sexennium tametsi quinquies intra hoc tempus habitacula commutanda et in diversos vicos emigrandum ambobus fuerat, tum fratris cura ac disciplina, tum sua docilitate atque industria eo doctrinae pro-

*) Vollständiger Titel: Memoria D. Ludovici Helleri consil. aul. philol. atque eloq. p. p. o. et semin. philol. directoris in acad. Erlang., qua ad orationem pro loco in Senatu Academiae Friderico - Alexandrinae rite obtinendo d. XIV. M. Jul. MDCCCXXVII publice recitandam observantissime invitat D. J. C. G. Lud. Doederlein, philol. atque eloq. P. P. O. semin. director et gymnasii rector. Erlangae in libraria Enkiana.

fecit, ut judicio Faberii, qui tum gymnasio Onoldino praeerat, viri gravissimi ac satis severi, publice dignus judicaretur, qui academica studja adiret. Adiit autem universitatem Erlangensem, ut in theologica studia incumberet. Non sua id voluntate fecit, sed pietati et matris voto tribuit. Quamvis enim illis studiis nihil carius a pueritia habuisset, quae primaria esse debent futuris sacerdotibus, bibliorum sanctorum notitia verbique divini contemplatio, tamen horrebat quodammodo concionandi munus, non ut parum utile, sed, credo, diffidentia quadam et verecundia. Memini enim, quum concionatorem quendam ideo admiraretur et laudibus extulisset, quod nunquam non egregie reique gravitate prorsus digne diceret, eum addere, bis terve se quoque bene et quasi instinctum divinitus oraturum fuisse; sed parum hoc esse. Utut fuit, postea quam in examine theologico approbavit, non frustra se quadriennio praeterito theologi nomen gessisse, quum interim mater quoque obiisset, palam professus est apud suos, ultimam se habuisse eam concionem, quam in examine audivissent; neque sacrum munus unquam capessiturum.

Igitur juvenis viginti fere annorum a negotiatore quodam honestissimo Vindobonam invitatus est, ad liberorum pueritiam regendam. In ea urbe etsi honorifice et amice habitus tam jucunde vivebat, ut vel extremo vitae spatio de urbis magnificentia, de ipso juvene, quem educaverat, post quinque lustra revisendo serio cogitaret, earumque cogitationum gaudio paene juvenesceret, tamen ultra triennium commorari noluit. Jam tunc enim eum vitae cursum instituere decreverat, cui praeparando otium ei ac secessus opus videbantur. Itaque in Franconiam reversus postquam proximos annos privatis studiis dedit, nunc ruri apud suos, nunc Erlangae commorans, ut elegantiorum literarum studia toto pectore hausturus, biennio post sustentandae vitae causa Onoldum concessit, ad illud muneris genus resumendum,

quod Vindobonae omiserat, donec publice ludis literariis est adhibitus, primum vicarius apud ipsos Onoldinos, deinde collega apud Norimbergenses.

Varie illo de spatio vitae suae scholastico disserebat. Abhorrebat enim ejus natura et consuetudo a severitate disciplinae; quod non ita accipi volo, tanquam vel sibi vel discentibus justo plus indulserit, sed ut ipsius mores mixti erant et compositi insigni libertatis studio et sollicita religionis observantia, ita fide, voluntate, religione duci omnes et peragi omnia volebat, parum profici ratus, si necessitas injungeretur, si poenae metus accessisset, si denique humanarum legum sedula cumulatio, intenta magistrorum custodia, crebra imperia intercederent et vel currentes instigarent; nec unquam persuaderi sibi passus est, ludis literariis adstrictiorem legum disciplinam non multo salubrius adimi, quam castris militaribus. Sin quando uti ingenio et clementia evincere non licebat, parebat necessitati, patienter tolerando et fideliter exsequendo, quicquid suum esse existimaret. Et sequebatur praeceptorem eximius discentium amor, qui, dum liberius se haberi sentiunt, et reverentiam retinerent intemeratam et provehi suam eruditionem experirentur. Quamquam enim casu quodam miserabili ei accidit, ut illos ipsos discipulos, quos maxime adamaverat et curatissime formaverat, praematuro fato spei suae ereptos videret, quem casum cum antea saepe, tum praecipue eo die, quo paucis ante suam mortem mensibus Balbachium quoque, professorem Norimbergensem sibique conjunctissimum, obiisse audiebat, non sine lacrimis apud aures nostras incusavit: tamen plurimos reliquit superstites, qui multorum olim beneficiorum autorem et pueritiae suae correctorem recordati vivum coluerant, mortuum deflerunt.

Sed nihil laetius commemorare solebat quasi quaedam praemia laborum scholasticorum, quam quod collegarum amicitias contraxisset illis annis in omne aevum mansuras. Saepe

extollebat ex defunctis Rehbergeri simplicitatem prorsus antiquam, quem virum Graece doctissimum, et ipse jam tum praeceptor, tamen studiorum suorum rectorem habuisset; saepe ex viventibus fidem et eruditionem Goezii, senis venerabilis, cujus otio nunquam desiit uti nunc ad consultationes, nunc ad replicandam juventutis suae memoriam. Sed nemini conjunctior fuit quam Adamo Schaefero; eum enim ex quo Onoldi collegam cognoverat, non solum exemplar sibi proposuerat praeceptoris comitatem autoritate miscentis, sed etiam, quamdiu vixit, parentis in loco reveritus est et non semel patrem appellavit; totaque ejus domo ut sua utebatur.

Inter haec Harlessius apud Erlangenses diem supremum obiit. Ei viro, suo quondam doctori successor datus est Hellerus, pridem cognitus et approbatus summis magistratibus, partim fama, aliis usu. Ipse autem tantum abfuit, ut ultro eum locum, dum vacabat, in quem olim studia sua direxerat, ambiret, ut etiam rure peregrinanti, nihil tale opinanti traderentur ac supervenirent codicilli, quibus Erlangam commigrare jussus est. Triennium fere novo muneri praefuerat, veterum scriptorum enarrator, seminarii philologici moderator, academiae universae interpres, quum me collegam nactus est. Saepe professus est, quoniam esset homo tranquillitatis concordiaeque amantissimus, non ita exoptatum sibi fuisse adventum ejus collegae, quem minus concorditer cum collega quodam suo antea vixisse innotuisset. Sed eam suspicionem, principio bene et prudenter dissimulatam, non modo posuit post primum fere colloquium, sed quasi injuriam immerenti illatam deberet obliterare, ultro familiaritatem obtulit. Itaque factum est ipsius maxime moderatione, ut, quanquam natura diversi et ne studiis quidem plane pares, perpetua ac mira concordia et amicitia viximus. Quinetiam saepe dictitabat, singulari quodam dei beneficio evenisse, ut, quo die ab exsequiis fratris dilectissimi,

qui superfuerat unus, moestissimus rediisset, eo maxime die collegam recens adventantem exciperet.

At proposita hactenus vitae ejus quasi summa jamnunc singillatim per species exponam, qualem ipse continua septem annorum familiaritate bonarum literarum cultorem, ingeniorum juvenilium formatorem, laborum otiique socium ac sodalem, hominem denique prorsus Christianum cognoverim. In quo opere ea minime sum declinaturus, quae *ἀδιάφορα* philosophi dicunt, quae ut per se nec laudem habent nec reprehensionem, sic plurimum valent ad resuscitandas defunctorum imagines, et amicorum animos tanto magis retinere ac delectare solent, quod ea ipsa, quae imperitioribus levia ac fortuita videri debent, consuetudines, dicta, facta, amici pro sua quisque interiore viri notitia ad mores et honestatem referunt; quae fuit etiam veterum scriptorum vel praecipua ratio, ut in describendis hominum ingeniis evidentiam rerum diligentius quam excellentiam sequerentur. Quodsi qui erunt forte, qui bonorum virorum memoriam negent aliter debere componi, quam si virtutes solae recenseantur, reliqua autem, quae minus per se splendeant, aut detorqueantur in laudem aut excusentur saltem aut plane dissimulentur, iis vix videbor Helleri amantissimus fuisse, qui haec in ejus memoriam scripsi. Atqui haec qualiacunque neque *κτῆμα ἐς ἀεί* esse volui, quasi immortalis gloriae virum posteris potius quam aequalibus commendare cuperem, neque rursus *ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα*, tanquam mihi illius nomine famam quaesiturus, sed pietatis esto professio adversus eum, quem et dilexi mirifice et suspexi. Jam vero ne immodicis laudibus eum efferrem, non lege tantum historiae primaria prohibitus sum, sed defuncti quoque recordatione deterritus, in quo tantum fuerit veritatis studium, ut benigne laudantium mendacia non aequiore animo laturi viderentur ejus manes, quam calumniandi malignitatem.

Paulo post adventum meum significare mihi coepit, vel

ideo exoptatum sibi esse collegium nostrum, ut, dum haberet, cui Graecarum literarum culturam et traditionem delegaret, ipse ad Latinorum scriptorum lectionem se recipere Latinaeque linguae studium toto animo complecti posset. Mirari subibat, quoniam et ea, quae antea vulgaverat Hellerus, de Hectore Homerico, de pietatis sensu, quem Pindari carmina spirant, alia, ad Graecas literas omnia pertinere, et Sophoclis editionem Erfurdtii morte immatura interruptam Helleri opera absolutum iri sciebam. Sed fuit ita. Occultaverat adhuc Hellerus eam artem, qua plurimam pollebat, Latinae linguae accuratissimam scientiam singularemque literarum Latinarum notitiam. Quodsi vita ei suppeditasset, ut ea, quae vel ad reconditiores linguae leges indagandas vel ad subtiliorem scriptorum intellectum indefesso multorum annorum studio adnotaverat, in ordinem redigeret et limata in lucem proferret, non dubito quin et magnam bonis literis utilitatem allaturus fuerit et summam sibi gloriam comparaturus. Sed sive senectuti eum laborem seposuerat, ne viridi aetate talibus negotiis a viva quadam adolescentium consuetudine et eruditione avocaretur, sive crescere difficultatem operis sentiebat, quanto plura congesserat, nihil eum elaborasse pro certo affirmaverim. In universum autem aestimanti voluit sese ex eorum philologorum numero haberi, quorum genus hodie aliorum opinione consenuisse, aliorum etiam interiise creditur, caeterum utique est rarissimum occursu. Non Heynios audiverat, non Wolfios, non Reizios, et, qui post eos florere coeperant, Hermannum, Creuzerum, Boeckhium, alios plurimos, suppares sibi aetate, mutua amicitia conjunctiores habuit quam studiorum similitudine. Ita factum est, ut neque criticum se jactaret, neque antiquarum civitatum leges et instituta indagaret, nec fabulas interpretaretur earumve origines inquireret. Ne longus sim, eorum instar, qui bonarum literarum olim restauratores in Italia inclaruerant, antiquitatis studia ad elegantiam

referebat omnia. Neque unum aliquem ex scriptoribus, uti hodie fieri solet, mature sibi sumpserat, quem emendaret, sed optimi cujusque lectione emendari ipse cupiebat. Non dissimulabat, multos libros, Graecos maxime et illos, quorum una in eo virtus posita est, quod, cum ipsi a mediocribus ingeniis emanaverint, aut clarissimorum scriptorum monumentis lucem aliquam afferunt, aut propter ipsa vitia sua pro insignibus saeculi sui documentis habentur, minus sibi esse curae, nonnullosque vix unquam attrectatos. At contra eos, qui omnium judicio vere classici dicuntur, praecipue Latinorum principes, alios saepe et accuratissime lectitarat, partim, ut erat admirabili memoria praeditus, paene memoriter tenebat. Ac Livium quidem, si non principem omnium, at sibi carissimum quos antiquitas tulisset scriptorem esse fatebatur, ita ut etiam de nova hujus scriptoris editione aliquamdiu cogitaret. Enimvero Caesaris jejunitatem, Taciti quaesitum dicendi genus minus adamaverat. Sed ne Ciceronis quidem scripta neglexisse testantur ipsius orationes, illi dicendi magistro similiores quam caeteris; quae juvenis assidua manu versaverat, purae Latinitatis exempla; senior eadem commendabat magis quam collaudabat, ultroque admirabatur eorum constantiam, qui quum erectioris ipsi essent indolis, tamen talis scriptoris verbositate non deterrerentur, quin vel philosophica scripta non perlegerent modo, verum etiam relegerent, hoc eloquentiae genus imitaturi.

Eam critices partem, quae in hoc versatur, ut ingenii ope corrupti loci emendentur, adeo non exercebat, ut subridens interdum jactaret, vix unquam a se conjecturam esse factam, non ignarus ille, quam multi hoc unum vel praecipuum solertiae philologicae genus esse opinarentur, quos nimirum philosophus quidam, tam subtilitate meditandi quam doctrinae varietate insignis, lusibus puerilibus vitam consecrare arguit. Hellerus contra primarium philologi munus in recta accurataque enarratione posuit, in qua tam natura

quam exercitatione, tam acumine quam planitate haud dubie excellebat. Et adnotabant, qui epistolas Horatianas enarrantem audiverant, quam accurate non verba tantum singula, sed sententiarum nexum, qui plerumque difficillimus perspectu est in hoc carminum genere, planius et melius, quam quisquam editorum explicuisset. Ac praeter caeteras adamaverat celeberrimam illam Horatii epistolam, quae a verbis *Nil admirari* incipit; de qua quaedam conscripsit ad ordinem sententiarum demonstrandum, digna profecto, quae postuma evulgentur, et proditura, si quando invenero. Nec ita totus in interpretatione fuit, ut criticam omnem omnino omitteret; nam non modo lectionis varietatem, si qua videbatur commemoratione digna, strenue in examen vocavit, sed alienas etiam sententias diligentissime perpendit, et quid in quaque difficultatis resideret, dilucide apud auditorum aures exposuit, dissimillimus ille istis praeceptoribus, qui suos sensus velut ex tripode profitentur, et, ne scilicet doctrinae quadam mole conturbent voluptatem audientium, cum affectu sive vero sive simulato plaudere simpliciter scriptorum venustatibus satius habent, quam intente docteque illustrare obscuritates.

Caeterum fuit ex eo Latine callentium genere, qui, veluti si nati sint in ipso Latio, sensu prius ac saepius quam certis legibus judicant, quid Latinum sit, quod non sit. Et ille quidem, quantum fieri potest in alienae linguae scientia, ut frequenter suo judicio diffidebat, ita rarissime deceptus est. Subtilitates autem praeceptorum grammaticorum, quae hodie plurimorum opera celebrarentur et admirabili acumine cumularentur, eas dum admiratur potius quam sequitur vel venatur, sui judicii esse negabat; ad aliud quiddam se natum esse, ut quem poesis omni tempore multo magis delectavisset quam philosophia. *Vos*, inquiebat, *vos Hermanni, vos Thierschii, vos Matthiaei rimamini, disceptate, eruite, quem quoque loco modum verbi quodve tempus ratio exigat philo-*

sophica, quae sit particularum minutissimarum primitiva vis et abstrusior potestas, quid differant voculae adhuc promiscue usurpatae; regnare vos enim in hoc genere et probe scio et facile patior; me interim ea frui libertate peccandi nimirum sinatis, quam ipsos veteres scriptores sibi sumpsisse video. Quum vero in libris grammaticis locutiones plurimas, probas diuturno clarissimorum ingeniorum consensu et usurpatione habitas, juniorum temeritate in mendis numerari et usum linguae legibus philosophicis praepropere ac nimio plus coerceri videret, tum modo jocans leviter, modo serio cavillans, *Quem ad finem,* dicebat, *ea sese jactabit severitas? eo, credo, ut, qui Latine scripturi sint, prae anxietate ac sollicitudine peccandi nihil plane audeant scribere, gnari videlicet, singula singulis locis loquendi genera hodie probari, et turpiter lapsurum, quicunque non unum istud repererit, quod recentissimis Latine scribendi magistris condonare placuerit; in ea praesertim lingua, quam verborum inopia miserandum in modum laborare constat.* Sed quae sic vehementius apud familiares et intento ore ac vultu perstringebat, eadem temperate exposuit singulari programmate, quod scripsit ultimum, de acriori Latinitatis studio apud nostrates reviviscente ejusque finibus regundis. Simul adnotabat, perpaucos ex summis philologis eosdem operam subtilitatibus grammaticis navasse et orationis elegantia ac venustate eminuisse; haud aliter ac si altera ars alteri officeret, et intentiore recte scribendi cura et legum innumerarum conscientia retardaretur atque inhiberetur flumen orationis. Quare ludorum magistros, qui plurimi ad eum confluebant, pristini doctoris sui bene memores, aut salutaturi amice aut consultaturi utiliter, eos, inquam, assidue commonebat, si Latine scribere discipulos discere vellent, sedulo caverent a praeceptorum grammaticorum coacervatione, revocabatque ad obsoletum illud et saepius immerito derisum phraseologiae studium, ut plus offerre et largiri ingeniis discentium videretur liberalitas

prae-

praeceptoris, quam adimere et coercere ejusdem severitas. At ipse dum scribebat Latine, promptus, agilis, securus; dum limabat scripta, cautus, diligens, imo anxius; in quo adeo non pigebat judicia anquirere amicorum, ut, sive de unius vocabuli delectu sive de verborum collocatione ambigeret, praesentes ex familiaribus adiret, absentes per literas consultaret, nihil denique reliqui faceret, quin, quantum per ipsum staret, quam perfectissimum quidque ederet. Quam sedulitatem si quis ex securioribus amicis cavillabatur, non vanitatis vel fastus esse testari solebat, sed religionis ac pietatis, quoniam quidem non suam gloriam, si quid relinqueretur, agi arbitratus est, sed academiae, cujus nomine ac jussu scriberet. Nam si exceperis, quod Oedipum Coloneum Sophoclis sua sponte edendum sibi sumpserat, nihil in publicum emisit, quod non collegii alicujus interpres et muneris necessitate coactus scripsisset. Abhorrebat enim ejus animus, caeteroquin famae non incuriosus, ab librorum editoris gloria, satiusque habuit aequalibus prodesse quam posteris. Quare factum est, ut discipulorum grata memoria multo magis floreret, quam apud exteros notitia et claritudine.

Sed animos ut puerorum olim, ita posthac adolescentium ac juvenum non modo doctrinae laude et instituendi industria devinciebat, sed magis etiam comitate et morum simplicitate et quod nihil humani a se alienum putabat, in omne tempus sibi conciliabat. Atque cum multo otio, Scipionario nimirum, muneris sui ratione et beneficio frueretur, id adeo non suum esse existimavit, ut paene omne dicaret discendi cupidis, qualibet hora et quacunque de re adeuntibus. Et qua ipse erat humanitate et facilitate, effecerat, ut vel timidiores, postquam bis terve viderant, et verecunde cum eo ut cum sene ac magistro, et liberrime tanquam cum familiari vel parente agerent. Erat autem mediocritatis ingeniorum in docendo patientissimus, omnibusque in rebus spe longus; dummodo arrogantia vel insolentia abesset, qua

nihil oderat hostilius. Eam cum in adolescente deprehenderat, non illum quidem a se removebat, quasi hominem abominaretur, sed vitium hominis perstringebat, non ridendo primum, ne erubescens ille fugere monitorem quam audire mallet, sed ita adhortando, ut patri, ut sapienti, ut denique sacerdoti adstare videretur.

At primaria huic antiquitatis studiorum doctori ea fuit cura, ne quis ex juvenibus disciplinae ejus permissis haec ipsa studia ardentiore animo amplecteretur, quam doctrinam Christianam; in hoc quoque differre se dicens ab hujus aetatis philologis plerisque, quod Graecorum Romanorumque non mores, non instituta, non disciplinam, non vitam denique universam suspiceret et velut exemplar quoddam propositum discentibus vellet, sed multas eorum partes ut repugnantes Christianae religionis castitati si non arguendas, at non venerandas certe, nedum aemulatione exprimendas vel revocandas existimaret. Priores enim philologos, non quidem Italos, sed Batavorum plerosque et Germanorum satis habuisse artem scribendi ingeniorumque elegantiam vel subtilitatem meditandi in priscis scriptoribus admirari, et quantum possent in succum et sanguinem vertere, caeterum, quoniam theologi maxima ex parte ipsi et essent et haberi vellent, nihil probasse, quod non satis dignum esset perfecta Christiani hominis figura ac specie; omninoque non tam ob res clare gestas, quam propter libros egregie scriptos operam dedisse antiquitati. Cavendum utique maximopere putabat, ne ii, qui plurimum temporis in veterum scriptorum lectione ponerent, etiamsi improbare didicissent Epicureorum placita ac leviorum scriptorum lasciviam, tamen gloriae cupidinem, de qua creberrimus apud veteres etiam honestissimos sermo esset ut de summo bono, minus aspernari consuescerent, quam Christiana religio flagitaret. Quid mirum, quod plures ex ejus discipulis, quos maxime adamaverat et optimae spei esse judicabat, ipso tantum non in-

stigante ad theologiae se studia converterunt? Quorum ex numero si acriori quempiam philosophiae amore flagrare animadverterat, eum ardorem moderari quodammodo solebat; non quo avocavisset quenquam ab eo studio, perutili, ut ajebat, et innoxio, si separatim tractaretur, sed monebat, hortabatur, orabat, ut ne potiora ea quae philosophorum ex ore scriptisve didicissent, vel veriora esse crederent quam sacrae scripturae praecepta. Jam vero acerrime in eos invehebatur philosophos ab eorumque quasi fraudibus ac mendaciis deterrebat, qui sua commenta, quamvis aperte doctrinae Christianae repugnantia, tamen ipsius verbi divini auctoritate communire auderent, sive falso sive fallaciter interpretando; nec temperabat, quin tales homines tam sanctae doctrinae non matrimonium, sed pellicatum petere diceret.

Sed quod alios esse voluit, Christiano nomine dignos, id ipse prius fuit suoque exemplo praeivit. Quaeque virtutes maxime commendantur Christianae religionis praeceptis, in iis tam studiose elaboravit, ut, quicquid deliquit, immoderatiore virtutum leniorum, quas vocat Tullius, studio peccavisse dicendus esset. Fuit enim innocentia ac fide paene morosa; mansuetudine tanta, ut quibusdam irasci nescire videretur; concordiae ita studiosus, ut iis se negotiis, quae offensioni obnoxia sunt et inimicitiarum pro republica suscipiendarum necessitatem injungere solent, solvi et excusari mallet, alias haudquaquam segnis ad officia quamvis molesta, si modo atrox judicis persona abesset; misericors denique adeo, ut non raro se in mitiorem partem peccasse fateretur. Memini saepe eum a puerulis inter ambulationes stipem rogari; hos dum deterret a mendicandi infamia, superatur misericordia, deterritos revocat, revocatis largitur. Sanctitatem autem vitae in tali viro commemorare contumeliae propius fuerit, quam laudationi.

Postremo frequens dei cultor venerationem religionis Christianae ita ore et institutis vitae profitebatur, ut quorun-

dam rumoribus etiam mysticorum vel pietistarum, quos vocant, numero insereretur, quum praesertim nonnullorum virorum amicitias coleret, qui eo nomine apud vulgum veneunt. Qua fama nihil tulit patientius. Nam longissime aberat ab eorum moribus, qui merito illo nomine appellantur; nihil tristitiae in vultu, nullum secessus ac solitudinis studium, qui cum caelebs ipse viveret, (fortuna et casu, sive quod lenior et indulgentior natura sibi ipse videbatur, quam fas esset patri familias) et cognatos quoque composuisset omnes praeter unam sororem, natu majorem ipso, sed superstitem futuram, theatra quidem et epula, vel ventris vel honoris causa instituta nunquam adibat, tanquam parum commoda animis relaxandis; at non modo familiarium domos frequenter intrabat, omnium secretorum studiosus et particeps, sed multus etiam in publico, hominum longe aliter sentientium circulos ultro quaesivit. Et apud omnes gratiam inierat, homo candore animi notus, moribus simplex, affabilis sermone, consuetus ridendo dicere verum et sine ulla audientium offensione, ut ab omni dicacitate alienissimus, ita ad jocandum promptus ac festivitatis amator, et cujus ea esset in narrando alacritas, ut, quum loquentes introducebat, plerumque vocem ac dialectum, qua quisque utebatur, multa arte exprimeret, idque paene nolens ac semper ita, ut et ipse jucundius audiretur, et illi, quos imitabatur, non essent deridiculo. Idem etiamsi ipse multo vitae usu et peregrinationum diuturnitate ac frequentia perpolitus esset, tamen homo ad simplicitatem morum natus, adstrictiores angustioresque rigidae, ut dicam, et delicatulae urbanitatis leges aspernabatur, quicquid non ab honestate vetitum esset, licitum viro inter viros et amicos existimans; quibus autem locis hoc libertatis genus offensioni fore arbitraretur, eos declinare malebat.

Idem ut hominum conversationis studiosus, ita naturae amoenitatum fuit amantissimus; post prandium, horis prome-

ridianis ad solis occasum usque nequidquam domi inter libros quaereres; unde multi literatum hominem tantum temporis otio et ambulationi dare mirati sunt, falso illi quidem judicantes; deprehenderes enim murorum angustiarumque osorem inter frondes et arbores hortorum publicorum, sedentem, Livii sui vel Horatii particulam manu tenentem, et intentiorem sub dio quam intra parietes literis operam navantem. Sed nullus ei locus Musis colendis aptior et carior fuit, quam turricula quaedam lignea, quam civis quidam honestissimus in jugo collis propinqui exstruxerat. In ea multam aestatis partem transigebat, ubi solitudine loci et refrigeratione frueretur, et prospectus longissimi contemplatione delectaretur.

Multum hoc vitae genus conferebat ad sustentandam ejus valetudinem, qua non tam firma usus est, quam corporis proceritatem et robur intuentibus et animi vigorem atque hilaritatem experientibus videri poterat. Quod malum etiam itineribus sublevare consueverat quotannis suscipiendis, unde otio, regionum amoenitatibus, amicorum longinque habitantium adspectu et sermone recreatus ad negotia redibat. Igitur autumno adventante anni millesimi octingentesimi vicesimi sexti agitare secum coepit, quonam relaxandi animi causa cursum dirigeret. Diu haesitavit, Rhenum peteret urbesque amicorum plenas, an Salisburgenses montes viseret. Hinc novitas rerum, illinc recordatio invitavit. Tandem comperto, amicos quosdam Rhenanos, quorum imprimis adspectum desiderabat, et ipsos peregrinari, Monachium profectus est, quam urbem diu consulto evitatam quasi infestam sibi, tum vero introiit fatalem. Nam vix biduum in ea urbe commoratus est, certus postridie proficiscendi, quum post coenam cubitum discedens angore quodam se cruciari queritur. Arcessendum curat medicum, id quod rarissime faciebat, habitantem in propinquo et artis laude florentem. Is bono animo esse aegrum jubet, aestus intolerantiam immodici, salutationum crebritatem, ipsius itineris fatigationem incusans

Dum obambulant, amicos communes agnoscunt commemorando, dierum proximorum jucunditates recensent, denique hilariter confabulantur, subsistens repente Hellerus, corpore ad lectum reclinato, *Vae, redit angor*, inquit. Accedunt oculorum distortiones, alia mortis signa, quae mors ipsa tam subita insecuta est, ut veluti fulmine tactus exspirasset, antequam exspirare se sentiret, jaceretque aurigae sui amplexu sublevatus, facie nequaquam immutata, quae per proximos etiam dies tranquillitatem animi et hilaritatem prae se ferret. Itaque illud mortis genus, quod paucis ante mensibus regi optimo eloquentissima oratione gratulatus erat, ipsi contigit. Addidere medici moerentibus triste solatium, qui introspecto exanimati corpore, multa et magna senectutis mala, si vitam produceret, imminuisse testarentur; tanto majore illi cum fide augurantes, quod ipse aliquot ex annis memoriam, qua quondam egregia floruerat, miserandum in modum labare et oculorum aciem hebetari cum coecitatis appropinquantis timore conquestus est.

Non tamen inopinantem oppressit tam subita mors, et multa reminiscebantur amici post eventum, quibus tale quid se divinare non obscure significaverat. Saepe audivi memorantem, initum a se spatium aetatis stirpi suae fatale et luctuosum; quinquagenarios enim obiisse etiam fratres. Cumque vespere antequam proficisceretur, cubiculum ejus intrassem, deprehendi eum chartas, epistolas, alia in ordinem redigentem, multis haud dubie annis non introspectas, quoniam quarundam adspectu mirifice afficiebatur, nunc subridens, nunc ingemiscens, nunc laeta quadam recordatione paene exsultans. Finita lustratione quum colligasset omnia, tum demum me adesse sentire videbatur; adeo totus in illo negotio fuerat; salutatumque silentio, ut altiorum cogitationum manifestus, ad cistam adduxit, in quam inclusit fasciculum, addito: *Haec praeter caetera tibi commendata volo, si quid adversi accidat.* Reliquus sermo quanquam seriis de rebus,

hilaris fuit, nec ipse discessus noster ut ultimum valedicentium. Sed matronam quandam, cujus domum frequentare solebat, iam rite digressus paulo post denuo visit, nulla causa; rogantique inter alia, quando de itinere reversurus esset, quasi increpans, *Prius quin imo*, respondit, *illud quaerendum est, num reversurus sim omnino! tune hoc quidem exploratum habes? tune pignore affirmabis?* Quumque alius ex amicis discedentem prospere redire jubet, ille, *Coeptus mortalium liquent*, inquit, *eventus non item*; ita tamen haec effatus, ut ultima verba suspirio abeuntis absorberentur. Caeterum ipso die fatali non modo nihil ejusmodi significasse, sed hilarissime degisse constat.

Funus quanquam modicum, ut peregre defuncti, tamen amicorum prosequentium celebritate curatius fortasse habitum est, quam ipse probaret. Pridem enim injunxerat suis atque inculcaverat etiam, ut corpus quandoque exanimatum quam minima pompa efferendum curarent, quum ne ipse quidem vel collegam ullum vel fratrem ipsum prosequutus fuisset. At Erlangae quum obiisse Hellerum percrebrescere coepisset, primum omnes sibi patrem, sibi amicum, sibi largitorem amissum conquerebantur, post demum memores, qualem virum et academia et respublica et civitas literaria lugere deberent, donec ea dolentium animis rediit moderatio, ut hominis pridem ac bene ad supremam necessitatem praeparati gratularentur *εὐθανασίαν*.

VI. *).

De Sophoclis Ajace.

Sophoclis ea fabula, quae Ajacis nomine inscripta est, dubitari potest utrum a virtutis poeticae admiratione majorem famam habeat, an a vitii cujusdam crimine. Atque in laudibus operis facilis erat et libens consensus: illud multi vituperaverunt, quod justo plus extenderetur tragoedia post Ajacis interitum, quem non solum lamentatio sequeretur propinquorum, Tecmessae Teucrique, sed certamen etiam de sepultura, idque ipsum certamen ultra modum prolixum; nam primo Menelaum introduci qui interdiceret, deinde Agamemnonem qui idem faceret, donec Ulyssis interventu tandem aliquando venia impetraretur. Id poetae consilium alii aliter vel excusare studuerunt vel purgare, quorum ego sententias nec censere nec recensere nisi in transitu statui, et quid ipse de consilio poetae universo sentiam, exponere in animo est, sponte hinc appariturum esse ratus, quae vis insit in posteriore Ajacis tragoediae parte, quamque necessaria sit ad perficiendum id quod poetae ingenio obversabatur.

*) Aus den Denkschriften der K. B. Academie der Wissenschaften in München 1837.

Demonstrare voluit Sophocles tragoedia Horatianum illud:

Vis consili expers mole ruit sua;
Vim temperatam di quoque provehunt
In majus; idem odere vires
Omne nefas animo moventes *).

Vim consilii expertem Ajax repraesentat ejusque vitii culpa ruit in vitia, in mala, postremo in exitium.

Prima ejus personae lineamenta depinxit jam Homerus, percoluerunt fortasse cyclici poetae, certo tragici ac Sophocles. Nam Homerus frequens est in celebranda Ajacis Telamonii vi ac virtute, sed bellica duntaxat. Mole corporis ingens est, viribus insignis, manu fortissimus, denique mirum in modum laudatus his versibus Il. XVII, 280.

Αἴας, ὃς πέρι μὲν εἶδος, πέρι δ' ἔργα τέτυκτο
τῶν ἄλλων Δαναῶν, μετ' ἀμύμονα Πηλείωνα.

Sed idem Homerus, si etiam tacendo loqui credendus est, huic tanto viro ingenii, solertiae, sapientiae laudem derogat quodammodo. Conciliis interest quidem Ajax, sed elinguis, Iliad. II. 406. Inter legatos ad Achillem deligitur, sed orandi munus Phoenici relinquit et Ulyssi, ipse extremo colloquio pauca disserit, et affectu majore quam ratione et eloquentia. Il. IX, 223. 624. Adeo mutus est inter illos, qui pauci remanent consolando Achilli Il. XIX, 310. Nusquam

*) Hi versus ita demum huc cadent, si *nefas* recte intellexeris. Non de *scelere impio* cogitandum, quae vulgaris significatio est, sed de *re nimio plus ardua et impossibili.* Proprius hic usus est Horatio, quod sciam. Carm. I, 23, 20. *Levius fit patientia, Quicquid corrigere est nefas.* Nec aliter Carm. I, 3, 26. *Audax omnia perpeti gens humana ruit per vetitum nefas*, ubi *vetitum* minime abundat. Similiter tamen etiam Virg. Aen. VII, 73. *Lavinia virgo Visa (nefas!) longis comprendere crinibus ignem*, de mira re, non de nefaria. Nempe *nefas, nefandus* proprie de *ἀφάτοις* dicitur, nec nisi per euphemismum ad *ἀνόσια* transfertur.

fere verba facit nisi in proeliis ad exhortandos pugnatores *). Nihil praeter staturam in Ajace laudat Helena Il. III, 229. Nec ingenii solum subtilitas deerat, sed corporis vastitas prohibebat agilitatem. Ipse *μέγας* dicitur vel adeo *πελώριος*, quo nomine discernitur a cognomine Oilei filio, *ταχεῖ* dicto; statarii demum militis repraesentabat imaginem, immobili gradu resistere consuetus et quasi quodam pondere corporis solo infixus, *φέρων σάκος ἠΰτε πύργον* Il. XVII, 128. XI, 485; sive *βουγάϊος* XIII, 824 h. e. *βοῒ* seu *σάκει ἑπταβοείῳ γαίων* **). Disertius etiam describitur Il. XIII., 324.

οὐδ᾽ ἂν Ἀχιλλῆϊ ῥηξήνορι χωρήσειεν
ἔν γ᾽ αὐτοσταδίῃ· ποσὶ δ᾽ οὔπως ἐστὶν ἐρίζειν.

Inde factum est, ut in lucta facile Ulyssis *δόλῳ* prosterneretur Il. XXIII, 724; levando ac sustollendo vinci non potuerat. Idem quanquam semet ipso testante, Il. VII. 198, ne artem quidem dimicationis ignorabat, tamen multo crebrius quam reliqui heroes et studio quodam ad priscum illud pugnae genus et rudibus ferisque pugnatoribus frequentatum relabitur, ut saxorum moles torqueat et in hostem conjiciat; Il. VII, 268. XII, 380. XIII, 323. XIV, 409. Denique in universum aestimanti Homerus, is qui caeterorum heroum formas mortalium corporibus aequales ac viribus tantum multo validiores finxit, unum fere Ajacem Telamonium prorsus immani gigantum ac Titanum robori ac ferociae de industria assimilavit.

Huic heroi novam induit ac tragicam personam Sophocles, ita tamen ut percoleret ab Homero tradita magis quam permutaret. Est enim Sophocleus Ajax corporis viribus unice ac prope stolide ferox, iisque et virtutibus et vitiis notabilis, quae tantam ferociam sequi solent, homo audax, simplex,

*) Etiam Pindarus Nem. VIII, 41. Ajacem vocat *ἄγλωσσον μὲν, ἦτορ δ᾽ ἄλκιμον.*

**) De eo vocabulo disserui in Niebuhrii Mus. Rhen. 1828. Tom. II. Fasc. 2. p. 254.

honestus, idem pervicax, iracundus, confidens. Sed affinxit poeta quendam *τύπον*, quo mores ejus magis etiam adaptaret cothurno. Ajax prae ferocia contemptor est quadamtenus sapientiae, ac prae morum simplicitate et candore animi osor prudentiae ac moderationis, quarum virtutum utile proposuit nobis exemplar Ulysses. Igitur Titanum *) in hoc quoque similis est Ajax, quod vi omnia patrari ac perfici posse putat, et consilia tamquam ignavorum hominum et imbellium perfugia aspernatur, prorsus ignarus quid intersit prudentiam inter et vafritiem. Brevissime ejus naturam describit intelligentissimus veri et unus omnium nec nimio studio Ajacis nec odio corruptus, Calchas vs. 758.

τὰ γὰρ περισσὰ κἀνόητα **) *σώματα*
πίπτειν βαρείαις πρὸς θεῶν δυςπραξίαις κ. τ. λ.

Ipsius poteae judicium audire mihi videor. Ex hoc errore Ajacis omnia manant, quae peccat, ad hunc omnia referenda.

Jam primum pauca de armorum judicio. Ejus ut essent arma Achillea, destinatum erat, qui plurimum Achivis profuisset. Atqui Ajax manu, Ulysses consilio utilior fuerat. Diu magnum inter mortales certamen fuerat, vine corporis an virtute animi res militaris magis procederet ***), tum vero Graeci animo plus tribuere coeperunt; itaque Ulyssi *τὰ ἀριστεῖα* adjudicabant, *φωτὶ παντουργῷ φρένας*, ut videtur Ajaci scilicet, vs. 445. Judicium id fuit, ab Atridis, judicibus legitime vel divinitus constitutis, factum. Boni consulendum

*) Aesch. Prom. **205**.

) Cum Bothio Suidae lectionem *κἀνόητα* praefero librorum scripturae *κἀνόνητα*, propter vs. **763. *ἄνους εὑρέθη*. Euphemismo h. l. non magis locus fuit quam vs. **1272**, ubi Lobeckius *κἀνόητα* etiamsi in textum non recepit, tamen probat, consentiente Ms. Monac. a me collato. *Ἀνόητος* autem h. l. non solertiam universam praecludit, sed *σωφροσύνην* maxime; vid. vs. **133**. Quod eundem Minerva *προνούστατον* vocat vs. **119**, ad omnem omnino prudentiam referri nequit.

***) Sallust. Cat. **1**.

fuit ligitatore victo, si saperet. Quid Ajax? Justius de hoc quam de Achille narraret Horatius:

Jura negat sibi nata, nihil non arrogat armis.

Ad ultimum contumaciae prolabitur, ultionem exitiumque parat tam judicibus quam adversario victori; quasi societas civilis, cujus beneficio ferocia naturalis cohibetur et vires corporis animi imperio concedere coguntur, vel extaret nulla vel nihil esset. Vere de hoc facinore Agamemno vs. 1247 conqueritur:

κατάστασις γένοιτ᾽ ἂν οὐδενὸς νόμου,
εἰ τοὺς δίκῃ νικῶντας ἐξωθήσομεν,
καὶ τοὺς ὄπισθεν εἰς τὸ πρόσθεν ἄξομεν.

Sed consentaneum hoc erat Ajacis ingenio; nec indignum suae sibi virtutis conscio *); nam etsi non adeo ferus erat, ut justitiam prae violentia laederet, tamen non eo humanitatis cultu temperatus, ut ei judicio, quod injustum esse sibi ipse persuasisset, suam animi sententiam submitteret et condonaret, et quemadmodum Spartanorum rex apud Thucydidem vel Socrates Platonicus leges publicas semet ipso sapientiores crederet.

Iram et scelus Ajacis Minerva Atridis Ulyssique propitia irritum facit, et ut eodem actu poena sceleris detur, in risum et ludibrium convertit. Jure omnes eam scenam, qua Ajax pueriliter exsultans et ridicule saeviens inducitur, ut cothurno dignissimam admirati sunt **); augetur enim ipse horror et miseratio eo ipso, quo gravior suapte natura Ajax et austerior et ab omni festivitate jocoque alienior specieque atrocior fingitur.

Saevus enim est ingenio, non propter vesaniam; nam

*) Vid. v. 423. 442.

**) Vid. Fr. Jacobs p. 112. in Nachträgen zu Sulzers Theorie d. sch. K. Vol. IV. p. I. 1795.

sanus consilium occidendorum inimicorum ceperat *), in quo dementia nihil mutavit aliud, quam ut in ipso itinere demum mente captus, pecora pro hominibus duceret et cruciaret.

Non tamen haec saevitia ex duritie animi perpetua manat, sed unice ex ira; ipsa autem iracundia, in heroibus praesertim, documentum simplicitatis et pars generositatis habetur, ut in Achille **). Non indignius in Ulyssem saevit Ajax quam Achilles in Hectorem, nisi quod hic quidem amore Patrocli incensus, Ajax autem sua causa; sed ne Ajax quidem proprio tantum odio, sed quodammodo pro justitia ***), quam Ulyssis victoria violatam et pessundatam esse judicat; idem haud dubie facturus, etiamsi ad alium quempiam pertineret injuria; tam strenuum juris justitiaeque cultorem et vindicem Sophocles eundem Ajacem non casu, credo, inducit in Philoct. 410.

Quo quis acrius odisse potest et, si occasio fert, ulcisci, eo ardentius amare solet, ut ajunt. Ergo ut compensaret poeta sapientissimus odium Ajacis, et demonstraret, quanta cum bonitate animi illa immanitas conjuncta esset, teneros affectus Ajacis non celat, sed ut solent antiqui sive poematum sive artificiorum autores, parce et quam plurimum quam paucissimis significantes, et leni monitu ad id quod volunt perducere spectaturos consueti. Non frustra patris matrisque recordatione et reverentia commovetur, ut filium familias vix adultum magis quam virum audire videaris. Quam caram porro habeat Tecmessam, tribus verbulis prodit v. 559.

*) Errat enim auctor argumenti: *κρατεῖ Ὀδυσσεὺς· ὅθεν ὁ Αἴας τῆς κρίσεως μὴ τυχὼν, παρακεκίνηται καὶ διέφθαρται τὴν γνώμην.*

**) Praeclare de Achillis ingenio et iracundia disseruit Ad. Lange, in Vermischt. Schriften ed. Jacob. 1833.

***) vs. 449. *οὐκ ἄν ποτε*
δίκην κατ᾽ ἄλλου φωτὸς ὧδ᾽ ἐψήφισαν.

τέως δὲ κούφοις πνεύμασιν βόσκου, νέαν
ψυχὴν ἀτάλλων, μητρὶ τῇδε χαρμονήν.

neque his ad ipsam Tecmessam conversis sed ad infantem Eurysacen, et ita, credo, ut ne audiantur quidem ab ipsa Tecmessa. Pudebat, opinor, virum specie ferreum, muliebrem profiteri amorem, ne forte uxorius videretur. Propalam enim praebet maritum se parum comem in modestissimam et amantissimam conjugem, sed imperiosum et fastuosum, v. 527.

καὶ κάρτ' ἐπαίνου τεύξεται πρὸς γοῦν ἐμοῦ,
ἐὰν μόνον τὸ ταχθὲν εὖ τολμᾷ τελεῖν.

et vs. 594.

μωρά μοι δοκεῖς φρονεῖν,
εἰ τοὐμὸν ἦθος ἄρτι*) παιδεύειν νοεῖς.

et truculento sermone vs. 369 consolantem et mitigantem deterret:

οὐκ ἐκτός; οὐκ ἄψοῤῥον ἐκνεμεῖ πόδα;

Ac ne forte tum demum per morbum et malis exacerbatum eam duritiem in tempus indutam putemus, narrat Tecmessa vs. 287.

ὁ δ' εἶπε πρός με βαί', ἀεὶ δ' ὑμνούμενα·
γύναι, γυναιξὶ κόσμον ἡ σιγὴ φέρει**).

Deorum irreverentia imputatur vulgo Ajaci***). Non ta-

*) ἄρτι, quod olim emendari volui, vi non vulgari nec memorata lexicis dictum pro nunc demum, tam sero ut Aristoph. Eccl. 40. Lys. 71.

**) Hinc etiam lucem accipit v. 330.

φίλων γὰρ οἱ τοιοίδε νικῶνται λόγοις.

Non illud vult mulier dicere, vinci solere amicorum affatu Ajacem, sed hoc: femina ego et uxor frustra consiliari et solari tam ferocem virum conata sum: viris et amicis talia ingenia libentius obsecundare solent quam mulierculis. Propterea φίλων oppos. τὰ φίλτατα initium versus occupat.

***) Jure hanc sententiam certis finibus circumscripsit Welckerus in Niebuhrii Museo Rhen. III., V. p. 69.

men eo prolapsus est, ut despiceret deos vel negligeret, sed quod nimium suis ipse viribus confidebat, *οὐ κατ' ἄνθρωπον φρονῶν*. — Invidiam (*ἀστεργῆ ὀργήν*) majorem Minervae contraxerat quam iram (*μῆνιν*) illis verbis, quibus patri deorum reverentiam commendanti responderat vs. 768.

πάτερ, θεοῖς μὲν κἂν ὁ μηδὲν ὢν ὁμοῦ
κράτος κατακτήσαιτ'· ἐγὼ δὲ καὶ δίχα
κείνων πέποιθα τοῦτ' ἐπισπάσειν κλέος *).

vel illis, quibus deae ad pugnam exhortanti responderat vs. 774.

ἄνασσα, τοῖς ἄλλοισιν Ἀργείων πέλας
ἵστω, καθ' ἡμᾶς **) *δ' οὔποτ' ἐκρήξει μάχη.*

Ac nihilo minus *ξύμμαχον* semet praestiterat Ajaci vs. 90, nisi forte credas temere et frustra ab ipsa hoc jactari, quod insanire Ajacem sciat Minerva! Tum demum, quum Atridis et Ulyssi exitium intentantem juraque humana et divina pervertere cupientem Ajacem videt, ira (*μῆνις*) accessit et ultio, non ultra eum diem quo peccavisset et poenas dedisset duratura, testante Calchante vs. 756.

*) Similem superbiam de Locro Ajace narrat Hom. Od. IV, 501. *φῆ ῥ' ἀέκητι θεῶν φυγέειν μέγα λαῖτμα θαλάσσης.* Putes famam posthomericam utriusque Ajacis ingenia commiscuisse.

**) Hoc *καθ' ἡμᾶς* si nihil aliud posset significare, quam quod Hermannus vertit, per me, quantum in me est, non perrumpet hostis ordines nostros, emendatione locum indigere censerem; adeo abhorret haec sententia ab ingenio Ajacis et poetae. Quid enim modestius et erga deos immortales reverentius dicere potuit? Quid, si hanc imbecillitatis humanae professionem addidisset, displicere Minervae potuit? Convenientius nuper Lobeckius: „*καθ' ἡμᾶς* esse dicuntur, quae nobis sunt ex adverso et juxta posita . . . *οἱ καθ' ἡμᾶς ταχθέντες* vel *μαχόμενοι οὔποτε ἐκρήξουσι.*" Ego simpliciorem rationem antepono: quod ad me adtinet, i. e. ubi mea statio est. Eo sensu *κατὰ* etiam apud poetas: Trach. 101. *κατ' ὄμμα.* Oed. T. 1087. *κατὰ γνώμαν,* coll. Eur. Iph. A. 1429.

ἐλᾷ γάρ αὐτὸν τῇδε θἠμέρᾳ μόνη
δίας Ἀθάνας μῆνις.

Sed odisse etiam incipit Ajax deos, postquam infestos sibi et, ut ipse putat, injustos expertus est, Minervam maxime ut quae justam vindictam inhibuerit; ad quod primum conqueri satis habet vs. 401.

ἀλλά μ' ἁ Διὸς ἀλκίμα θεὸς ὀλέθριον αἰκίζει,

deinde acerbius accusat vs. 455.

εἰ δέ τις θεῶν
βλάπτοι, φύγοι γ' ἂν χὠ κακὸς τὸν κρείσσονα.

donec ad cavillationem prolabitur vs. 590.

Sapere si didicisset Ajax post tam triste experimentum, quum ὠμότης ista *), qua et semet adversus mollitiem armare et tenellam filioli infantiam **) imbuere volebat, tam homines quam deos haberet adversos, si iracundiam, confidentiam, contumaciam ponere et temperantiam induere coepisset, ita diis hominibusque reconciliatus potuisset vivere; nunc exuere Ajax Ajacem non voluit, non potuit, ne debuit quidem, ne tragoediae idoneus heros esse desineret. Mori se mavult. Multae fuere causae, quibus ad deserendam vitam compellebatur. Primum sane pudore vesaniae et flagitii admissi, non quo poeniteret cepisse regicidii consilium, sed quod perpetrare non potuerat, et risum adversariorum metuens, non solum quod ausis excidisset, sed etiam quod in puerilem errorem incidisset; tandem supplicium exspectans et ultionem Graecorum, quorum bona attriverat. Haec fere significat pas-

*) Hinc suorum etiam judicio ὠμόφρων vocatur v. 931. ὠμοκρατής v. 205. ὠμόθυμος v. 885. Ipsum Αἴαντος nomen, ni fallor, ab αἰανός, αἰνός, saevus ductum videtur, quod cur Latini in Ajacem mutarent, causa fortasse fuit quod Αἴαντος nomen cum nomine Αἰακοῦ qui avus fuerat Ajacis confundebant.

**) v. 548.

ἀλλ' αὐτίκ' ὠμοῖς αὐτὸν ἐν νόμοις πατρὸς
δεῖ πωλοδαμνεῖν κἀξομοιοῦσθαι φύσιν.

passim in cantico illo primo a v. 348—428, ita tamen ut mortem optet magis quam decernat. Nam emollitus et fractus etiam tum est viri dolore alias invicti animus subita tam infiniti et insanabilis mali cognitione, qualem virum paulo ante descripsit Tecmessa vs. 317.

ὁ δ' εὐθὺς ἐξῴμωξεν οἰμωγὰς λυγράς,
ἃς οὔποτ' αὐτοῦ πρόσθεν εἰςήκουσ' ἐγώ·
πρὸς γὰρ κακοῦ τε καὶ βαρυψύχου γόους
τοιούςδ' ἀεί ποτ' ἀνδρὸς ἐξηγεῖτ' ἔχειν.
ἀλλ' ἀψόφητος ὀξέων κωκυμάτων
ὑπεστέναζε, ταῦρος ὣς βρυχώμενος *).

Sequente et continuo sermone vs. 430—480 ab affectu et querelis ad deliberationem transit, collecto animo virili et mente reputans: indignum se paterne virtute haberi, Ulyssi postpositum; contumelias et injurias passum, impune; justam nimirum ipsius ultionem deorum ope malam causam defendentium praepeditam; nusquam sibi perfugium, neque ad deos immortales, neque ad Graecos, neque ad Trojanos, neque ad patrem; undique pericula vel ignominiam imminere; unicum sic afflicto remedium esse mortem, tam ad restituendam dignitatem quam ad tot tantaque mala effugienda. Haec igitur reputans destinat mortem v. 473.

*) Olim igitur Martis saucii exemplo mugire consuerat Ajax dolens, in quo more inest pugnae quaedam adversus dolorem species; qui contra illacrimant, cedere videntur dolori. Comparare juvat cum Ajace commutato commutatum Philippum regem in Schilleri tragoedia. Is constantia et rigore animi non dissimilis Ajaci, Carolo filio oculos lacrimis implenti indignabundus:

Vollends Thränen?
Unwürd'ger Anblick! Geh aus meinen Augen!

Idem rex posthac, quum Posae fraude honestissima se illusum intellexit, animi victus lacrimas effundit, obstupescentibus universis incredibili rei novitate: Der König hat geweint! Sive lacrimae condonabantur, saltem *οἶκτοι* et *οἰμωγαὶ* ignavorum hominum videbantur. Vid. Aesch. Theb. 51.

αἰσχρὸν γὰρ ἄνδρα τοῦ μακροῦ χρήζειν βίου,
κακοῖσιν ὅςτις μηδὲν ἐξαλλάσσεται.
τί γὰρ παρ' ἦμαρ ἡμέρα τέρπειν ἔχει
προςθεῖσα κἀναθεῖσα τοῦ γε κατθανεῖν;
οὐκ ἂν πριαίμην οὐδενὸς λόγου βροτόν,
ὅςτις κεναῖσιν ἐλπίσιν θερμαίνεται.
ἀλλ' ἢ καλῶς ζῆν ἢ καλῶς τεθνηκέναι
τὸν εὐγενῆ χρή· πάντ' ἀκήκοας λόγον).*

*) Hi verus partim interpretem adhuc exspectant. Ad alterum ex his Hermannus: „*κακοῖσιν* non est in malis sed malis, i. e. quod attinet ad mala. Proprie: qui malis nihil commutatur i. e. cui mala non commutantur cum bonis." Vellem Lobeckius speciosiora substituisset; at vero sicco pede transiit. Mihi *κακοῖσιν* est utique instrumentalis, *ἐξαλλάσσεται* aut medium, qui malis (scil. perpetiendis) nihil de fortuna sua demutat, aut ut H. Stephano visum est, passivum, h. s. qui nulla malorum tolerantia ulla ex parte malorum liberatur. Conclamati porro vss. sqq., quos quomodo intelligam, hac paraphrasi illustrabitur: *τί γὰρ τέρπειν ἔχει ἡμέρα, τί ἄλλο παρ' ἦμαρ προςθεῖσα καὶ ἀναθεῖσα ἢ τὸ κατθανεῖν;* Bis intelligendum est *τί* interrogativum, ut objectum sit simul verbi *ἔχει*, simul participiorum *προςθεῖσα κἀναθεῖσα*. „Omnes spes, inquit, omnia gaudia ex mea vita in perpetuum exemta sunt; (quid enim delectare potest eum qui sempiterna ignominia affectus est?) nihil porro me manet praeter mortem aut mortis dilationem et injucundam dierum aliquot accessionem, quarum rerum neutram in gaudiis numero." Non anxie urgendum nec proprie accipiendum illud *παρ' ἦμαρ;* ut non alternantes, sed modo afferre modo differre mortem dicantur; nisi forte *ἡμέρα παρ' ἡμέραν* ita abusive dici potuit ut nostrum einen Tag um den andern, quod plerumque alternis diebus, interdum quotidie significat. Caeterum transtulit hoc loco Sophocleus Ajax ea ad universam vitam, quae Homericus Ajax de proeliorum duntaxat discriminibus, Il. XV. 511.

βέλτερον ἢ ἀπολέσθαι ἕνα χρόνον ἠὲ βιῶναι,
ἢ δηθὰ στρεύγεσθαι ἐν αἰνῇ δηϊοτῆτι,
ὧδ' αὔτως παρὰ νηυσὶν ὑπ' ἀνδράσι χειροτέροισιν.

Mortis destinationem sequitur a v. 545—578 valedictio et supremae voluntatis significatio; qua finita uxorem cum filiolo tabernaculum intrare jubet; sequitur ipse*).

Intra tabernaculum praeparat exsecutionem propositi. Foris ei et in solitudine facinus patrandum esse satius videbatur quam domi; primum ne suorum manibus vi coerceretur, deinde ne exsecrationes turbarentur, quas ut extremam ultionem meditabatur. Igitur discessuro comminiscendum erat aliquid et praetexendum, ut sine suspicione discedere a tabernaculo liceret.

Oratio Ajacis posteaquam ex tabernaculo redit, tota simulatio est**); ea quaesitum est a nonnullis num Ajacis ingenio et simplicitati consentanea esset. Nempe moriendi necessitas excusationem mendacii attulit.

Quemadmodum Eteocles Euripideus unius dominationis gratia credit scelera licita, ita Ajax mendacia pro sola dignitate, quam sibi in morte adipiscenda sitam existimat. Nemo fere

*) Contra Welckerum, virum amicissimum, hoc mihi loco disputandum est. Is enim l. l. p. 90. primus omnium qui Sophoclem explicuerunt, imo qui legerunt, statuit, nec Ajacem nec Tecmessam intus ire, sed dum chorus canticum canat, gestibus ea continuare quae adhuc sermone tractaverint; Tecmessam modo desperantis uxoris modo formidantis matris imaginem expressisse, Ajacem contra immobilem et meditanti similem adstitisse. Ac de Tecmessa quidem, certo scio, nemini persuadebit vir amicissimus. Quis enim crediderit, Tecmessam tam severo heri maritive imperio obstinatas opposuisse aures? Ajacem imperii sui contemtum tolerasse? quasi dicat minax et imperiosus idemque imbecillus maritus: „Intra, mulier! — introito, inquam, cito! — Si cunctaberis porro, famulorum opera includeris. — Atqui si parere non vis, maneas licet!" Solum in scena remanentem Ajacem facilius patiar. Sed ea quae chorus cantat, ejusmodi sunt, ut absente Ajace cantata esse appareat.

**) Magni aliquid suscepit Welckerus persuasurus, vere Ajacem animum mutasse et ad meliorem frugem rediisse.

Graecorum mendacium ideo perhorruit, quod in veritate numen quoddam inesset et sanctitas divina*), sed propterea quod vel formidinis et ignaviae documentum esset, vel, si lucelli causa quispiam mentiri vellet, humilitatis et servilis animi. Quarum neutra rationum in Ajacis mendacium cadebat. Sed tripartita est oratio et triplex simulatio; prima orationis pars meris constat mendaciis necessitate extortis; primum enim ad sopiendam suorum vigilantiam fatetur, tan dem se fatigatum esse urgentibus Tecmessae precibus fractamque ipsius filiique misericordia constantiam suam; deinde ut incustodite discedere liceat, lavacrum se petere simulat; postremo, ne quenquam offendat, quod armatus gladio (eum enim ut sumeret, tabernaculum intraverat, antea inermis) ad sacra meet, asserit defodere se velle Hectoris donum tanquam invidiae suae publicae initium et causam. Media orationis pars ironiam verius habet quam simulationem. Nimia libertate nimiaque simplicitate lapsus sibi visus est.

„Antea, inquit, virtuti principem locum esse putabam „et meritis gloriam et decus deberi; nunc, rerum peritior, „intelligere coepi, vel fortissimum obnoxium esse iis quibus „deorum arbitrio imperium et potestas permissum est; antea „candide, simpliciter, incaute ex animi sententia et amare „et odisse consueram; nunc, ingenia hominum expertus, cal„liditati operam daturus sum et ad utilitatem amicitias et „inimcitias metiri incipiam**). Denique ex Ajace unus mul-

*) Testis est Orestes Sophocleus, homo honestissimus, in Electr. 62.

δοκῶ μὲν οὐδὲν ῥῆμα σὺν κέρδει κακόν.

**) A Biante illud Ajacis dicterium est profectum: φιλεῖν δεῖ ὡς μισήσοντας, καὶ μισεῖν ὡς καὶ φιλήσοντας. Tale praeceptum, perinde ac pleraeque gnomicorum poetarum sententiae, ad calliditatem potissimum excitantes, prorsus contrarium fuit heroum ingeniis; at enim bifariam veritatem scilicet suam demonstraverat Ajaci. Nam pro Ulysse et Atridis saepe

„torum fiam.“ Opinor, hoc sentit: „Ea conditione si viven-„dum est, non vivam.“ Extrema orationis pars reservationis mentalis, ut ajunt, plena est, gnaris sua sponte dilucidae.

Ne in novissima quidem oratione a v. 875 Ajax quidquam de torvitate et contumacia remittit; nisi quod initio rursus ironiae habitu vestitur. Optime enim sibi conscius neque ullum facinus reminiscens cujus poeniteat, quum deos nihilominus sibi infestos, homines beneficiorum prorsus immemores ingratosque norit, quumque expertus sit, quam nihil virtus adversus deorum potentiam polleret, ad ironicam quandam animi sermonisque lenitatem mitigatur, captivo pugnatori similis, qui post fortissima facta superatus catenisque vinctus ludibrioque inimicorum expositus, tranquillitatem animi ostentare ac subridere quam frustra recalcitrare vel vincula mordere dignius existimat. Hic est animi habitus Ajaci, quum et gladium ab homine maxime inviso acceptum sibique necem illaturum quasi adulatione quadam prosequitur vs. 821.

ἔπηξα δ' αὐτὸν εὖ περιστείλας ἐγώ,
εὐνούστατον τῷδ' ἀνδρὶ, διὰ τάχους θανεῖν).*

et Jovem invocat vs. 824.

*σὺ πρῶτος, ὦ Ζεῦ, καὶ γὰρ εἰκὸς, ἄρκεσον**),*
αἰτήσομαι δέ σ' οὐ μακρὸν γέρας λαχεῖν.

Namque sepulturae denegationem cum deprecatur Ajax, nihil aliud facere videtur, quam si Christianus homo mortem mi-

animam profundere paratus fuerat Ajax, quos tunc inimicissimos expertus est; Hectorem contra acerrime oderat, eum, cujus dono mox tanquam liberatori gratiam habiturus est.

*) Masculinum est εὐνούστατον, als meinen besten Freund; περιστείλας ita dictum ut Phil. 447. In transitu moneo, vs. 820.

σιδηροβῶτι θηγάνῃ νεηκονὴς

aptius legi post secundum hujus orationis versum, post σχολὴ, ac fortasse trajiciendum esse.

**) Ad πρῶτος supplendum est ἀνακαλούμενος; alioquin aliud καὶ γὰρ εἰκὸς intelligi nequit.

nime recusans tantum spatii et dilationis ab hoste peteret, ut supremas preces fundere animumque deo commendare liceret; id enim petiisse ne contumacissimo quidem ignavum, id denegasse vel crudelissimo nefas videtur; erubescendum prope est, tale quidpiam tanquam beneficium rogari. Idem fere in alteras preces quadrat vs. 831.

καλῶ θ' ἅμα
πομπαῖον Ἑρμῆν χθόνιον, εὖ με κοιμίσαι.

Multo majus orat infera numina, quibuscum non eadem sibi simultas quae cum coelitibus. Memorabile utique id est, quod Atridas solos detestatur, non Ulyssem, vs. 841.

τὼς αὐτοσφαγεῖς
πρὸς τῶν φιλίστων ἐκγόνων τ' ὀλοίατο! *)

Quippe judicum injustorum nefariam impietatem tunc hostilius oderat, quam litigatoris et adversarii victoriam quamvis invisam.

Interit Ajax, ultra hominem pollens viribus et animo, sed qui ratus, justitiam et constantiam satis esse ad virtutem, contemtor sit humanitatis proptereaque etiam prudentiae, moderationis, modestiae, mansuetudinis, caeterarumque bonarum artium quibus cumulatur virtus, lenioribusque animi bonis parum tribuat. Denique venerabilis est ob virtutes, propter vitia miserabilis.

Non omnis moritur Ajax, dum interit **); vivere pergit,

*) Ascivi Musgravii conjecturam, τε post ἐκγόνων inserentis, Welckerique explicationem, φιλίστων ad Agamemnonis, ἐκγόνων ad Clytaemnestrae necem referentis; matricidium enim Orestis quanquam pro Agamemnonis honore patratum, tamen in calamitatibus domus numerabatur.

**) Si morte Ajacis, ut nonnulli maluerunt, terminavisset poeta tragoediam, eodem fere modo leges tragoediae migrasset, quo illi ludorum scenicorum redemptores, qui Schilleri Mariam Stuartam ita in compendium redigunt, ut, quidquid post supplicium Mariae agitur, omittant; quasi vero satis tragicum sit, effundi sanguinem. Neve mireris, eam per-

quando Teucer in ejus locum succedit, acerrimus defuncti defensor et qui omnia non secus pro Ajace dicat agatque, atque Ajax ipse, si susperstes esset, diceret ageretque. Nam Teucer una cum Ajace, Tecmessa Choroque *λόγον πρωταγωνιστήν* agunt *); superest, ut, nisi Sophoclea tragoedia Aeschyli Persis, cujus fabulae forma est Sophoclis multo simplicior, aequalis futura erat, spectetur audiaturque et altera pars, *λόγος δευτεραγωνιστής*, quem tradidit Sophocles Atridis.

Lex est cum universae artis tragicae tum praesertim in Sophocleis fabulis conspicua, ut nec boni vitiis et culpa careant, nec bonorum adversarii sine jure quodam agant. Itaque pessime errant, qui in ea Sophoclis tragoedia, cui Philoctetae nomen est, sub Ulyssis Philoctetam decipientis persona sceleratum hominem, cui omne fas nefasque ludus sit, introduci putant; qui in eo potius totus est occupatus, ut pro rei publicae commodis et ipse omnia audeat, et singu-

sonam, a qua nomen habet tota fabula, paene media tragoedia interire, idem fit in Caesare Shakespearii, non apertiore hercle vitio et culpa quam apud Sophoclem.

*) Ingeniose de *λόγῳ πρωταγωνιστῇ* et *δευτεραγωνιστῇ* disputavit Guil. Schneider de originibus tragoediae Gr. p. **102**, unde haec juvat transcribere. „Omnis actio constat duabus „ex partibus, quarum altera est agens, altera ea quae ali- „quid patitur. Jam si actio hominibus repraesentari debet, „duae personae requiruntur, quarum altera ab altera pa- „titur aliquid, eaque haec patiens in tragoedia sustinet *λό-* „*γον πρωταγωνιστήν*. — — Omnes autem personae, quae „sub eadem conditione sunt, qua premitur illa primaria „persona, pertinent ad *λόγον πρωταγωνιστήν*, quum contra „illae, quae ab altera parte stant, ad *λόγον δευτεραγωνιστήν* „referendae sint. — — Et in iis fabulis, in quibus duo „actores inducuntur, *λόγος πρωταγωνιστής* esse potest nul- „lus, et in quibus unus actor omnium partes sustinet, non „excluditur.“

larium privatorumque hominum utilitates, si opus sit, bono publico remittat. *)

Ambo Atridae nostra in fabula Ajaci ita fere opponuntur, ut in illa tragoedia Ulysses Philoctetae; illi rei publicae consulunt, hi suam uterque libertatem defendunt; sed hoc differunt, quod Ulysses illic, Philoctetae oppositus, utilitatibus publicis providet, Atridae autem hic, Ajaci adversantes, jus et obsequium erga leges et magistratus tuentur adversus Ajacis contumaciam et immodestiam. Imperatorum judicumve severitatem vel crudelitatem justius in iis quae agunt arguas, quam inimicorum malignitatem et saevitiam. Doriensium enim rigidos mores tribuit poeta iis, qui, anteaquam illis regionibus Doriense nomen auditum erat, Argis et Spartae regnaverant, pauca ex Homerica eorundem ingeniorum adumbratione retinens **).

Agnoscuntur Dorienses ac potius Spartani primum ex impotentia Menelai imperium sibi et principatum in omnes Graecos arrogantis, quam arrogantiam Teucer non dubitantius repulsat, quam ipsi Athenienses fecerunt bellis Persicis; vs. **1099** et **1103**.

οὐκ αὐτὸς ἐξέπλευσεν ὡς αὑτοῦ κρατῶν;

Σπάρτης ἀνάσσων ἦλθες, οὐχ ἡμῶν κρατῶν.

Agnoscuntur ex ingrato animo et oblivione vel dissimulatione meritorum Ajacis, quam Teucer non lenius perstringit, quam legatus ille Atheniensis, qui Graecos Atheniensium virtute Persico servitio ereptos ac servatos Spartanorum in concilio arguit ***). Agnoscuntur ex insolentia et contemtu, quo in

*) Vid. Commentationem elegantissimam: Bernhardi de Philocteta Sophoclis in Pantheo Kannegiesseri.

) Admirabili confusione Agamemnoni simul Cresphontis Doriensis, simul Atrei Achaei flagitia exprobantur, tanquam uterque ad ejus genus pertineat; vid. vs. **1285 et **1293**.

***) Thuc. I. **75**. *Ἆρ᾽ ἄξιοί ἐσμεν, ὦ Λακεδαιμόνιοι, καὶ προθυμίας ἕνεκα τῆς τότε καὶ γνώμης ξυνέσεως ἀρχῆς [τε] ἧς ἔχομεν τοῖς Ἕλλησι μὴ οὕτως ἄγαν ἐπιφθόνως διακεῖσθαι;*

Teucrum ut barbara ancillaque natum atque *ἀγεννῆ* grassantur, quamquam optime de exercitu meritum, quemadmodum *Εἵλωτες* bellis quidem et defensioni reipublicae Spartanorum adhiberi solebant, ita tamen ut ignominiam generis et fortunae abolere nihilo magis possent; quum Athenis contra inde a Clisthenis aetate multi deinceps servi civitate donari coepissent, et ex virtute, artibus, etiam opibus multo magis cives et incolae aestimarentur quam ex genere *).

Sed hanc morum Lacedaemoniorum partem quasi in transitu descripsit Sophocles; ad ipsam rem et tragoediam illud pertinet, quod Spartanorum cum severitate et rigore leges suas *ἀκινήτους* et reipublicae formam aristocraticam magistratuumque dignitatem tuebantur, quorum a reverentia longius aberant Atheniensium animi. Hinc Menelaus vs. **1071**.

καίτοι κακοῦ πρὸς ἀνδρὸς, ἄνδρα δημότην
μηδὲν δικαιοῦν τῶν ἐφεστώτων κλύειν —
ἀλλ᾽ ἄνδρα χρὴ, κἂν σῶμα γεννήσῃ μέγα,
δοκεῖν πεσεῖν ἂν κἂν ἀπὸ σμικροῦ κακοῦ **).

idemque sentiens ac docens repetit Agamemno vs. **1253**.

Sepeliri vetant Ajacem ambo Atridae. Quare? quove jure? Propterea, ajunt, ut Ajax postquam voluntaria morte publici supplicii dedecus evitavisset, hoc saltem modo poenas daret et exercitus ira exitium ejus flagitantis ***) placaretur.

Sed alia etiam ratio accedit. Parricidam ac perduellem judicabant eum, qui regem atque omnem exercitum dolo ne-

*) Thuc. II. **35**.

) Ita Mss. Sed corrigendum fortasse: *ἀπὸ σμικροῦ κακόν*, ut *κακόν* ad *ἄνδρα* referantur, si pravum se exhibeat, *σμικροῦ* autem masculinum sit. Respicitur ad Hom. Il. III. **168. *ἤτοι μὲν κεφαλῇ καὶ μείζονες ἄλλοι ἔασιν* scil. quam Agamemno, et vs. **227**. *ἔξοχος Ἀργείων κεφαλὴν ἠδ᾽ εὐρέας ὤμους* de Ajace.

***) Vid. v. **727**.

care conatus esset; nam quod non exsecutus est caedem, non morantur. Omitto comparationem Polynicis, qui utpote hostis patriae sepulturae honore a Creonte privatur, sed ipsi Lacedaemonii historica etiam aetate perduelles ex more vel legibus non suppliciis tantum afficere, sed sepultura etiam privare solebant, nisi forte novo exemplo ac tumultuarie vel per iram Pausaniam *ἐς τὸν κεάδαν* conjectum esse putabimus! Alias etiam in mortuos saevitum est a Spartanis. Alcmaeonidarum ossa pridem defossa eruit et extra Atticae fines projecit Cleomenes, Isagorae Atheniensis socius (Thucyd. I, 126.); cujus crudelitatis memoria Sophoclis aevo, ac fortasse eodem fere tempore quo hanc fabulam meditabatur vel docebat Sophocles, renovata est rumoribusque agitata, quum Spartani Periclem eodem crimine civitate expellere studebant. Nihil tale mihi notum de Atheniensium damnatis, nisi quid forte per iram factum est ejusmodi.

Atque haec quidem communia ambobus Atridis. Quos nisi dissimiles etiam inter se fecisset porta, in vituperationem incurreret justissimam. Sed satis distinxit utriusque mores. Menelaum enim insolentiorem tanto fecit, quanto jure, potestate, dignitate inferior erat fratre, tanquam auctoritatis suae debilitatem arrogantia sanare vellet *). Igitur cupide is omnia et contumeliose agit, propriumque Ajacis odium prodit acrius quam publicae vindictae curam; simul ignaviae suspicionem movet, exsultando, quod inermem certe et exanimatum ulcisci liceat **).

*) Vid. vs. **1069**.

οὐ γὰρ ἔσθ᾽ ὅπου
λόγων ἀκοῦσαι ζῶν ποτ᾽ ἠθέλησ᾽ ἐμῶν.

) In ipso colloquio quaedam prave explicari puto. Vs. **1132.

τούς γ᾽ αὐτὸς αὐτοῦ πολεμίους· οὐ γὰρ καλόν.

Ultima verba interogative scribenda esse, ratio sententiae demonstrat. In his verbis urget Teucer vocabulum *πολέμιος*, h o s t i s, pro quo *ἐχθρός* potius, i n i m i c u s dicere debuerat Menelaus:

Multo dignior Agamemnonis oratio; iracunda sane ab initio, sed non immerito, quod fratrem imperiique socium contumeliose a Teucro tractatum audiverat; superba, quod Ajacem sibi anteponi non patitur ὁ βασιλεύτατος; crudelis etiam, quod contumacia ac prope seditio male parentium supprimenda videtur; sed vacua tamen ab insolenti exsultantia et ludibrio, ut regem iratiorem quam hominem agnoscas. Idem in colloquio quod sequitur cum Ulysse, eum se praebet, ut non tam propriae ac privatae irae indulgeat, quam jus talionis vindicet et inconstantiae crimen metuat, tanquam regiae auctoritati nociturum. Caeterum ut irasci celerem, ita placabilem et meliora suadentibus patulas praebentem aures Sophocles finxit, auctoritate nixus Homeri.

Itaque quemadmodum Ajax roboris ac virium abusu peccaverat, ita nunc Atridae rursus dignitatis et potestatis *) abusu peccant. Illinc virtus non sine contumacia, hinc jus

ἦ σοὶ γὰρ Αἴας πολέμιος προὔστη ποτέ;

In responso Menelai:

μισοῦντ' ἐμίσει· καὶ σὺ τοῦτ' ἠπίστασο.

multo praestat altera scriptura μισοῦντ' ἐμίσουν· h. e. perosum oderam, non osurus nisi prior me odisset. Ita enim in Ajacem Menelaus initium simultatis rejicit. Id ipsum τοῦ ἄρξαι crimen concedit Teucer, justam tamen Ajaci causam odii fuisse asseverans:

κλέπτης γὰρ αὐτοῦ ψηφοποιὸς εὑρέθης.

Furem enim te expertus erat, cum in suffragium mitteres judices: nam κλέπτης proprie dictum, fur scil. armorum Achillis: ψηφοποιός nihil aliud significare puto quam ψηφίζων vel ἐπιψήφισιν ποιούμενος. Vid. v. 449. Corruptas judicum mentes auctoritate et insusurrationibus Atridarum suspicabatur Ajax; nihil gravius, ac ne hoc quidem, praeterquam ex Ajacis suspicione, delictum fuerat ab Atridis.

*) Ulysses vs. 1334.

μηδ' ἡ βία σε μηδαμῶς νικησάτω
τοσόνδε μισεῖν, ὥστε τὴν δίκην πατεῖν.

Ibi enim βία potestatem et imperium, δίκη aequitatem significat.

non sine crudelitate pugnat. Neque Ajax satis innocens est, neque satis aequus Agamemno.

In Philocteta deum ex machina advocavit poeta, ut controversiam Philoctetae et Ulyssis solveret, quorum ille jure suo ac merito Atridis Graecisque, id est reipublicae, succensebat, hic publico periculo quibus libetartibus medendum esse certum habebat. In Ajace idem Ulysses quasi deus ex machina intervenit, ut eum finem habeat illalis, quem opus erat ad placandos et tranquillandos spectantium animos. Itaque Ulyssis persona non quasi litigatoris, ut in Philocteta, sed judicis vel *διαιτητοῦ* partes sustinet, nec tam ut in Philocteta et in Euripidis Hecuba, publicis commodis unice intentus est, sed omnis humanitatis speciem et perfectissimum simulacrum exhibet; ut venia saltem digni videantur illi, qui Ulyssis potius quam Ajacis gratia totam tragoediam esse compositam existimaverunt.

Ulyssis persona subtilitatem veritate, audaciam modestia, constantiam mansuetudine miscentis, talis utique est, ut ejus comparatione et culpa errorque Ajacis in clariore luce collocetur, et ejusdem judicio Ajacis virtus et gloria ab obtrectatione et injuriis vindicetur.

Erravit Ajax cum ipsoque Tecmessa et Chorus, quod Ulyssem quem rivalem et adversarium experti erant, ideo inimicum dolosum, injustum, malitiosum crediderunt, quae suspicio quam falsa et injusta sit, re factisque demonstrat Ulysses. Adversarium quidem et paene hostem se profitetur Ajacis, sed invisum magis quam infestum, adeoque se mansuetum et generosum praestat, ut prope absit a caritate inimicorum Christiano homine digna *). Cognoscitur ea Ulyssis virtus vivo Ajace in misericordia, mortuo in tutela. Ac perperam quidam putant, monitu demum et praeceptis Mi-

*) Praeiverat quodammodo Homerus Od. XI. 548.

ὡς δὴ μὴ ὄφελον νικᾶν τοιῷδ' ἐπ' ἀέθλῳ!

nervae, quibus initio fabulae imbueretur, talem evasisse Ulyssem *). Quin etiam ipsa Pallade se moderatiorem, sapientiorem, meliorem praestat a principio, ut non tam institui videatur ejus mens deae verbis, quam tentari ab eadem ejus constantia et modestia vs. 79.

οὔκουν γέλως ἥδιστος εἰς ἐχθροὺς γελᾶν;

Retinet salvo erga deae jussa obsequio incorruptam his monitis moderationem Ulysses, tam ignavum gaudium aspernando; et μακρηγορεῖν παρ᾽ εἰδότι videri posset Minerva vs. 118.

ὁρᾷς, Ὀδυσσεῦ, τὴν θεῶν ἰσχὺν ὅση·

apud eum qui vs. 86. testatus erat:

γένοιτο μέντ᾽ ἂν πᾶν θεοῦ τεχνωμένου·

nisi utile esset, de gravissimis quibusque praeceptis etiam bene gnaros ac memores saepe et illustribus exemplis admoneri.

Eundem se praestat Ulysses in fine fabulae. Primum veniam impetrat Teucri vehementiae, admonendo, ultro lacessitum esse virum. Deinde postquam egregia modestia curavit, ut aures Agamemnonis haberet benevolas et dociles, non quidem excusat Ajacis facinus sed poenam deprecatur, tanquam magnae et perpetuae virtuti vel gravissimum delictum ignoscendum sit. Igitur demonstrat, sepulturae prohibitionem fore et duram et injustam et nefariam, (ἀναλγήτως — τὴν δίκην πατεῖν — τοὺς θεῶν νόμους φθείροις ἄν) virtute principem excepto Achille Ajacem appellans, sibique ipse anteponens; porro ejusdem formidinem, ne vel inconstans habeatur, si odium Ajacis omittat, vel ignavus, si Teucri minis concedere videatur, eximit, donec Agamemno etsi non odium suum, at sepulturam tamen Ulyssi condonat. Ipse autem Ulysses tantum tribuit virtuti dignita-

**) Gruppe Ariadne p. 208.

tique Ajacis, ut suis ipse manibus sepulturae inimici operam dare velit, facturus, nisi prohiberet Teucer.

Prorsus hoc rerum exitu satisfit iis, qui illo quo fas est animo res humanas intuentur atque aestimant. Quicquid in Ajace et natura vitiosum erat et factis ab eo delictum est, morte ejus, luctuosa quidem sed optabili, luitum et expiatum est; quicquid in eodem admirati sumus, celebratur testimonio honestissimi ac sapientissimi existimatoris, tanto luculentius et locupletius, quanto acrior inter utrumque fuerat simultas.

VII. *).

De

Theocriti idyll. IV.

Multa utiliter et eleganter de ratione et consilio quarti idyllii Theocritei in Nov. Mus. Rhenan. T. I, p. 69 nuper monuit F. G. Welckerus, demonstrando, non lasciviam et ne dicacitatem quidem propriam esse personae Batti, sed tristitiam quandam et amaritudinem et invidiam. Eo enim animi habitu impelli, ut omnia quae ad Aegonem pertinerent, aspere perstringeret, ipsius Aegonis peregrinationem, Corydonis fidem, senis patris libidinem. Unum reliquit vir elegantissimi judicii: quae fuisset causa illius invidiae, parum docuit; nisi quod suspicatur Battum, qui caprarius esset, livere Corydoni, qui bubulcus esset. Nemo negabit, naturales quasdam inimicitias fuisse, apud poetas saltem, caprarios inter et bubulcos tanquam inter infestos ordines, postquam Homerus Melanthium Eumaeo opposuit; sed in hoc primum non assentior Welckero, si Corydoni Battum invidisse existimat. Non Corydonis, sed ipsius Aegonis aemulus fuit Battus, recte adnotante Wuestemanno ad vs. 38, neque patientiam ac mansuetudinem agnosco in iis, quae Corydo ad Batti dicteria respondet, sed verecundiam quandam et reverentiam ministri erga eum, quem domino suo parem esse meminit, mixta tamen bonitate animi et simplicitate pastorali. Ipsa autem

*) Ex Lectionum Variarum Hexade. Erlang. MDCCCXXXIII.

Batti adversus Aegonem verba ea sunt, quae succensentem et iratum potius, quam natura lividum significent. Suspiceris etiam amicitias quondam fuisse inter utrumque, aliqua offensa interruptas. Cujus offensae quae fuisset causa, non nimis obscure indicavit poeta. Rivales quippe fuere, qui honestissimus et poesi aptissimus est fons inimicitiarum, circa Amaryllidem. Hanc jam tunc mortuam putant interpretes, scholiasta praesule. Ea opinione nihil est falsius. Narrat in transitu Corydo domitum Aegonis manu taurum et Amaryllidi donatum; quo nomine audito Battus:

ὦ χαρίεσσ' Ἀμαρυλλὶ, μόνας σέθεν οὐδὲ θανοίσας
λασεύμεσθ'· ὅσον αἶγες ἐμοὶ φίλαι, ὅσσον ἀπέσβας.
αἲ αἲ, τῶ σκληρῶ μάλα δαίμονος, ὅς με λελόγχη!

In his nimirum *ἀπέσβη* de *morte* intellexere, quae vulgaris est ejus verbi significatio. Sed quaeso, si obiit puella, quorsum Corydonis solatium pertinet:

ἐλπίδες ἐν ζωοῖσιν, ἀνέλπιστοι δὲ θανόντες.

quae verba sic demum sensum haberent, si ipsius Batti verba forent, quibus Corydonis intempestivum solatium refelleret. Sed quorsum porro Batti responsum: *θαρσέω,* quod utique sperantis est, cum potius exspectes *στέργω, necessitate utor*, vel id genus verbum. Jam vero ipsa verba *ὅσον αἶγες ἐμοὶ φίλαι, ὅσσον ἀπέσβας* duro ellipseos artificio explicuit scholiasta: *ὅσον αἶγες ἐμοὶ προςφιλεῖς, τοσοῦτον σὺ φίλη οὖσα δηλονότι ἀπέσβας,* obsequente Welckero: So lieb als die Ziegen mir, bist du verschieden. Ut concedam brachylogiam omissi nominis *φίλη οὖσα,* tamen quae hinc evadit sententia, omne rusticae simplicitatis genus nimis exsuperat, si Battus puellae amorem caritati caprarum non, ut alii faciunt, comparat duntaxat anteponendo, sed prorsus aequat! *) Imo sic scribe: *ὦ χα-*

*) Accedit quod ipsa structura *ὅσον-ὅσσον* pro *ὅσον-τόσσον* rarissima est. Donavit quidem eam Callimacho Naekius in Opp. philoll. p. 71.

ὦ χαρίεσσ' Ἀμαρυλλὶ, μόνας σέθεν οὐδὲ θανοίσας
λασεύμεσθ', ὅσον αἶγες ἐμοὶ φίλαι! ὅσσον ἀπέσβας!

h. e. *O amabilis Amarylli, cujus etiamsi obieris tamdiu memor ero, quamdiu curae mihi erunt capellae meae! quantopere elanguit amor tuus!* Nam neque θανοίσας minus recte in ἦν θάνῃς, quam in ἐπεὶ ἔθανες solvitur, et ἀποσβέννυσθαι h. l. de *affectus et amoris languore* intelligendum erat. Antip. Sid. Ep. LXXVI, 6 in Anth. Gr. T. II, p. 27.

οὐδ' Ἀΐδης σοι ἔρωτας ἀπέσβεσεν, ἐν δ' Ἀχέροντος
ὢν ὅλος ὠδίνεις Κύπριδι θερμοτέρῃ.

Denique illi versus, si de obitu Amaryllidis intelliguntur, abhorrent aperte a persona Batti, et, si simplex duntaxat et unum esse debet hoc poema, prorsus otiosi sunt; sin de infidelitate conqueri putatur Battus, summa et cardo universi poematis ibi vertitur. Non aliter ὅσον seu neutrum sive elliptice dictum, pro quamdiu usurpavit Herodot. VII, 161. ὅσον παντὸς στρατοῦ ἐδέου ἡγέεσθαι, ἐξήρκει ἡμῖν ἡσυχίαν ἄγειν.

ὀκκόσον ὀφθαλμοὶ γὰρ ἀπευθέες, ὅσσον ἀκουὴ
εἰδυλίς.

quam imperiti oculi, tam sunt aures gnarae, nihil de relativi insolentia monens tanquam indubia de re. Et Callimacho quidem si non frequens at usurpatum est semel. Hymn. in Apoll. 36.

οὔποτε Φοίβου
θηλείαις οὐδ' ὅσσον ἐπὶ χνόος ἦλθε παρειαῖς.

pro οὐδὲ τόσσον sicut Maneth. 715 μηδ' ὅσσον. Enimvero hi duo loci sunt qui solent afferri soli. Et Hermannus quum in Opp. T. V. p. 100 in Theocr. XVI, 21 scribi juberet

ὧν ἴδες, ὧν εἶπας καὶ ἰδοῖσα τὺ τῷ μὴ ἰδόντι,

quod in textum ascivit Meinekius, nostrum locum laudare satis habuit: „Sicuti τόσον-τόσον pro ὅσον-τόσον et similia dicunt poetae Dorici, sic etiam ὅσον-ὅσον pro ὅσον-τόσον, ut Theocr. IV, 39.“ Ego facile credo de τόσσα-τόσσα, de quo usu idem Hermannus pridem monuerat ad Pind. Nem. IV, 8; aegre de ὅσσα-ὅσσα. Nam saepe cum Homero etiam tragici τὸν usurpant pro ὅν, nunquam vicissim ὅν pro τὸν vel τοῦτον. Neque illa proverbialis locutio οὐδ' ὅσσον ne tantillum quidem satis valet ad defendendum ὅσον-ὅσον.

Quocirca fabella hujus idyllii haec est: Battus Amaryllidem habuerat amicam. Post Aegoni eadem favere coepit, qui et robore athletico omnium virginum admirationem commovisset, et ipsam Amaryllidem dono devinxisset haud exiguo. Hinc illae lacrimae vel dolor potius Batti, quod Aego cum athletis Pisam meaverit, majorem etiam gloriam paraturus, clarusque pugil factus tanto magis Amaryllidi placiturus. Totus est Battus in perstringenda Aegonis ambitione tam perversa, domoque suae tam perniciosa; quippe interea quaedam sublesta vicarii Corydonis fide interire, pecus incuria macrescere, cantum et fistulam pastore digniorem negligi. Nec dissimulat occasione data veram doloris sui causam; quem mitigat Corydo spe futurae reconciliationis et ostentanda virginalis amoris mutabilitate.

Non possum finem facere, quin quaeram, cur in diversa abeuntes simplicissimam vs. 11 sententiam aspernentur interpretes:

πείσαι τοι Μίλων καὶ τὼς λύκος αὐτίκα λυσσῆν!

h. e. *Vellem idem ille Milo, qui Aegonem ad tantum furorem deserendi gregis impellere potuit, lupis quoque persuaderet, ut et ipsi nunc maxime furerent, saevirent, greges adorirentur, ut ille tam importunae peregrinationis poenas lueret!* Sed submissa voce, opinor, et secum haec loqui Battus fingendus est, propter nimiam voti atrocitatem.

Denique vs. 20.

λεπτὸς μὰν χὼ ταῦρος ὁ πύῤῥιχος· αἴθε λάχοιεν
τοὶ τῶ Λαμπριάδα τοὶ δημόται, ὅκκα θύωντι
τᾷ Ἥρᾳ, τοιόνδε· κακοχράσμων γὰρ ὁ δῆμος.

per *Λαμπριάδαν* ipsum Aegonem intelligo, cujus pater *Λαμπρίας* fuerit. Popularibus etiam Aegonis succenset Battus, malaque iis imprecatur ut necessitudine aliqua Aegoni conjunctis.

VIII.

Evidente Etymologieen.

Sendschreiben

an Herrn Hofrath Jacob Grimm in Berlin.

Sie wissen, mein hochverehrter Freund, dass der Cardinal Richelieu sehr gleichgültig blieb oder gar mit Ironie antwortete, wenn man ihm mit dem Namen eines grossen Staatsmannes zu schmeicheln meinte, dass er dagegen jede Huldigung, welche seinen mittelmässigen dichterischen Arbeiten dargebracht wurde, freundlich und dankbar aufnahm. Den Grund dieser und ähnlicher Erscheinungen spricht jener Bauer aus, welcher den vortrefflichen Wein stillschweigend trank, den schlechten aber, der ihm später gereicht wurde, mit Lobsprüchen überhäufte, „weil der gute sich selbst lobe, der schlechte aber des Lobes bedürfe.“ Ich sehe mich in einem ähnlichen Fall. Seit siebzehn Jahren habe ich sechs bis neun Bände über lateinische Synonymik und Etymologie in die Welt geschickt. Die Aufnahme meiner Synonymik hat meinen bescheidenen Hoffnungen entsprochen. Um so weniger will man mich als Etymologen gelten lassen, und beweist dies vielfach durch Widerspruch, wohl auch durch Hohn, und was einer Professorseele (um unseres Schubert Ausdruck zu gebrauchen) noch weher thut, durch Ignorirung. Und doch verfolgt mich die Marotte, durchaus auch als Etymolog

gelten zu wollen, und lasse ich mich keineswegs durch die bisher gemachten Erfahrungen abschrecken, meine unglückseligen Studien fortzusetzen. Denn das Etymologisiren als Spiel getrieben bleibt ein wahres Kinderspiel, und macht man es zum Gegenstand ernster mehrjähriger Studien, so ist es alles andere eher als eine herzstärkende Arbeit, die sich auch dann durch sich selbst lohnen würde, wenn sie keine nützlichen Früchte trüge und ohne Anerkennung bliebe. Ich beneide fast meine Freunde, darunter viele Philologen von Fach, die eine Apathie oder gar Antipathie gegen die Etymologie verrathen und über meine Leidenschaft lächeln oder sich ärgern. Ich kann mir allerdings gar wohl denken, dass, wer sich ganz in diese Sprachstudien versenkt, Gefahr läuft auszutrocknen und zu verkommen, wenn er nicht gleichzeitig noch durch andere, herzerhebendere Studien oder Geschäfte emporgehalten wird, und wenn er nicht etwas Humor und Fähigkeit zur Selbstironie mit zu dem Geschäft bringt. Ich hoffe, dass wenigstens dieser letztere Fall bei mir Statt findet, während mich ein Dämon bei diesen Arbeiten festhält. Alles was ich in diesem Fache geschrieben, ist noch oder war damals gewiss mein bitterer Ernst, aber dass das Heil meiner Seele oder der Welt daran hange, das hab' ich nie geglaubt; und wenn ich aller Ironie und namentlich der Selbstironie unfähig wäre, würde ich gewiss diese Jeremiade über meine Nichtanerkennung nicht veröffentlichen, und sie am wenigsten an Sie richten. In der That weiss ich mir kein grösseres Vergnügen, als wenn ich eine neue Bekanntschaft mache, durch welche mir gestanden und bezeugt wird, dass man sich nach meinen literarischen Arbeiten das Bild eines ausgetrockneten Stockphilologen von mir gemacht habe und nun doch noch manches andere an und in mir finde.

Aber was mich bei meinem Unglück — nicht etwa vollends zerknirscht, sondern vielmehr tröstet, ist das Bewusstsein,

dass ich mein Schicksal verdient habe. Als ich die ersten Bände meiner Synonymik bearbeitete, war mir von Ihren und ähnlichen Sprachforschungen, welche diesem ganzen Fach einen ganz neuen Umschwung gegeben und neue ungeahndete Wege und Felder eröffnet haben, nur das allgemeinste bekannt. Darin hab' ich mich freilich, wie ich glaube, von Jahr zu Jahr gebessert. Aber keine Besserung, keine mit ihr verbundene Palinodie, keine Beichte, keine Abbitte war vermögend, mir die verlorene etymologische Reputation wieder zu verschaffen. Begreiflich! es giebt namentlich im Fache der Sprachforschung so viel zu lesen, dass es niemand zu verargen ist, wenn er die Produkte eines einmal anrüchigen Namens bei Seite liegen lässt und allenfalls sich Glück wünscht, sich von der Pflicht, einen Mitsprecher zu Rathe zu ziehn, mit gutem Gewissen dispensiren zu können.

Meine Bekehrung geht aber auch jetzt so nicht weit, dass ich mich mit dem Sanskrit bekannt gemacht oder auch nur von Ihnen in die Geschichte der deutschen Sprache hätte einführen lassen. Nur die Gewissenhaftigkeit im etymologischen Verfahren überhaupt und die Scheu vor willkührlicher, nicht motivirter Annahme von Lautveränderungen darf ich hoffen von Ihnen gelernt zu haben. Dass ich mich aber mit meiner Thätigkeit auf die lateinische und die griechische Sprache beschränke, billigt gewiss niemand aufrichtiger als Sie, der bei jedem Anlass warnt, eine gelehrte Germanomanie an die Stelle der Achtung und Betreibung jener allgemein bildenden altklassischen Studien treten zu lassen. Ich will ja, meinem Beruf und Nominalfach gemäss, gar nicht in die grosse Frage der allgemeinen oder wenigstens der indogermanischen Sprachgeschichte eingreifen, sondern nur durch Benützung ihrer Resultate einzelne Punkte der griechischen und lateinischen Sprachkunde aufhellen.

Meine Gegner und Verächter theilen sich gegenwärtig, wie mir scheint, in zwei Klassen: die einen sind mir zu weit

voran, die andern sind zu weit hinter mir zurück, um billige Richter über das, was ich gebe, sein zu können. Die ersteren besitzen ein weit reicheres Material als ich, durch Kenntniss der sämtlichen indogermanischen Sprachen, und wollen nicht glauben, dass ohne Vergleichung dieser Sprachen auf dem Felde der Etymologie irgend ein Schritt mit Sicherheit zu thun sei. Ob diesen auch für die Veränderungen, die innerhalb der griechischen und lateinischen Sprache vorgegangen sind, gleich vollständige Sammlungen wie mir zu Gebote stehn, kann ich nicht beurtheilen; zum mindesten sind nur wenige unter ihnen, die sich selbst classische Philologen im altmodischen Sinn nennen mögen und sich als solche bewährt haben. Diese sind es, die mich als einen, der sein Recht mitzusprechen für immer verscherzt oder noch nicht nachgewiesen habe, grossentheils ganz ignoriren.

Die andere Klasse besteht aus Naturalisten, welche Ihrem Ruhm als Sprachforscher gewiss die gebührende Ehre zollen, übrigens sich in gar zu ehrfurchtsvoller Ferne halten und bei dem alten Verfahren der Etymologie bleiben, bei welchem das Ohr und Auge allein über Verwandtschaft der Wörter richtete, und namentlich selbst von Ihrer tief eingreifenden Entdeckung der Lautverschiebungsgesetze keine Notiz haben oder nehmen. Sie sind mit ihrer Aufklärung weit über die Kinderzeit hinaus, wo man *miles* von *mirus* ableitete, *quia sit res mira in mundo*, aber sie bleiben im Jünglingsalter stehn; sie halten es für unnöthige Mühe oder für Aberwitz, wenn man für Auge noch ein entsprechenderes griechisches Wort suche als *αὐγή*, das sich so ungesucht darbiete; und wenn ich behaupte, dass *decus* einerlei Wort mit Zier ist, so gilt ihnen das als offenbarer Scherz oder als reiner Wahnsinn, weil ja kein einziger Buchstabe beider Wörter übereinstimme! Zu meiner Demüthigung sind es aber meistens diese, welche auf meine etymologischen Versuche doch wenigstens Rücksicht nehmen, und mich durch ihren

Widerspruch gleichgültig lassen, durch ihren Beifall misstrauisch gegen mich selbst machen. Am undankbarsten jedoch fühle ich mich gegen jene Beurtheiler gestimmt, welche mir „ausgezeichneten Scharfsinn und umfassende Gelehrsamkeit" nachrühmen, aber zugleich die einzelnen Resultate schnöde abfertigen und Erklärungsversuche, wie *nunc demum* aus *νῦν δὴ μόνον*, mit dem einfachen Bekenntniss ihres Unglaubens widerlegt meinen. Wie viel lieblicher klänge meinem Ohr das Urtheil, „dass ich bei allem Mangel an wahrem Scharfsinn und bei aller Beschränktheit meiner Kenntnisse dennoch oft das Wahre getroffen, wie ja auch die blinde Henne oft ein Gerstenkorn finde." An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Die Wahrheit soll gefördert werden, man darf kühn sagen, gleichviel durch welche Mittel und Kräfte!

Ich weiss nicht, ob Sie, verehrtester Freund, von meinen Ihnen im Grunde fern liegenden Arbeiten auf diesem Feld Kenntniss genommen haben, aber soviel weiss ich, dass mir — als Folge persönlicher Zuneigung und wissenschaftlicher Hochachtung — keines Menschen Beifall in dieser Hinsicht erwünschter sein würde als gerade der Ihrige.

Schon mehrmals habe ich Sie schriftlich und mündlich über einzelnes zu Rathe gezogen und freundlichen, belehrenden Bescheid erhalten. Drum lassen Sie Sichs gefallen, dass ich Ihnen hiemit einige Repräsentanten meines etymologischen Treibens vorstelle. In meinem Etymologischen Handbuch der lateinischen Sprache hab' ich mir die Aufgabe gestellt, wo möglich kein Wort ganz unerörtert zu lassen. Diess that ich natürlich mit verschiedenem Erfolg, und mit verschiedenem Gefühl und Bewusstsein des Erfolgs. Manche Angabe getraue ich mir zu verbürgen, anderes scheint mir sehr wahrscheinlich, anderes annehmbar, vieles gab ich nur als Hypothese und Nothbehelf, bis besseres gefunden werde, und einiges könnte ich schon jetzt durch besseres ersetzen.

Machen es die andern, die anerkannten Etymologen Bopp, Pott und wer sonst noch vom Sanskrit ausgeht, Benary, Höfer, Benfey, Düntzer u. a. anders, als dass sie unsicheres neben sicherem, irriges neben wahrem geben? In der Dichtkunst heisst es mit Recht: *Ubi plura nitent in carmine, non ego paucis offendar maculis;* in einer Wissenschaft aber wie die unserige verfahre ich mit mehr Toleranz und *ubi pauca nitent, non ego multis offendar maculis.* Ich wähle also hier die *pauca* aus meinen lateinischen Worterklärungen aus, um sie Ihrer Prüfung zu unterwerfen. Können Sie Sich mit diesem Ausschuss vertragen, können Sie mir das Zeugniss geben, dass wenigstens durch diese Bemerkungen die Wissenschaft um ein Körnchen bereichert und die Lexilogie oder Lexicologie von einigen Irrthümern befreit ist, so vergeb' ich mir die Kühnheit, mit welcher ich ungleich mehr Unhaltbares darneben zu Tage gefördert habe. Denn ein dickes Buch, aus welchem sich doch ein Tropfen Quintessenz herauspressen lässt, geniesst das Recht zu existiren, so wie die Welt das Recht geniesst, dasselbe nach diesem Gebrauch über Bord zu werfen und samt seinem Verfasser der Vergessenheit zu übergeben. Finden Sie aber auch diese Quintessenz unbrauchbar, dann bleibt mir nichts übrig als ganz weit vom Handwerk zu bleiben — oder es noch besser zu machen.

Ich habe zu diesem Zwecke solche Wörter gewählt, deren Erklärung mir nicht nur über allen Zweifel erhaben scheint, sondern deren Begriff zugleich entweder für die Alterthumskunde oder wenigstens für einen ausgebreiteten Kreis verwandter Wörter von einiger Bedeutung ist, namentlich die römischen Götternamen. Eine an Weitläufigkeit gränzende Ausführlichkeit durfte ich nicht scheuen. Denn die Erfahrung hat mich gelehrt, dass viele meiner Resultate blos darum auf Widerspruch stiessen, weil ich bei ihrer Begründung oft Mittelglieder als Trivialitäten ausliess, welche

für den Naturalisten immer noch Paradoxa sind. Ich möchte aber auch diese durch die gewählten Beispiele zwingen, dem etymologischen Verfahren, welches auf den ersten Blick kühn oder bizarr scheint, am Schluss Evidenz zuzugestehn. Für die Ephektiker freilich, bei welchen es keine Beweisführung weiter bringen kann, als bis zur Anerkenntniss der Möglichkeit, wird auch dieses vergebliche Mühe sein. Meine Postulate beschränken sich auf die Annahme der Gemeinsätze, erstens dass die lateinische Sprache mit der griechischen verschwistert ist, und man sich über die Gleichheit ihrer Stämme und die Aehnlichkeit ihrer Formationen nicht wundern darf; und zweitens, dass beide Sprachen nach ziemlich bestimmten Lautgesetzen auseinandergehn und der Grund jeder Verschiedenheit entweder durch allgemein geltende Sprachgesetze oder durch schlagende Analogieen nachzuweisen ist.

Nehmen Sie diese Zeilen mit Ihrer gewohnten Freundlichkeit auf, und lassen Sie mich Ihnen noch gestehn, dass ich bei Vergleichung der germanischen Wörter unsern gemeinschaftlichen Freund Rudolf von Raumer zu Rathe gezogen, theils um der Sache willen, theils um Ihnen durch keine Pfuscherei in Ihr Fach einen Aerger zu bereiten.

Der Ihrige

Döderlein.

* *
*

Ceres *).

Ceres ist einerlei Wort mit *κριϑ-ός* und dessen Neutralform *κρῖ*, wie im griechischen selbst *στρους* mit *στρουϑ-ός*. Die volle Form würde *Cerets* lauten und hat desshalb auch ein langes *es*, Hor. Od. IV, 5, 18.

Nutrit rura Ceres almaque Faustitas.

* Die ersten 4 Artikel aus Zimmermanns Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1838 n. 38. S. 314.

obgleich die *Casus obliqui* verkürzt werden. Nach dem Gesetz der Lautverschiebung stimmt zu *Ceres* zunächst Hirse. Aber da *k* und *c* im Deutschen eben so oft zu *g* wird als zu *h*, so ist auch Gerste mit diesem Wort verwandt. Es kömmt nicht selten vor, dass die eine deutsche Wortform einer griechischen, die andere anders lautende und doch identische einer lateinischen Form entspricht; so stimmt zehn, goth. *taihan* nur zu dem vollen *decem*, dagegen dasselbe Wort in den Compositis zwan-zig u. s. w. nur zu dem abgestumpften *δέκα*. Wie oft aber das griechische *ϑ* im deutschen wie im lateinischen zu *st* wird, hab' ich in meiner Lat. Wortbildung S. 87 und 171 nachgewiesen. Hieher gehören die Beispiele

Rost *ἐ-ρυϑ-ρός*. Finster *πενϑ-ηρός*. List *λαϑ-εῖν*?

Ob in diesen Fällen das *ϑ* unmittelbar in *st* übergegangen, oder erst durch Verbindung mit einem Suffix *t* dazu geworden ist, will ich nicht entscheiden, aber die Thatsache scheint mir unläugbar. Dass aber *ceres* bei den Sabinern ganz eigentlich, so wie bei den Römern nur in der Dichtersprache, das Brot, *Δημήτερος ἀκτήν* bezeichnete, ist aus Servius zu Virg. G. I, 7 bekannt. Die Verwandtschaft mit *creare*, welche Servius annimmt, bleibt dadurch keineswegs ausgeschlossen.

Venus.

Als Appellativ bedeutet *venus* soviel als *olus*, Grünes, Kraut, Gartengemüs. Festus p. 98 Dac. *Coquum et pistorem apud antiquos eundem fuisse accepimus. Naevius: Coquus, inquit, edit Neptunum, Venerem, Cererem. Significat per Cererem panem, per Neptunum pisces, per Venerem olera.* Die Venus war ja auch die Beschützerin der Gärten. Varro R. R. I, 1. *Adveneror Minervam et Venerem, quarum unius procuratio oliveti, alterius hortorum.* Und derselbe L. L. IV, 3. *Vinalia rustica dicuntur a. d. XII. Kal. Septembris, quod tum Veneri dicata aedes et horti ejus tutelae assignantur, ac tum sunt feriati olitores.* Als Natur- und Frühlingsgöttin feiert sie Lucretius

am Anfang seines Gedichts, und der April, der als Frühlingsmonat alles grünen und blühen lässt, war ihr geweiht; und als männliche Gottheit heisst sie nach Lävinus bei Macrob. Sat. III, 8 *Venus almus*, ganz wie die *alma Ceres*. Ihre Identificirung mit der griechischen Liebesgöttin Ἀφροδίτη gehört einer verhältnissmässig späteren Zeit an; vgl. Hartung Relig. d. Röm. II. S. 248. Diese Beziehung der *Venus* zu dem Frühling und dem Grünen und Blühen gibt auch den Stamm an die Hand. *Venus* ist die lateinische Form von ἄνθ-ος; eben so wie oben *Ceres* von κριθ-ός. Das Digamma hat sich hier erhalten, und lat. *vĕ* — entspricht dem gr. α wie in

venire, von ἄνεσθαι, ἀνύτειν. *ventare* ἀντᾶν.
verbum von ἄραβος. *verres* von ἄρσην.

Dem Begriff nach stimmt nun ἄνθεα vollkommen zu *veneres* d. h. *olera*; sogar in Uebertragungen begegnen sich beide Wörter; ἀνθηρός ist *venustus*; und wenn Pindar mit ἄνθεα ὕμνων, Sophokles mit ἄνθος μανίας den Culminationspunkt bezeichnet, so thut *venus* im Würfelspiel das nämliche, als der beste Wurf.

Apollo.

Apollo heisst im ältern Latein *Apello*. Festus: *Apellinem antiqui dicebant pro Apollinem*. Eben so nannten ihn die Dorier Ἀπέλλων nach Herodian bei Eustath. p. 183, 10. Der Umlaut in Apollo ist demnach nur durch eine Attraction der dunkeler tönenden Endsilbe entstanden, eben so wie das ε des primitiven πεντηκόντεροι, von ἐρέτης, dem vorangehenden und nachfolgenden ο zu Gefallen meistens πεντηκόντοροι gesprochen und geschrieben wurde. — Dieses primitive *Apello* nun ist eine Assimilation von ἀπαλέκων, und bedeutet den abhaltenden, schützenden Gott, synonym mit den stammverwandten Beinamen des Ζεὺς ἀλεξητήριος oder ἀλεξήτωρ, des Ἡρακλῆς Ἄλεξις, der Ἀθήνη Ἀλαλκομενηΐς, die ferner liegenden Namen Ἀλκμήνη, Ἀλκμαίων

ungerechnet. Ja Apollo selbst führt synonyme Titel, die ihn als Abhalter d. h. Helfer bezeichnen; erstens *ἑκάεργος* d. h. *ἑκὰς ἐέργων*, nicht wie gewöhnlich erklärt wird *ἑκὰς ἐργαζόμενος*, was einen Fernhinwirker oder den Fernhintreffer nimmermehr bedeuten kann. Zweitens in *Aperta*, nach Festus gleichfalls ein Name Apollos, d. h. *ἀπείρκτης*, *averruncus*, mit Ausfall des *c*, wie in *artus*, *fortis* neben *arctus*, *forctis*, und mit Beibehaltung der Tenuis wie in: *apage!* Eine Präsensform *ἀπαλέκων* wird man doch hoffentlich a priori annehmen dürfen, wenn auch blos der Aorist *ἀλέξασθαι* und das Intensivum *ἀπαλέξειν* in den vorhandenen Schriften nachzuweisen sein mag. Dieses *ἀπαλέκων* unterliegt der häufigen Assimilation in *λλ* wie

ullo von *ulcisci*. *valles* von *ἄλοκες*.
mollis von *μαλακός*. *vellere* von *ἕλκειν*.

Ja in dem Stamm *ἀλέκειν* selbst ist sie nachweisbar; *vallum* ist nichts anderes als *ἀλκή*, *ἔπαλξις*; und *Vellaeus*, *Vellejus* ist eben so gewiss einerlei Name mit *Ἀλκαῖος*, wie *Vespasius* mit *Ἀσπασία*. Mehr noch: *ἀπέλλα* ist die äolische Form von *ἀπειλή* nach Choeroboscus in Cramers Anecd. II. p. 75, 33. In *ἀπειλή* selbst aber ist nur der lange Vocal dem geminirten Consonanten substituirt, wie in *στεῖρα* für *στερρά*, *χείρων χέρρων*, und wie *χεῖλος* von *χελλύσσω* stammt. Die Drohung lässt sich nicht natürlicher und sinnlicher malen denn als eine Abwehr.

Libitina.

Libitina ist die Leichengöttin, ihr Tempel ein Leichenhaus, die *libitinarii* die Leichenmänner, die *porta Libitina* das Thor im Circus, durch welches die Leichen der gefallenen Fechter hinausgetragen wurden. Aber Varro de L. Lat. VI p. **225** Speng. nennt sie die Göttin *Venus Libentina ac Libitina*, offenbar Nebenformen. Die vollere Form hat das gegründete Vorurtheil für sich die ältere zu sein: *Libi-*

tina ist eine abgeschliffene. *Libentina* aber ist so gewiss die Adjectivform von *ἀλίβας* wie *Tarentinus* von *Τάρας*. Das ziemlich seltene Wort *ἀλίβας* erklärt Hesychius und Orion und ein Grammatiker bei Bekker durch *νεκρός*. Plato Rep. III, p. 387, 13, verbindet *Κωκυτούς τε καὶ Στύγας καὶ ἐνέρους καὶ ἀλίβαντας* und schon Sophocl. Fr. bei Eustath. p. 237. *οὔπω δέος εἰς ἀλίβαντα καταπεσεῖν αὐτὸν ζῶντι ποδὶ χρώμενον* bezeichnet damit einen Ort der Unterwelt, wahrscheinlich den Styx. Was *ἀλίβας* selbst weiter sei, getraue ich mir nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Lateinisch ausgesprochen würde *ἀλίβαντες* nicht anders als *albentes* lauten. Die Leiche ist so gut *albens* als *pallens*. *Ἀλφός* d. h. weiss (im altdeutschen elb d. h. blassgelb), verdankt seine Aspirata der Syncope und dem Ausfall des *ι*, ähnlich wie *ὀρφός*, *ὄρφνη* aus *ἔρεβος*, *ἐρεβεννή* syncopirt scheint. Im deutschen erinnert *ἀλίβας* an Leib. Aber freilich sind dabei zwei Bedenken; erstens hat das althochdeutsche *lib* ein langes *i*, *ἀλίβας* wie *Libitina* ein kurzes; zweitens bedeutet *lib* im ahd. nur das Leben, nicht den Leib, geschweige denn die Leiche. Doch scheint die Beseitigung beider Bedenken nicht unmöglich.

Aventinus.

Neben werthlosen Etymologieen giebt Varro L. L. V. p. 49 Speng. die wichtige Notiz: *Nam olim paludibus mons (Aventinus) erat ab reliquis disclusus.* Diese Sümpfe müssen später von selbst ausgetrocknet oder trocken gelegt worden sein, da ihrer keine Erwähnung mehr geschieht. So ist *Aventinus* das Adjectiv von *αὔανσις*, *exsiccatio*. Unter den vorhandenen Ableitungsversuchen, von *aves*, von *advenire*, von *advehere* ist nur einer beachtenswerth, von demselben Varro, der nach Serv. zu Virg. VII, 657 in seiner *gens populi Romani* lehrte: *Sabinos a Romulo susceptos istum accepisse montem, quem ab Avente fluvio provinciae suae appel-*

laverunt Aventinum. Wenn es wirklich im Sabinerland einen Fluss *Avens* gegeben hat — er wird meines Wissens sonst nirgend erwähnt — so ist auch dieser Name einerlei Wort mit *αὔων*, in neutralem Sinn, ein Synonymum von *torrens.*

Velites.

Die *velites* sind bekanntlich leichte Truppen, welche wie die Tirailleurs keinen bestimmten Platz in der Schlacht einnahmen, im Gegensatz des *miles statarius.* So ist wohl *vēles* die lateinische Form von *ἀλήτης* der unstät schweifende, wie *miles* von *ὁμιλητής*, dem im geschlossenen Haufen stehenden gebildet. Das Digamma mit langem Vocal findet seine Analogie in *vecordia ἀκάρδιος*, in *Vēlabrum* von *ἀλεῖφαρ.* Das nämliche *velites* stimmt ganz zu dem deutschen wilde goth. *vilthi*, angels. *vild*, von Graff Sprachsch. Th. I, S. 804 mit Wald in Zusammenhang gebracht.

Die den *velitibus* verwandten *ferentarii* sind auf ähnliche Weise von *σπαρέντες* benannt. Dass *σπ* im Lateinischen oft, nicht blos in *σπόγγος fungus*, zu *f* wird, indem sich das sibilante *s* mit der Kraft eines Spiritus asper auf die Tenuis wirft und sie aspirirt, habe ich durch zahlreiche Beispiele in meiner Lat. Wortb. S. 170 nachgewiesen.

Arena, harena.

Kann wohl *ărena* von *ārere* stammen, wie man glaubt? Schon Varro schwankte zwischen *arena* und *harena*, mit ihm die alten Grammatiker. Auch Inschriften haben *harena*, z. B. bei Orelli N. 855, und, wenn mich mein Gedächtniss nicht trügt, auch einzelne Handschriften. Höfer zur Lautlehre S. 250 hält diess *h* für eine blos phonetische Aspiration. Mit nichten. Das anlautende *h* ist wohl jederzeit radical und entspricht dem griech. *χ*, dem goth. g.

hortus = *χόρτος* = *gards* = Garten.

Dasselbe kann wohl abfallen, wie auch in *olus* statt

und neben *holus* geschehn — denn *holera* ist eine Metathesis von *χλοερά* — aber vorn angesetzt kann es nicht werden. Demnach ist *harena*, als die Grundform, eine Formation von *χεράς*, womit Pind. Pyth. VI, 21 nach Böckhs Verbesserung den Kies bezeichnet, wie Homer mit *χέραδος*. So wie dieses *χέραδος* dem deutschen Gries althochd. *grieze* entspricht, so das abgeleitete *harena* dem schweizerischen Grien d. h. Kies. Die Selbst durch die italischen Dialekte lässt sich dasselbe Nomen verfolgen, und alle stimmen für die Aspiration. Sabiner sprachen *fasena* nach Varro bei Val. de Orthogr. p. 2230 Putsch. wie nach dem Idiom ihres Dialektes wohl jedes latein. *h* und griech. *χ* als *f*, *foedus* für *hoedus* *χοῖρος*, *vefere* für *vehere* *ἔχειν*, *trafere* für *trahere* *τρέχειν*, *fircus* für *hircus* *χήρ*; vgl. Henoch de Lingua Sabin. p. 53. In sämtlichen uns bekannten sabinischen Wörtern findet sich kein *h*; daher ist mirs wahrscheinlicher dass *hernae* ein marsisches Wort war, wie Festus s. *Hernici* sagt, als ein sabinisches, wie Servius zu Virg. Aen. VII, 684 angiebt. Nämlich *hernae* oder nach Festus *herna* bedeutete *saxa* und war augenscheinlich eine Syncope von *harena*, wovon die *Hernici* ihren Namen tragen. Die Marser und Herniker zählt Niebuhr R. Gesch. Th. I. S. 111 zu den Sabellern, Göttling dagegen Gesch. der Röm. Staatsverf. S. 20 wenigstens die Herniker zu den Latinern. Ob sich nicht auch die umbrische und oscische Form in den noch unenträthselten Monumenten finden sollte? — Uebrigens ist auch das lateinische *grando* der Hagel, entsprechend dem deutschen Graus d. h. Gries, eine Formation von *χέραδος*; denn vor einem Consonanten wird das anlautende *χ* im Latein (wenn es nicht ganz abfällt wie in *χλαῖνα laena*, *χλωρός luridus*, *χλανίς lanerum*) immer zu *g*, wie in *χλιδή gliscere*, *χλαμύς glomerum*, während das inlautende *χ* vor einem Consonanten ausfällt oder vielmehr sich vocalisch assimilirt, wie in *μύχλος mulus*, *μοχλεῖν moliri*, *ἀράχνη aranea*. Demnach ist *harena* die richtige Schreibart.

Conditio.

Die heutige Orthographie neigt sich wieder zu *condicio* hin; allerdings lässt sich der Begriff dieses Nomens leicht mit *dicere* in Verbindung setzen, besonders wenn man über die Quantitätsverschiedenheit von *condĭcio* und *dīcere* leicht hinweggeht oder sie durch Berufung auf *dicax* (was meiner Ueberzeugung nach von δακεῖν stammt), zu erklären glaubt. Aber was ist gegen die Vergleichung von *conditio* mit ξύνθεσις oder ξυνθεσία zu sagen? Die Endung *-tio* ist zwar nicht etymologisch einerlei mit -σις, aber in der lateinischen Wortbildungslehre nimmt *-tio* dieselbe Stelle ein wie -σις in der griechischen. Dass *condere* nicht mit *dare* δοῦναι, sondern mit θεῖναι thun zusammengesetzt ist, eben so wie *abdere*, ist längst kein Geheimniss mehr.

Ardelio.

Das Wesen des *ardelio* beschreibt Martial Ep. II, 7.

Declamas belle, causas agis, Attale, belle,
Historias bellas, carmina bella facis,
Componis belle mimos, epigrammata belle,
Bellus grammaticus; bellus es astrologus;
Et belle cantas et saltas, Attale, belle,
Bellus es arte lyrae, bellus es arte pilae.
Nil bene cum facias, facis attamen omnia belle.
Vis dicam quid sis? magnus es ardelio.

ähnlich wie Ep. IV, 79 und Phaedr. Fab. II, 5.

Est ardelionum quaedam Romae natio
Trepide concursans, occupata in otio,
Gratis anhelans, multa agendo nihil agens,
Sibi molesta et aliis odiosissima.

Es ist also die Benennung eines πολυπράγμων wie *ardelio* in den Gloss. Labbaei übersetzt ist, der überall ist und nirgend, ein oberflächlicher Dilettant. Sollte ein solcher wirklich, wie man glaubt, von dem edeln Wort *ardere*, welches tro-

tropisch den Enthusiasmus oder die Leidenschaft bezeichnet, seinen Namen haben, während er doch ehr *tepor* als *ardor* verräth? Vielmehr so: Hesychius hat die Glossen: ἀρδάλους· εἰκαίους, und ἀρδαλωμένους· ταρασσομένους. Zu ἀρδάλους bemerkt schon Salmasius: *unde ardalio Latinis vel ardelio.* Mit ἄρδα hängen diese Worte nicht zusammen, wie H. Stephanus meinte, sondern mit ῥαδαλός, wie nach dem venetianischen Scholiasten Zenodotus und Aristophanes in Hom. Il. XVII, 576 anstatt διὰ ῥοδανὸν δονακῆα lasen. Von ῥαδαλός ist ἄρδαλος durch die gewöhnliche, wenn auch in ihrem Ursprung dunkele Prothese des sog. *α euphonici* mit nachfolgender Syncope gebildet, desselben, welches auch in dem stammverwandten *arundo*, von ῥοδανός erscheint. Die Wurzel selbst *RAD* stimmt zu dem deutschen rasen ahd. *razan*, und nord. *rata*, von Graff durch *incuriosum ferri* erklärt; zugleich der Stamm von κραδᾶν, κραδαίνειν, dessen Anlaut κ ein Rest der Präpos. κατά ist, wie das deutsche ge-. Der Begriff von ῥαδαλός oder ῥοδανός oder ῥαδινός ist schwank und leichtbeweglich wie das hohe Schilfrohr, ein Bild, welches vollkommen zu dem Begriff von *ardelio* stimmte. Demnach ist *ardelio* die lateinische Aussprache des Particips ἀρδαλέων, ganz so wie *optio*, der Gehülfe des Centurio, von ὀπηδέων.

Vindicare.

Die ältere Orthographie ist *vendicare.* Dies führt schon weit von *vis* hinweg; denn zu einer Abschwächung des *i* in *e* ist weit und breit keine Veranlassung. *Vendicare* ist vom griechischen ἀναδέχεσθαι, ionisch ἀναδέκεσθαι, zurückempfangen oder zurücknehmen. Zuerst die Formen. Das griech. ἀνά erscheint im Latein bald in seiner Grundform als *an-*, in *antennae*; bald abgeschwächt, als *in*, auf; bald überdies mit einem Zischlaut, in *singultire* schluchzen, durch Metathesis von *glutire*; bald digammirt als *ve-* in

venditus ἀνάδοτος, Synonymum von ἀπόδοτος verkauft, in *venditare* zur Schau tragen von ἀνάθετος, in *venia* von ἀνιέναι. Dieses *ven*- wurde durch Einfluss des folgenden *i* diesem Vocal assimilirt, so wie *sospes* in den *casibus obliquis* aus gleichem Grund auch *sispitem* bildet. Ferner *dicare* ist das Verbum purum von δέχεσθαι wie *plicare* von πλέκειν, *rigare* von βρέχειν. Aber selbst die primitive Form findet sich noch auf den XII Tabb. bei Gell. XX, 1 und bei Lucret. III, 895. *vindicit* d. h. ἀναδέκει. Warum aber der Stammvocal von δέκομαι in *i* übergegangen? Nicht blos wegen der nahen Verwandtschaft beider Vocale überhaupt, sondern nach einem durchgreifenden lateinischen Lautgesetz. Eine kurze und tonlose Penultima muss in der Regel den Vocal annehmen, mit welchem sich der die Silbe hinten begränzende Consonant am leichtesten aussprechen lässt; *u* vor *l*, daher *nebula* für νεφέλη, *pessulus* für πάσσαλος; eben so *e* vor *r*, daher *camera* für καμάρα, *tessera* von τέσσαρες; und eben so *i* vor *d*, *t*, *n*, *g* und *c*; daher *Numidae* Νομάδαι, *machina* μηχανή. *Hippace* bei Plinius kündigt sich schon durch seinen Klang als ein Fremdwort an; mundrecht gemacht müsste es *hippice* lauten, wie an einer Stelle auch manche Ausgaben lesen; διαμάχομαι lautet lateinisch *dimico;* nach demselben Gesetz ἀναδέχομαι *vendico.* In dem juristischen *ubi rem meam invenio*, *ibi vindico* erscheint es in seiner Grundbedeutung am reinsten, und aus ihr leitet sich die weitere Bedeutung von strafen unschwer ab. *Vindicare aliquem* ist eine abgekürzte Redensart für *vindicare poenas ab aliquo*, nach Analogie von *poenas repetere ab aliquo.* Es ist derselbe Fall wie bei *defendere aliquem*, eigentlich einen hinwegstossen in *defendere ignem*, *pericula etc.*, davon abgeleitet heisst *defendere amicum* soviel als *defendere inimicum ab amico.*

In welchem Verhältniss steht aber das Simplex *dicare* weihen zu *vindicare*? Die Grundbedeutung des obsoleten

Activs δέκειν, δέχειν muss geben gewesen sein. Dafür spricht erstens die Verwandtschaft mit δεῖξαι, zweitens die Bedeutung des Mediums nehmen, d. h. sich geben lassen, so wie ἐρέσθαι fragen, d. h. sich sagen lassen, nichts anderes ist als das Causativum von ἐρεῖν sagen.

O. Müller hat in dem Rhein. Mus. für Jurisprud. V. Bd. S. 190 — 197 gleichfalls eine etymologische Erörterung von *vindicare* gegeben. Er geht von *vim dicere* aus und erwähnt die Schreibart *vendicare* gar nicht. Aus ihm ersehe ich zugleich, aber leider zu spät, dass Ballhorn Rosen über *Dominium Excurs. III vindicare* von ἐνδεῖξαι ableitet. Mit dieser Ansicht, die der meinigen weitläufig verwandt ist, könnte ich mich zwar nicht befreunden, aber doch — verständigen. Dirksen in seinem Manuale stellt die Bedeutung *ulcisci* an die Spitze, lässt die von *asserere sibi rem* als abgeleitet folgen. Dies wird, wenn meine Ableitung richtig ist, umzukehren sein.

Acredula.

Den Vers aus Arati Diosem. 216.

ἢ τρύζει ὀρθρινὸν ἐρημαίη ὀλολυγών

übersetzt Cicero de Divin. I, 8, 14.

Et matutinis acredula vocibus instat

ein Thiername, der nur noch einmal vorkömmt in dem Carm. de Philom.. 25.

Vere calente novos componit acredula cantus
Matutinali tempore, tunc mitilans.

Aber weder jene ὀλολυγών noch diese *acredula* ist den Lexicographen oder den Naturforschern genau bekannt. In den Gl. Labb. ist *acredula* durch ἀηδών, dagegen ὀλολυγών durch *ulula* und *strix* erklärt; Avienus versteht darunter die Eule, Isidor wie die Gloss. Labb. die Nachtigall, andere die Lerche, andere den Frosch. J. H. Voss schliesst seine Anmerkung zum Aratus a. a. O. „Diesen Vogel zu

„bestimmen vermag nur ein Kenner der Alten und der Na- „tur durch Beobachtungen in Italien und Griechenland.“ Vielleicht vermags doch auch die Sprachforschung und Etymologie. *Acredula* ist das Deminutiv von ἀκρίς, wie *querquedula* die Krickente von κερκίς, εἶδος ὀρνέου bei Hesychius, und wie *monedula, nitedula* von unbekannten Primitivis. Demnach ist *acredula* und, wenn Cicero treu übesetzt hat, eben so auch ὀλολυγών wahrscheinlich nicht ein Vogel, sondern ein Insect, welches irgend ein wesentliches Merkmal mit der Heuschrecke, ἀκρίς, gemein hat, zunächst wohl den gesangartigen Ton. Hiezu stimmt Theokrit. VII, 138.

τοὶ δὲ ποτὶ σκιεροῖς ὀροδαμνίσιν αἰθαλίωνες
τέττιγες λαλαγεῦντες ἔχον πόνον · ἁ δ᾽ ὀλολυγὼν
τηλόθεν ἐν πυκινῇσι βάτων τρύζεσκεν ἀκάνθαις.

Denn in den folgenden Versen erst kommen die Vögel an die Reihe:

ἄειδον κόρυδοι καὶ ἀκανθίδες, ἔστενε τρυγών.

Und Geopon. I, 3. καὶ κύνες ὀρύσσοντες τὴν γῆν καὶ ὀλολυγὼν τρύζουσα ἑωθινὸν χειμῶνα δηλοῦσι, καὶ τὰ ὄρνεα εἰς τὰ πρὸς πέλαγος μέρη φεύγοντα χειμῶνα προδηλοῦσι also auch hier Scheidung der Vögel von der ὀλολυγών.; Theophrast. περὶ σημείων Cap. 3, 5 T. I, p. 795 Schneid. καὶ ὀλολυγὼν ᾄδουσα μόνη ἀκρωρίας χειμέριον.

Ist nun ein Insect gemeint, so führt die weitere Sprachforschung specieller auf die Grille. Denn deutsch ausgesprochen, nach Abfall des unorganischen *a* und syncopirt, muss *acredula* zu Grille werden, wie *sodalis* zu Gesell, so dass der Urverwandtschaft von *acredula* und Grille ahd. *grillo* nichts im Wege steht. Doch kann dieses *grillo* auch aus dem Latein entlehnt sein; denn schon Valer. Cato Dir. 74 kennt und nennt *argutum gryllum*, und ausführlicher Plin. H. N. XXIX, 39. Allein auch *gryllus* ist nur eine Syncope von *acredula*, und wird wohl richtiger *grillus* geschrieben, wie in den Gl. Labb. *grillus* τριξέλλας (was

τρωξαλλίς heissen soll) wirklich geschieht. Zu dem γ verleitete nur der Anklang von γρύλλος das Schwein, Deminutivform von γρύζειν grunzen. Also lässt Theokrit. VII, 13 die Cicade, τέττιξ, auf den Bäumen, (wie auch XVI, 94) die Feldgrille, ὀλολυγών, auf der Erde, unter Dornhecken und Gebüsch singen.

Freilich wird ὀλολυγών auch als ein Wasserthier aufgeführt — aber nur bei den Späteren. Hesych. ὀλολυγών. ζωύφιον γινόμενον ἐν ὕδασιν, ὅμοιον ἐντέρῳ. Und Aelian. H. Anim. VI, 19. p. 132 Jac. τῶν δὲ ἐνύδρων ὀλολυγὼν οὐ σιωπᾷ. Und Plin. H. N. XI, 5, 65. *Ranis prima cohaeret, intima absoluta a gutture, qua vocem mittunt mares, quum vocantur ololygones.* Doch ist hier nicht einmal ein Name einer Froschart zu verstehn, sondern der Name jenes Froschgeschreies, von welchem Aristot. H. A. IV, 9 spricht: καὶ τὴν ὀλολυγόνα δὲ τὴν γιγνομένην ἐν τῷ ὕδατι οἱ βάτραχοι οἱ ἄῤῥενες ποιοῦσιν, ὅταν ἀνακαλῶνται τὰς θηλείας πρὸς τὴν ὀχείαν, und nach ihm Aelian. Möglich, dass nach diesem Gebrauch der Frosch zu seinen vielen Namen auch den von ὀλολυγών bekam.

Die singenden Käfer haben aber meist ihren Namen von ihrem Gesang: ἀκρίς *acredula* von κρίζειν: τέττιξ ist durch Assimilation aus τερετίζειν gebildet, was Pollux Onom. V. 89 mit τέττιγες τερετίζουσι als *verbum proprium* anführt; wogegen τέτριξ der Auerhahn eine Reduplication von τρίζειν ist; *locusta* von λακάζειν *loqui;* und *cicada* scheint eine Reduplication des Stammes *CAR*, wovon *carmen*, κράζω, κρίζω, καρκαίρω, mit Uebergang des *r* in *d*, wie in *caduceus* καρύκειον. Von demselben Stamm ist κέρκα· τέττιξ bei Hesychius; und durch Vermittelung d. h. Abstumpfung von *cicada* auch κίκκος· ὁ νέος τέττιξ, und κίξιος· τέττιξ bei demselben. Dass die singende Grille ihren Namen von ὀλολύξαι erhielt, ist um so natürlicher, als das griechische Ohr geneigt war, in allem Vogel- und Naturgesang einen elegischen Character

zu erkennen; *querulae* heissen die Vögel, nicht in Uebereinstimmung mit dem heiteren Eindruck, den ihr Gesang auf das moderne Gefühl macht.

Imber.

Vom Sanskrit abgesehn, in welchem sich kein evident entsprechendes Wort zu zeigen scheint, ist als Form und Begriff identisch latein. *imber* und griech. ὄμβρος. Beiden Formen liegt der Stamm zu Grunde, der in *mare*, Meer und μύρειν fliessen zur Erscheinung kömmt, und wahrscheinlich auch in *moerere, murmurare* und murren nur die Bedeutung geändert hat. *Imber*, ὄμβρος bedeutet nur im engern Sinn den Regen; im weiteren jede Flüssigkeit. Ennius verbindet *imber Neptuni*, und Cicero *imber lactis*, und Sophokles bezeichnet mit ἀκηράτῳ ὄμβρῳ das Flusswasser des Cephissus. Demnach ist das *r*, so sehr es auch, besonders in *imber*, einer blosen Termination gleicht, vielmehr so radical wie das *m*. Die Grundform von *imber* hat Hesychius erhalten: ἄμυροι· τόποι οἱ κάθυγροι· ἢ ἄγαν ῥέοντες. Die Syncope von ἄμυρος würde zunächst ἄμβρος geben; denn das β drängt sich nach dem bekanntesten Lautgesetz und in Folge einer nicht blos euphonischen sondern phonetischen Nothwendigkeit ein, wie in Armbrust d. h. Armrüstung. Vor den Stamm ist nämlich jene vocalische Prothese getreten, deren Existenz bekannt ist, ohne dass noch ein Sprachforscher ihre Genesis und Bedeutung mit Evidenz nachgewiesen hat. Gesetzt, sie lautete ursprünglich *α*, so ist dieses im Griechischen in *ο* getrübt worden, entweder als Ersatz des verwandten, durch die Syncope verdrängten, dunkeln Vocals *υ*, oder, was mir glaublicher ist, durch zurückwirkenden Einfluss der gleichfalls dunkeln Termination -ος, also durch Attraction und Assimilation des Vocales. Daher ὄ-μβρ-ος. Eben so ist σκόμβρος eine Syncope von κάμμαρος Hummer. Im Latein fiel die Termination und mit ihr dieser letztere Grund

zu Trübung der Prothese hinweg, und es trat dafür eine Abschwächung des *a* oder *o* in *i* ein, nach Analogie von *ollus* und *ille*, Formen, neben denen sich weder *olle* noch *illus* findet. Daher *i-mber*. Dagegen hat die Prothese ihre dunkele Farbe behauptet in dem Flussnamen *Umbro*, in Uebereinstimmung mit der dunkeln Termination. Die helle Prothese *a* hat sich aber auch im Lateinischen erhalten, in *ambrices*, was Festus als Nebenform des üblichen *imbrices* anführt; denn seine Erklärung: *ambrices, tegulae quae transversae asseribus et tegulae interponuntur*, passt auch auf *imbrices*, die Hohlziegeln; beide Formen aber betrachte ich als Ableitungen nicht sowohl von *imber* der Regen, als von dem homerischen ἀμάρη der Wassergraben, welches gleichfalls zu *mare* μύρω gehört, und syncopirt eben so gewiss ἄμβρη lauten würde als ἄμυρος syncopirt ὄμβρος lautet. — Ich habe mir ein gothisches *ambaras* angemerkt, ohne meine Autorität mehr nachweisen, und ohne bei dem noch bestehenden Mangel eines gothischen Wörterbuchs mich über die Existenz sicher belehren zu können. Ist *ambaras* wirklich ein gothisches Wort für Regen, so ist darin nur eine andere, hellere Prothese *a*, im Einklang mit der helleren Termination *as*. In diesem Falle würde aus *ambaras* der baierische Flussnamen Amber oder Ammer entstanden sein, wie *Umbro* aus ὄμβρος.

Ὄπισθεν.

Ὄπισθεν wird mit *post* zusammengestellt. Ich weiss nichts besseres zur Erklärung von *post*; aber ὄπισθεν selbst ist der *terminus a quo* des äolischen πέδα, nach: ὄπισθεν und ὀπίσσω, ὀπίσω verhält sich zu πέδα eben so wie πρόσθεν und πρόσσω, πρόσω zu πρός, προτί, der Grundform von πρό. Von demselben Stamm ist ὄπις, ὀπίζειν *respicere*. Der Begriff des Rückwärtsschauens als Symbol der theilnehmenden Beachtung ist darin wesentlicher als der des blosen Schauens, ὄψ, ὄπτεσθαι. Das *o* in

ὄπισθεν etc. ist prothetisch wie in der Mehrzahl der eben so anlautenden Wörter. Ich will hier eine Anzahl Beispiele geben, voran blos evidente, dann wahrscheinliche, zuletzt problematische Worterklärungen durch Annahme dieser Prothese, welche in ὀδύρεσθαι, ὀκέλλειν, ὀκρυόεις, ὀκλάζειν, ὀσταφίς, neben δύρεσθαι, κέλλειν, κρυόεις, σταφίς am unverkennbarsten erscheint, ungerechnet jene, in denen sich das *ο* aus ὁμο — erklären lässt, ὀπηδός etc.

1) Evident, zum Theil anerkannt stammt

ὄαρ die Genossin — von ἀραρεῖν. Davon *sobrinus.*
ὄβριμον ἐβρόντησε — von βρέμειν.
ὀδάξ — von δακεῖν.
ὀλίγος wenig, klein, — von λίγυς. Davon *vulgus?*
ὀλκοί· λύκοι bei Hesychius — von λύκοι.
ὀλόπτειν zupfen, abschälen — von λέπειν, wie ἀλαπάζειν.
ὄλπη, ὄλπις die Oelflasche — von λίπα, λίπας.
ὄλχον· ἐνέδραν bei Hesych. — von λόχος.
ὄμβρος — von μύρω *mare.*
ὀμίχειν — von *mingere*, m i e g e n.
ὀμφαλός — von N a b e l. Davon *umbilicus.*
ὀπάλλιος der Opal — von πελλός.
ὀρέγειν, ὀργᾶν — von *regere, rogare.*
ὀρεχθεῖν brüllen — von *ΡΑΧΩ*, ῥαχία, ῥοχθεῖν.
ὄρθιος laut tönend — von ῥοθεῖν.
ὀρύξαι, ὀρυχή graben — von *runcare*, *ruga.* Davon *veru.*
ὀρεύς der Maulesel — von *rudere*, ῥύζειν.
ὀρφός, ὀρφνός dunkelfarbig — von *rufus.*
ὀρχίμος der Anführer — von *regere*, *res*, wie ἀρχός.
ὀρχίλος der Zaunkönig — von *regulus.*
ὄρχος der umzäunte Raum — von ῥάχος die Dornhecke. Davon *Orcus* altl. *Uragus.*
ὄσπριον die Hülsenfrucht — von σπορά.
ὄτλος die Drangsal — von τλῆναι, wie Ἄτλας.

ὄτοβος das Getös, laute Musik — von *tuba*, toben.
ὀφρύς *supercilium* — von Braue;*) und *frons?*
ὀχέα die Höhle — von χειά, χάος.

2) Wahrscheinlich stammt

ὀβελός der Spiess — von βαλεῖν, βέλος. Davon *subulo* der Spiesser.
ὄγμος die Reihe, Zeile — von γαμεῖν, *geminare*.
ὀθέτη· ἅμαξα ἡμιονική Hesych. — *tensa*, *thensa*.
ὀθόνη das Unterkleid der Frauen — mit *tunica* verwandt.
ὄλβος der Reichthum, Ueberfluss — von λείβειν.
Ὄλυμπος der Erfinder des Trauergesanges — von λύπη.
ὄνειδος der Leumund, Ruhm und Schimpf — von *nidor*.
ὀξύς scharf — von ξυρόν das Schermesser.
ὁπλή der Huf — mit παλάμη *palma* verwandt.
ὀρούειν stürzen — von ῥεῦσαι, wie ἐρωεῖν.
ὄρπηξ der Schössling — von ῥάπις die Ruthe.
ὀτρύνειν, antreiben — von τρύειν.

3) Vielleicht stammt

ὄβρια die Jungen von Thieren — von βρέφος.
ὄβρυζον das reine Gold, *obrussa* — von βράζειν.
ὀδύνη der Schmerz — von δύη.
Ὄλυμπος der Göttersitz — von λάμπειν.
ὀπέας die Schusterahle, bei Herodot. IV, 70 — von πείρειν wie περόνη.
ὄρνιχες die Vögel — von ῥῖνα ἔχειν. Davon *coturnix*.
ὀρσός der Zweig — von *rudis*.
Ὀρφεύς — von ῥαφεύς, als Rhapsode, ῥαπτῶν ἐπέων ἀοιδός.

*) Schmeller im Bayr. Wörterb. Th. I, S. 17 führt Äber für Augenwimper auf und erklärt es für eine Verstümmelung von Aug-Brä. Wie aber wenn man Äber = ὀφρ-ύς, und das synonyme Braue = ὀ-φρύς setzte?

ὀστέον der Knochen — von *στειά* der Stein. Davon *ossum.*
ὄστρεον die Auster — von *στερρός* starr.
ὀσφύς die Hüfte — von *σφυρόν* der Knöchel.
ὀφέλλειν vergrössern — von *φλέγειν.*

Diese Prothese *ο* ist wie die verschwisterte Prothese *α* der griechischen Sprache vorzugsweise eigen; *ὀδούς* lautet lat. *dens* und goth. *tunthus,* Zahn; aber keineswegs ausschliesslich eigen. Es erscheint in lateinischen und in deutschen Wörtern in Uebereinstimmung mit dem griechischen, ohne dass an Entlehnung aus dem Griechischen zu denken ist; im Lateinischen *umbilicus* wie in *ὀμφαλός,* von Nabel. *Uragus* und die neuere Form *Orcus* haben wie *ὄρχος* zu ihrem Stamm *ῥάχος.* Das berüchtigte feuchte *Ulubrae* ist von *lubricus* gleichfalls nicht zu trennen. Auch *ὄπιθεν* selbst ist in den Schwestersprachen nachweisbar: erstens im Latein in *opiter*, nach Festus: *cujus pater avo vivo mortuus est,* bestimmter nach den Gl. Placid. *qui obito patre et avo vivente natus est*; also ein Synonymum von *postumus*, und die lateinische Form von *ὀπίστερος.* Zweitens im Deutschen: Das verkürzte *ὄπιθε* stimmt vollkommen zu dem goth. *ufta,* oft d. h. wiederholt, immer wieder von hinten angefangen; was genau genommen wenigstens eben so richtig gedacht ist als: immer wieder von vorn an, d. i. oft.

Ἀβέλτερος.

Ἀβέλτερος bedeutet bei Plato und Demosthenes albern; eine monströse Form, wenn man sich von dem Comparativ *βέλτερος* mit einem *α privativo* nicht losreissen kann, wozu allerdings die falsche Notiz des Schol. zu Aristoph. Nubb. 1183. *βέλτερος γὰρ ὁ φρόνιμος* den Leichtgläubigen verleitet. Aber die Annahme eines *α privat.* ist schnell durch die Femininform *ἀβελτέραν ἕξιν* bei Plato Phileb. p. 48 widerlegt. *Ἀβέλτερος* ist das Adjectiv des lateinischen Verbums *blaterare,* schwatzen, mit dem prothetischen *α* und einer

Metathesis des Vocals. *Blaterare* selbst, schwed. *pladdra* plaudern ist das Intensivum von *blatire*, wozu die Glossen des Hesychius stimmen: *βλάζειν· μωραίνειν* und *βλαττοῖ· παιδαριεύεται*, und das Adjectiv *bliteus*, dumm. Dieselbe Metathesis des Vocales findet auch in dem lateinischen Substantiv *balatro* statt, woraus *poltron* leichter entstanden sein mag als aus *pollice truncus*. Endlich die Composition mit dem prothetischen *α* hat durchaus nicht die Wirkung, das Adjectiv zu einem *ἐπίκοινον* zu machen; *ἀμαυρά* besteht neben *μαυρά* und *ἀβληχρά* neben *βληχρά*. Auch die Zurückziehung des Accentes auf die Antepenultima hat ihre Analogie ausser den Beispielen in Göttlings Griech. Accentl. S. 304 auch in *ἐλεύθερος*, einer Adjectivbildung von *λύειν*. Der Anklang an *βέλτερος* und die Comparativform überhaupt mag dabei mitgewirkt haben.

Θρησκεία.

Θρησκεία oder *θρησκία* oder wie Dindorf will *θρησκηίη*, und *θρησκεύειν* findet sich zuerst bei Herodot. II, 18. 37 und II, 64; dann bei keinem Attiker oder sonst einem Schriftsteller der alten Gräcität, überhaupt nicht wieder vor den neutestamentlichen Hellenisten, die *Inscr. Stratonic.* bei Böckh T. II, 483 ungerechnet. Es ist *θρῆσκος* ohne Zweifel auch ein ionisches Wort, durch eine doppelte Syncope von *τερατικός* entstanden. Die erste Syncope, die des *ε*, hat zweierlei Einfluss auf die Wortform, d. h. der Ausfall des *ε* wird zweifach ersetzt: erstens durch die Verlängerung des nächsten Vocals *α*, ganz wie in *ἀναβολάδην* sync. *ἀμβλήδην*; zweitens durch Aspiration der vorhergehenden Tenuis *τ*, ganz wie in *ταράσσειν* syncop. *θράσσειν*, und in *πλόκαμος*, sync. *πλόχμος*. Durch die zweite Syncope entsteht die unerträgliche Lautverbindung *τκ*, welche überall in *σκ* übergeht, wie Ottokar in Oscar, wie *ποτική* in *posca, pusca*, wie *κοττικαί* (d. h. *αἱ περικεφαλαῖαι* bei Pollux) in *casque*, wie *φυτικόν* in

busk, Busch. Die Synonymie des Derivatum mit dem Primitiv liegt nahe; *τερατεύεσθαι* oder was dasselbe ist *τερθρεύεσθαι* heisst Wunder erzählen oder Wunder thun, *θρησκεύειν* an Wunder glauben und sie mit frommen oder abergläubischem Sinn verehren. Nach der üblichen Bedeutung der Medialform lässt sich demnach *τερατεύεσθαι* als das Causativum oder Factitivum von *θρησκεύειν* betrachten.

Αὐθέντης.

Αὐθέντης soll ein Compositum von *αὐτός* und *ἔντεα* sein. Gesetzt auch die Begriffe stimmten zusammen, wodurch soll die Aspiration herbeigeführt sein? Der Stamm ist *ἀνύειν*. Davon als Grundform *αὐτανύτης*. Nun tritt eine Syncope hinzu mit einer doppelten Wirkung; erstens afficirt und resp. trübt sie den vorhergehenden Vocal; zweitens ersetzt sie den durch ihre Schuld verdrängten Vocal, hier das *υ*, durch Aspiration eines benachbarten Lautes, wie offenbar *πλόχμος* aus *πλόκαμος*, *σκυθρός* aus *σκοτερός*, *πρόχνυ* aus *γόνυ*, *ὀμφή* aus *ἐνοπή*, wahrscheinlich auch *μέμφομαι* aus *μεμαπεῖν*, *μαλθακός* aus *μελιτικός*. Diese Begründung der Aspiration in *αὐθέντης*, die ich jedoch keineswegs als eine gekünstelte betrachten lasse, liesse sich freilich ersparen, wenn es ausgemacht wäre, dass *ἀνύειν* im Atticismus aspirirt worden sei; allein diese Notiz beschränkt sich auf ein Zeugniss des Moeris und des Phrynichus und die Glosse des Hesychius *καθανύσας· συντελέσας*, und hat alle Handschriften gegen sich. Auch schreibt Herodot. I, 117 *αὐθέντης*. Wie nun *ἀνύειν* vollenden und ermorden bedeutet, so hat auch *αὐθέντης* die doppelte Bedeutung von *αὐτοκράτωρ* und von *αὐτοφόντης*.

Vates.

Der *ἠχέτα τέττιξ* ist für die Alten der Sänger, wie die Nachtigall die Sängerin ist. Daher Hesych. *ἠχηταί· κήρυκες*,

κράκται, ᾠδοί, τέττιγες, ἡδύφθογγοι. Die dorische Form *ἀχέτ-ας* giebt im Latein digammirt *vahet-es,* syncopirt *vat-es*, wie *nihil nil.* Dagegen hat das alte Synonymum *vac-ius* bei Aper p. 225 Putsch den radicalen Guttural behalten, und zwar als *c* statt *g*, wie in *acus ἄχυρον.* Ohne Digamma erscheint derselbe Stamm in *axare*, *nominare* bei Festus d. h. *ἀχεῖν*, und in *axamenta*, *ἠχήματα.* Ueber das $\chi = x$ habe ich in meiner Lat. Wortbild. S. 86 gehandelt.

Denn wie das lat. *x* seiner Gestalt nach dem griech. *χ* entspricht, so alternirt es auch mit demselben im Gebrauch; *ξ* und *x* ist ein gezischtes *χ* und *h.* Wie im Griechischen selbst *διξός,* oder durch Assimilation *δισσός*, das Adjectiv von *δίχα,* so ist *axamenta* oder assimilirt *assamenta* ein Verbalnomen von *ἀχεῖν.* Das catullische *ploxinum* ist ein gezischtes *πλόχανον,* und *maxilla* das Deminutiv von *mala*, d. h. *mah-la,* dem Nomen von *μέμαχ-α,* und *anxius* das Adjectiv von *angere ἄγχειν.* In ähnlichem Verhältniss steht *pexus* zu *παχύς*, *coxa* zu *κοχ-ώνη, claxendix* zu *κάλχη, ex-cetra* zu *ἔχις + κῆτος, λοξός* zu *λέχ-ριος*, *δόξα* zu *δέχομαι, αὔξω* zu *εὔχομαι, augere.*

IX. *)

Grundzüge der Lehre

von den Modis und von den Conjunctionen.

Zu welcher Klasse der Redetheile gehört die Negation *non*? Unstreitig zu den Partikeln, den Verhältnisswörtern. Deren giebt es drei, die Präposition für das Substantiv, das Adverbium für das Attributiv, die Conjunction für das Verbum. Eine Praposition ist *non* offenbar nicht; vielleicht ein Adverbium? Allein das Wesen des Adverbiums besteht darin, einem Attributiv, einem Adjectiv oder Particip zu inhäriren; die Negation aber gehört zum Verbum wie die Conjunction. Ist also *non* eine Conjunction? Allein die Conjunction hat ja, wie ihr Name besagt, die Bestimmung, verschiedene Glieder der Rede mit einander zu verbinden; die Negation aber verbindet nicht. So bliebe nichts übrig, als die Negation für eine eigene Klasse der Partikeln zu erklären und sie etwa mit andern Wörtlein, welche sich gleichfals weder unter die Präpositionen, noch unter die Adverbien, noch unter die Conjunctionen so eigentlich wollen subsumiren lassen, wie *quoque* und *γε*, unter dem allgemeinen Namen „Partikeln" gleichsam Partikeln im engern Sinn zusammenzufassen, was auch häufig geschieht. Mein logisches

*) Vgl. Verhandlungen der ersten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Nürnberg 1838. S. 8.

Gewissen hat sich auch bei diesem letzten Auskunftsmittel nicht beruhigen können, und so führte mich der Zweifel über das Wesen der Negation allmählich zu einer Ansicht von den Conjunctionen überhaupt, welche von den herrschenden Ansichten vielfach abweicht. Das Wesentlichste derselben hab' ich in der ersten Versammlung des Philologenvereins mitgetheilt und führe das dort in freiem Vertrag Gesprochene hier etwas weiter aus, zugleich als Fragment und Prodromus einer vergleichenden Syntax der griechischen und lateinischen Sprache, mit welcher ich namentlich einer künftigen Verbesserung der Schulgrammatik vorzuarbeiten hoffe.

* * *

Die Conjunction hat nicht blos, wie ihr Name besagt, die Bestimmung verschiedene Glieder der Rede mit einander zu verbinden. Sie bezeichnet überhaupt die Verhältnisse der Copula oder grammatisch ausgedrückt des Zeitworts. So dienen Conjunctionen der Modusbezeichnnung zur Ergänzung wie die Präpositionen der Bezeichnung der Casus.

Die Modi drücken die möglichen Verhältnisse des Verbums nur nach den Kategorien der Modalität aus. Es sind ihrer nach Abrechnung des Infinitivs und des Particips, welche dem Nomen näher angehören als dem Verbum, nicht mehr als drei:

der Indicativ für die Wirklichkeit,
der Optativ für die Möglichkeit,
der Imperativ für die Nothwendigkeit.

Der Conjunctiv ist seinem Inhalt nach einerlei mit dem Imperativ, bedeutet wie dieser das Sollen und Müssen; beide sind nur der Form nach verschieden. Der Imperativ bezeichnet die Nothwendigkeit in unabhängigen Sätzen, der Conjunctiv in abhängigen. Daher ist φῶ, φῶμεν nicht blos Conjunctiv, sondern die gemeinschaftliche Form

des Imperativs und Conjunctivs; τί φῶ was soll ich sagen? und μόλωμεν wir müssen gehn sind Imperative; οὐκ οἶδα τί φῶ und οὐκ ἴσμεν ὅποι μόλωμεν wir wissen nicht wo wir hingehn sollen sind Conjunctive; denn die Annahme um das Vacat in der ersten Person des Imperativs zu erklären, „dass das Subject sich nicht selbst etwas befehlen könne," ist offenbar unbefriedigend und grundlos. Erst in der zweiten und dritten Person gehen die Formen aus einander, φάθι sage, d. h. du sollst sagen, dagegen ἵνα φῇς damit du sagest. Katachresen beider Modi sind durch diese allgemeine Bestimmung nicht ausgeschlossen, wie wenn Herodot. I, 89 im abhängigen Satz κάτισον οἵ λεγόντων sagt, oder umgekehrt Sophokles Philokt. 300 im unabhängigen φέρ᾽, ὦ τέκνον, νῦν καὶ τὸ τῆς νήσου μάθῃς. Auch ein Unterschied ist hier zwischen diesem μάθῃς und zwischen μάθε nachzuweisen, dessen Darlegung jedoch nicht im Zwecke dieser Grundzüge liegen kann.

Was diese wenigen Modi nicht ausdrücken können, ist dem mechanischen Vehikel der um so zahlreicheren Conjunctionen überwiesen. Diese bezeichnen nun theils eben so wie die Modi eine Modalität des Verbums an und für sich, theils, was die Modi nicht können, ein modales Verhältniss des Verbums zu einem andern Verbum, also eines Satzes zu einem andern, und mittelst einer syntactischen Abkürzung auch eines Satztheiles zu einem andern. So giebt es vor allem zweierlei Conjunctionen, erstens blos bestimmende, welche in einem einzelnen, einfachen Satz eine Stelle finden, zweitens zugleich verknüpfende, welche noch einen zweiten Satz voraussetzen, um zur Anwendung zu kommen. Ich will, bis ein besserer Name erfunden wird, die ersten die Bestimmungsconjunctionen, die andern die Verknüpfungsconjunctionen nennen, indem ich den alten Namen Conjunction gleichsam wie ein *nomen proprium* beibehalte,

halte, obgleich er dem Wesen der ersten Klasse dieser Partikeln ganz fremd ist.

Die Bestimmungsconjunctionen entsprechen den Kategorien der Qualität, nur dass ich der logischen Limitation ein grammatisches Verhältniss substituire;

affirmativ — die Bejahung,
negativ — die Verneinung,
limitirend — die Frage.

Man könnte sie daher wohl auch Qualitätsconjunctionen taufen.

Bei weitem die Mehrzahl der menschlichen Gedanken und sprachlichen Sätze sind positiver, affirmativer Natur. Die Behauptung ist natürlicher als die Verneinung und als die Frage, das Bekenntniss der Unwissenheit. Daher wird jeder Satz für bejahend gehalten, bis er als verneinend oder fragend besonders characterisirt wird. Aus diesem Grund hat wohl keine Sprache eben so eine besondere Conjunction für die Affirmation, wie für die Negation; die blose Abwesenheit des Verneinungs- und Fragzeichens genügt. Das Bedürfniss eines besondern Affirmationszeichens tritt erst ein, wenn auf seine positive Natur im ausdrücklichen Gegensatz gegen die Verneinung oder Frage ein Gewicht gelegt werden soll. Da nun dies nicht ohne Affect geschehn kann, so nähert sich eine solche Bejahungsconjunction dem Begriff der Interjection, wie *nae*, *profecto*. Am wenigsten ist dies der Fall bei ἦ, welches allenfalls als reiner Gegensatz von οὐ angesehn werden kann.

Die meisten Sprachen — die lateinische nicht — haben aber eine Partikel, welche auch ohne Affect zunächst den affirmativen Character eines Satzes ausspricht, aber zugleich den Inhalt eines ganzen schon früher ausgesprochenen Satzes in sich schliesst, *ναί, ναίχι,* ja. Ich wüsste dieses Ja! nicht anders als eine Affirmativconjunction mit repräsentativem Character zu nennen. Diese Partikel

vertritt als Antwort auf einen eben gehörten Fragsatz, die in demselben enthalten drei Theile, Subject, Prädicat und Copula, so wie in dem vollständigen Affirmativsatz die Copula die Vertretung der Affirmationsconjunction übernimmt. Bei **Nein** ist es der nämliche Fall, nur findet keine Reprocitat der Vertretung Statt.

Die zweite Klasse, die Verknüpfungsconjunctionen zerfallen ihrem Inhalt nach in drei Paare:

Verbindung und Trennung,
Zugeständniss und Widerspruch,
Grund und Folge.

Mit diesen neun Conjunctionen ist ihre Zahl vollständig abgeschlossen. Für das Verständniss der Qualität der Sätze und das mögliche Verhältniss zu einander könnte (von der Synonymik und den Nuancen der Partikeln abgesehn) z. B. die lateinische Sprache mit folgenden Conjunctionen ausreichen:

Bejahung —.
Verneinung *non.*
Frage *num.*
Verbindung *et.*
Trennung *aut.*
Zugeständniss *quidem.*
Widerspruch *sed.*
Grund *nam.*
Folge *igitur.*

Die Sprache würde jedoch mit diesem beschränkten Besitzthum auf der Stufe der **Parataxis** stehn bleiben; sie könnte die einfachen Sätze zwar unter einander verknüpfen und dadurch das innere Verhältniss, in welchem sie zu einander stehn, hinlänglich anzeigen; aber sie könnte sie nicht zu Perioden verbinden, durch eine **Syntaxis**. Da aber die Möglichkeit der syntactischen Verbindung der Sätze zu einem organischen Ganzen das Ziel einer gebildeten Sprache ist,

dies aber nur durch die Existenz syntactischer (oder relativer) Conjunctionen erreicht werden kann, so giebt es noch eine Reihe von Partikeln, welche von der zuletzt aufgeführten Reihe eigentlich nur der Form nach verschieden sind und mehr dem Interesse der Schönheit als der Einsicht dienen. Ich adoptire die von Fr. Thiersch glücklich gewählten und schon manichfach in Gebrauch gekommenen Ausdrücke Parataxis und Syntaxis und nenne z. B. *nam* die paratactische, *quia* die syntactische Causalconjunction, oder obgleich die syntactische Form seines paratactischen Synonymums zwar für das Verhältniss des Zugeständnisses.

Allein die Paarung der übrigen paratactischen und syntactischen Conjunctionen ist nicht in dem gleichen Grad einfach und leicht wie die von *nam* und *quia*. Gleichwohl muss ich mich nach dem Zweck dieser Grundzüge darauf beschränken, sie in einer tabellarischen Uebersicht vorzulegen und ihnen ihre Synonyma und Unterarten beizugeben, während die Motivirung ihrer Paarung und die Unterscheidung der synonymen Conjunctionen einer künftigen Ausführung vorbehalten bleibt.

I. Bestimmungsconjunctionen.

	Paratactische	Syntactische
a) Bejahung	—	—
affirmativae.	ἦ, *nae*, ja.	
b) Verneinung	*non*, οὐ.	*ne*, μή.
negativae.	*haud*, *ne*, οὐχί.	
c) Frage	*-ne*, ἆρα.	*si*, εἰ.
interrogativae.	*num*, ἦ, μή, μῶν,	ἐάν, αἰ, εἴθε.
conditionales..	*nonne.*	

II. Verknüpfungsconjunctionen.

	Paratactische	Syntactische
a) Verbindung	*que*, τε.	*quum*, ὅτε.
copulativae.	*et*, καί, *ac*, *atque.*	*quando*, ὁπότε, ἐπεί, εὖτε; ὅταν, ὁπόταν, *quoties*; *donec*, *dum*, *quamdiu*, ἕως, ἦμος; *postquam*, *ut*, *ubi.*
b) Trennung	*ve*, ἤ.	*quam*, ἤ.
disjunctivae, *comparativae.*	*aut*, *vel*, *sive*, εἴτ᾽ οὖν.	*ut*, *quemadmodum*, *ceu*, ὡς, ἠΰτε.
c) Zugeständniss	*quidem*, μέν.	*quanquam*, εἰ καί.
concessivae.		*quamvis*, *etsi*, *etiamsi*, *tametsi*, *licet*, καὶ εἰ.
d) Widerspruch	*autem*, δέ.	*tamen*, ὅμως.
adversativae.	*at*, *sed*, αὐτάρ, ἀλλά, καίτοι, μέντοι, *verum*, *vero.*	
e) Grund	*enim*, γάρ.	*quia*, ὅτι.
causales.	*nam*, *namque*, *etenim*, *quippe*	*quod*, διότι; *quoniam*, *quum*, ὅτε.
f) Folge	*igitur*, ἄρα.	*ut*, ὡς.
consecutivae, *finales.*	*ergo*, *itaque*, *ideo*, οὖν.	ὅπως, *quo*; ἵνα, ὄφρα; ὥστε.

In dieser Tabelle, die übrigens auch hinsichtlich der synonymen Conjunctionen keine Vollständigkeit anspricht, finden mehrere Partikeln keinen Platz, welche doch offenbar weder Präpositionen noch Adverbien sind, mithin gleichfalls Conjunctionen sein müssen, ohne dass sie eigentlich verknüpfen, z. B. *quoque* und *γε*, ähnlich wie das schon oben besprochene *καί*. Diese nenne ich elliptische Conjunctionen. Sie sind im Grunde Synonyma paratactischer Verknüpfungsconjunctionen, aber deuten durch ihr Wesen die Unterdrückung eines antithetischen Satzes an. *Hoc et alii sciunt et ego scio* heisst elliptisch: *Hoc ego quoque scio*, oder dem vollständig gedachten ähnlicher: *Hoc et ego scio.* Und *τοῦτο ἐγὼ μὲν οἶδα, ἄλλοι δὲ οὐκ ἴσασιν* lautet, wenn der unterdrückte Gegensatz ersetzt werden soll, *ἔγωγε οἶδα*, oder wenn er nur unterdrückt wird, *ἐγὼ μὲν οἶδα*, im gleichen Sinn wie *ἔγωγε.*

* * *

Man wird es nicht als Anmassung deuten, wenn ich diese hier vorgelegte Theorie für ganz neu, für sehr einfach und für höchst wichtig halte. Die Neuheit giebt ihr freilich keinen Werth, wenn die Einfachheit sich nicht bestätigt; aber wenn diese anerkannt wird, so ergiebt sich auch ihre Wichtigkeit von selbst. Ich stelle desshalb an die Sprachforscher und besonders die Schulmänner die freundliche Bitte, diese Grundzüge einer unbefangenen Ansicht und genauen Prüfung zu würdigen und mir auf öffentlichem oder auf Privatweg ihre Zweifel, Einwendungen oder Widerlegungen zukommen zu lassen.

X.

Miscellen.

1) Zu Homers Odyss. II, 334. Als Telemachus seinen Entschluss, eine Reise zu unternehmen und Kunde von seinem Vater einzuziehen, vor den Freiern eröffnet, theilen sich diese in zwei Parteien; die einen fürchten Unheil von dieser Reise: Telemachus möchte entweder Bundesgenossen gegen sie mitbringen oder Gift; die andern hoffen Gutes davon: er könne auf der Reise selbst zu Grunde gehn. Die Rede der letzteren lautet:

τίς δ' οἶδ' εἴ κε καὶ αὐτὸς ἰὼν κοίλης ἐπὶ νηὸς
τῆλε φίλων ἀπόληται ἀλώμενος, ὥςπερ Ὀδυσσεύς;
οὕτω κεν καὶ μᾶλλον ὀφέλλειεν πόνον ἄμμιν.

Wie passt zu einer solchen Hoffnung dieser letzte Vers: Sein Untergang wird uns noch mehr Müh und Noth machen! Man sollte das Gegentheil erwarten: Sein Untergang wird uns unser Geschäft seine Habe zu plündern erleichtern! woran sich das folgende:

κτήματα γάρ κεν πάντα δασαίμεθα, οἰκία δ' αὖτε
τούτου μητέρι δοῖμεν ἔχειν ἠδ' ὅςτις ὀπυίοι.

sehr passend anschliessen würde. Die alten Ausleger halfen sich auf zweierlei Weise: die einen verstanden unter *πόνον ὀφέλλειν* die Förderung ihres Geschäftes, der Bewerbung um Penelope; die andern hielten sich an den Wortsinn, erklärten *πόνον ὀφέλλειν* als Vergrösserung der Mühe, aber als Ironie und Scherz, als wenn die durch Telemachus Untergang möglich werdende Theilung seines Vermögens

eine lästige Sache wäre. Diese zwei Erklärungsarten trennt sehr wohl der Schol. B. bei Buttmann: *πόνον εἰς τὸ μερίζεσθαι τὰ κτήματα· τοῦτο δὲ ἐν εἰρωνείᾳ φησί. τινὲς δὲ τὴν περὶ τὸν γάμον σπουδήν*: wogegen die andern, E. und Q. samt Eustathius in Wirrwarr gerathen. Aber jene erstere Erklärung findet ihre Widerlegung in den Parallelstellen Jl. XVI, 651.

ἢ ἔτι καὶ πλεόνεσσιν ὀφέλλειεν πόνον αἰπύν

und II, 420 *πόνον δ' ἀμέγαρτον ὄφελλεν*. In der zweiten, welcher Nitzsch beizupflichten scheint, ist die Ironie gar zu wenig durch die Umgebung angedeutet und ihre Annahme nur ein schwacher Nothbehelf, um aus Schwarz Weiss zu machen. Ich glaube, der schwierige Vers ist versetzt und gehört in die Rede der ersten Partei, welche der Reise des Telemachus mit Furcht entgegensieht:

ἦ μάλα Τηλέμαχος φόνον ἡμῖν μερμηρίζει.
ἤ τινας ἐκ Πύλου ἄξει ἀμύντορας ἠμαθόεντος,
ἢ ὅγε καὶ Σπάρτηθεν· ἐπεί νύ περ ἵεται αἰνῶς·
οὕτω κεν καὶ μᾶλλον ὀφέλλειεν πόνον ἄμμιν.

* * *

2) Perikles will in der berühmten Leichenrede bei Thucyd. II, 39 beweisen, dass seine Athener eben so tüchtige Soldaten seien, als die Spartaner, auch ohne dass sie sich ihr ganzes Leben hindurch mittelst unaufhörlicher Exercitien vorbereiten und abquälen. Wie beweist er das?

οὔτε γὰρ Λακεδαιμόνιοι καθ' ἑκάστους, μετὰ πάντων δ' ἐς τὴν γῆν ἡμῶν στρατεύουσι, τήν τε τῶν πέλας αὐτοὶ ἐπελθόντες οὐ χαλεπῶς ἐν τῇ ἀλλοτρίᾳ τοὺς περὶ τῶν οἰκείων ἀμυνομένους μαχόμενοι τὰ πλείω κρατοῦμεν.

Mag man das, was der erste dieser Sätze nothwendig aussagt: dass die Lacedämonier nicht als einzelner Staat, sondern mit ihrer ganzen Bundesmacht ihre Einfälle in fremde Länder zu machen pflegen, immerhin als Beweis gegen ihre militärische Tüchtigkeit

gelten lassen; wiewohl er ein nicht sonderlich treffender ist, da es sich hier von der persönlichen Tapferkeit der Athener handelt. Aber eine meines Wissens nicht beachtete grammatisch-rhetorische Schwierigkeit scheint mir unauflöslich: wo bleibt denn der Gegensatz zu *οὔτε Λακεδαιμόνιοι*? Im folgenden Satz treten freilich die Athener (wir) als Subject ein, aber ohne dass sie irgend grammatisch als Gegensatz characterisirt wären. Dies müsste doch mindestens durch *ἡμεῖς τε τῶν πέλας αὐτοὶ κρατοῦμεν* geschehen. Aber selbst so würde *οὔτε* und *τε* nicht die rechte Art der Entgegensetzung sein, sondern nothwendig müsste es lauten: *Λακεδαιμόνιοι μὲν γὰρ . . . στρατεύουσιν, ἡμεῖς δὲ τῶν πέλας . . κρατοῦμεν.* Dieses jedoch oder etwas ähnliches ohne Gewaltthat in den Text zu bringen, möchte eine schwere Aufgabe sein. Vielmehr scheint mir, dass die Athener die ganze Periode als Subject beherrschen sollten. Dies ist auch wirklich der Fall, wenn, wie ich annehme, die Lacedämonier nur in Folge einer Lücke von einem Buchstaben und zwei Wörtlein irrthümlich zum Subject der ersten Hälfte geworden sind. Ich wage diese Lücke etwa auf folgende Weise auszufüllen:

> *οὔτε γὰρ Λακεδαιμονίοις εἴκομεν, οὐ καθ᾽ ἑκάστους, μετὰ πάντων δ᾽ ἐς τὴν γῆν ἡμῶν στρατεύουσι, τήν τε τῶν πέλας αὐτοὶ ἐπελθόντες . . . κρατοῦμεν.*

Nachdem durch diese Anordnung *στρατεύουσι* aus einem vermeintlichen *verbo finito* zu einem blosen Particip geworden ist, gewinnen wir den passendsten Sinn. Nicht die Lacedämonier und Athener stehen einander entgegen, sondern die Defensivkraft der Athener bildet den Gegensatz gegen ihre Offensivkraft. Jene zeigt sich in dem Widerstand gegen die Spartaner samt dem peloponnesischen Bunde, der Attica überschwemmte, diese, die Offensivkraft, in der Unterwerfung der Griechen, welche Athen ohne Beistand von Bundesgenossen und trotz der tapfern Ge-

genwehr seiner Feinde bewerkstelligt hatte. (Welckers Rhein. Mus. VI. S. 478.)

* * *

3) Aesch. Prom. 313. Promethei contumaciam et maledicta in Jovem jactata hac exhortatione cohibere conatur Oceanus:

εἰ δ' ὧδε τραχεῖς καὶ τεθηγμένους λόγους
ῥίψεις, τάχ' ἄν σου καὶ μακρὰν ἀπωτέρω
θακῶν κλύοι Ζεύς, ὥςτε σοι τὸν νῦν χόλον
παρόντα μόχθων παιδιὰν εἶναι δοκεῖν.

Haec parum congruunt inter se. Potest sane *χόλος μόχθων* significare *iram Promethei propter labores sibi impositos*, sed eadem ira non potest dici *ludus*. Vertunt quidem *acerbitatem malorum*, ut notio evadat objectiva; quam huic nomini prorsus abjudico. Haec adeo aperta sunt tam ad sentiendum quam ad intelligendum, ut satis sit verbo monuisse de vera scriptura, jam ante scholiastam depravata:

ὥςτε σοι τὸν νῦν ὄχλον
παρόντα μόχθων παιδιὰν εἶναι δοκεῖν.

quae figura dicendi redit v. 825. *ὄχλον μὲν οὖν τὸν πλεῖστον ἐκλείψω λόγων*. (Progr. acad. 1836.)

* * *

4) Aesch. Pers. 173. A regina in partem consilii vocatus promptum ad quaevis officia animum spondet chori dux:

εὖ τόδ' ἴσθι, γῆς ἄνασσα τῆςδε, μή σε δὶς φράσαι
μήτ' ἔπος μήτ' ἔργον ὧν ἂν δύναμις ἡγεῖσθαι θέλῃ.

Posterior versus haud dubie corruptus est. Nam *opportunitas* quidem saepe ac recte *ducere* dicitur facta mortalium, *facultas* non item. Scribe:

εὖ τόδ' ἴσθι, γῆς ἄνασσα τῆςδε, μή σε δὶς φράσαι
μήτ' ἔπος μήτ' ἔργον ὧν ἂν δύναμις· ἡγεῖσθαι θέλε.

Nam in ipso verbo *θέλῃ* variat lectio: *θέλει* Ald. Robert. *θέλοι* M. 2. Frequens est periphrasis imperativi ope verbi

βούλεσθαι, ut Soph. Oed. C. 1538. Aj. 765. Oed. T. 1522. 1055, vel *θέλειν*, ut Prom. 782.

τούτων σὺ τὴν μὲν τῇδε, τὴν δ' ἐμοὶ χάριν
θέσθαι θέλησον.

De conjunctivo verbi substantivi post ὃς ἂν omisso consule Bernhardyum Syntax. p. 331. Eur. Hipp. 660. ἔςτ' ἂν ἔκδημος χθονός Θησεύς. Theogn. 252. (Progr. acad. 1835.)

* * *

5) Aesch. Theb. 550. Speculatori impiam ferocitatem cum caeterorum tum Parthenopaei minas narranti Eteocles respondet:

εἰ γὰρ τύχοιεν ὧν φρονοῦσι πρὸς θεῶν
αὐτοῖς ἐκείνοις ἀνοσίοις κομπάσμασιν,
ἦ τἂν πανώλεις παγκάκως τ' ὀλοίατο.

quae cum Schützius sic explicat: *Etenim si isti ea, quae cogitant, a diis obtinere impia ista jactatione possent, certo* (turres nostrae) *funditus et pessime perirent*, mallem ad emendationem confugisset, *ὀλοίμεθα* scribendo, quam durissimam subjecti mutationem statuisset. Ac tamen sententia evaderet utique languida. Jam vero Henr. Vossii interpretatio:

Dass ihnen selbst doch was sie drohn der Götter Macht
Zuwend' ob ihrer frevelhaften Prahlerei!

Graecis verbis ne extorqueri quidem poterit; nam *αὐτοῖς*, quod legimus, omisit; *αὐτοί*, quod non legimus, vertit ac potius intrusit. Nihil mihi certius videtur, quam transponendos esse versus:

εἰ γὰρ τύχοιεν ὧν φρονοῦσι πρὸς θεῶν,
ἦ τἂν πανώλεις παγκάκως τ' ὀλοίατο,
αὐτοῖς ἐκείνοις ἀνοσίοις κομπάσμασιν.

quem ordinem etiam Scholiastae B. codex manifesto exhibuit, haec scribentis: *καὶ ὄντως εἰ γένοιτο τοῦτο, ἀπολέσθειεν ἂν σὺν αὐτοῖς ἐκείνοις κομπάσμασι πανωλέθρως καὶ παγκάκως.* Sensus autem hic est: *si consequerentur dignum insolentia sua pretium, pessime profecto perirent cum*

illis impiis jactationibus. Nempe omissum est verbi τύχοιεν objectum, ἄξιον sive ἄξια, quam et ipsam explicationem Scholiastae A. autoritate munire licet: εἴθε γὰρ παρὰ θεῶν τύχοιεν ἐπαξίως ὧν φρονοῦσιν ἀνοσίων καὶ ἀλαζονεύονται. Quippe adverbium illud prorsus supervacuum, corruptum videtur ex ἐπάξια. Et omittitur nonnunquam hoc adjectivum, ut Herodot. IV, 138. ἦσαν δὲ οὗτοι οἱ διαφέροντές τε τὴν ψῆφον καὶ ἐόντες λόγου (i. e. ἀξιόλογοι) πρὸς βασιλῆος, coll. I, 120. III, 4. quemadmodum vicissim ἄξιος pro ἀξιόλογος. Thuc. III, 67. μὴ παλαιὰς ἀρετὰς ἀκούοντες ἐπικλάσθητε, ἃς χρὴ τοῖς μὲν ἀδικουμένοις ἐπικούρους εἶναι, τοῖς δὲ αἰσχρόν τι δρῶσι διπλασίας ζημίας scil. ἀξίας, quod ipsum additum est loco simili I, 86. διπλασίας ζημίας ἄξιοί εἰσιν, ὅτι ἀντ' ἀγαθῶν κακοὶ γεγένηνται. Hinc explicandus est locus Pindari, Pyth. X, 48. Ἐμοὶ δὲ θαυμάσαι θεῶν τελεσάντων οὐδέν ποτε φαίνεται ἄπιστον, i. e. *Nihil quamvis mirabile si a diis proficitur, incredibile videri debet.* (Progr. acad. 1832.)

* *
*

6) Der Chor in Soph. Ant. 1144 ruft den Bachus an:

ἰὼ ὦ πῦρ πνεόντων
χοράγ' ἄστρων, νυχίων
φθεγμάτων ἐπίσκοπε.

An diese Verse hat sich die Frage angeknüpft, ob Sophokles auf einen mystischen Mythus anspiele, der den Bacchus als Sonnengott darstelle, wie schon Eustathius meinte, oder ob die Benennung des Bacchus als Chorführer der Gestirne auch mit der profanen Mythologie vereinbar sei. Das letztere behaupten Lobeck, Näke und G. Hermann. Mir sei nur die Frage erlaubt, ob denn die Genitive nothwendig von χοραγέ abhangen müssen? ob sie nicht vielmehr *genitivi absoluti* sind? „Bacchus, der du beim Sternenlicht deine Reigen führst, und bei Nacht dir Hymnen singen lässest!"

* *
*

7) Eur. Jon. 394.

ἂν γὰρ βίᾳ σπεύδωμεν ἀκόντων θεῶν,
ἄκοντα κεκτήμεσθα τἀγάθ', ὦ γύναι,
ἃ δ' ἂν διδῶσ' ἑκόντες, ὠφελούμεθα.

Sensu carere ἄκοντα pridem intellectum est. E conjecturis ἀνόνητα Stephani, οὐκ ὄντα Wakefieldii placuit editoribus. Posterior etsi editori clarissimo probata est, tamen vereor ut articulo sit locus in his: τὰ ἀγαθὰ κεκτήμεθα οὐκ ὄντα. Quod et mutatione lenissimum et sensu fortissimum ingenioque Euripidis simillimum fuit, spernere visi sunt:

κἄκ' ὄντα κεκτήμεσθα τἀγάθ', ὦ γύναι.

* * *

8) Amicum vel amasionem, Camerium, aegre desiderans Catullus LIII, 7 complures dies alicubi latentem conqueritur anquiritque:

Femellas omnes amice prendi,
Quas voltu vidi tamen serenas;
Avellite sic ipse flagitabam,
Camerium mihi, pessimae puellae.

Sic corrupte MSS; quidam *Aulite.* Ejus verbi loco Doeringius cum Scaligero: *Has vel te*, Weberus *Ah vel te* substituerunt, in quibus *vel* sensu caret. Mihi non ipsum verbum, sed tempus duntaxat verbi et modus et numerus videtur depravatus. Imperativum enim nec sensus patitur nec metrum. Quocirca corrige:

Aullistis — sic ipse flagitabam —
Camerium mihi, pessimae puellae!

i. e. *Avellistis,* eadem contractione qua *auceps, aucella, prorsus, prugnus, sultis* nata sunt ex *aviceps, privignus, si vultis.* Sive mavis *avellistis* retinere ac trisyllabice pronunciare, non refragor. „Ita *navem, Davum* saepe dixerunt una syllaba, videndumque ne, ut apud Lucretium *irritavit* in *irritat,* apud Virgilium *petivit* in *petit* contractum est, eadem contractio etiam apud comicos nonnunquam delituerit.“ Hermann. Doctr.

metr. p. 65. Ipse Horatius Sat. II, 3, 177. *Tu cave ne metuas* ad normam festivi illius *cauneas*, de quo Cic. Divin. II, 40. Mutatio certe tam lenis, sententia tam apta dici debet, ut nihil lenius aptiusve. *Avellere* cum dativo struit etiam Virgilius Aen. II, 558. *Avulsum humeris caput*, quem non ablativum esse, Plinii usus demonstrat, H. N. VII, 15. *Bitumen non quit sibi avelli.* Et IV, 12, 21. *Euboea et ipsa avulsa Boeotiae.* Quod autem additur *ipse*, idem est quod *ultro*, quoniam Catullus femellas illas non interrogabat, sed statim incusabat. (Progr. acad. 1836.)

* * *

9) Clitipho Terent. Heaut. II, 1, 15 suae amicae mores comparans cum Cliniae amica, quae bene ac pudice educta, ignara artis meretriciae sit:

Meá est *potens*, procáx, magnifica, súmptuosa, nóbilis.

Nequit *potens* illud significare, quod vult Westerhovius, *amatori imperans*, vel si tantundem posset, quantum ap. Tac. Ann. XIV, 60 *mariti potens*, parum congrueret cum sequentibus, quae omnia, ut ordo sententiarum flagitat, ad morum pravitatem pertinent. Leniore quam Bentlejus, *petax* corrigens, medicina ita ulcus sano:

Mea est *impotens*, procáx, magnifica, súmptuosa, nóbilis.

h. e. imperiosa. cf. Catull. VIII, 9. Idem mendum irrepserat in Tac. Ann. XII, 44. (Progr. acad. 1834.)

* * *

10) Clinia in Terent. Heaut. II, 2, 4 de fide et castitate amicae anxius:

Concurrunt multae opiniones, quae mihi animum *exaugeant.*

Nec potest *exaugere* eodem sensu accipi, quo *moerore augeri* dixit Plaut. Stich. I, 1, 54, quandoquidem et hoc ipsum *moerore* vel *damno augeri* non ex usitato loquendi genere, sed per comicam ὀξυμωρίαν dictum est, adeoque *augeri* κατ᾽ ἐξοχήν de *laetitia* vel *audentia* auctis usurpatur, ut Tac. Ann. II, 14.

Auctus omine; neque *animum* pro ipsa suspicione dicere potuit comicus. Leniore quam Bentlejus fecit medicina corigo:

Concurrunt multae opiniones, quae mihi animum exsugeant.

Est autem *animum exsugere* idem fere, quod Soph. El. 785 Clytaemnestra Electrae metu sollicita et exagitata ait: τοὐμὸν ἐκπίνουσ' ἀεὶ ψυχῆς ἄκρατον αἷμα, coll. Ant. 531. Aesch. Choeph. 570, unde etiam Ἐμπούσας dictas esse existimo. Neque dubitatio illa, quae de forma *exangeant*, Palmerii conjectura, jure meritoque mota est, in formam *exsugeant* transferri debet. Plaut. Epid. II, 2, 5. *Atque eorum exsugebo sanguinem.* (Progr. acad. 1832.)

* * *

11) Cic. Orat. 47, 157. *Impetratum est a consuetudine, ut peccare suavitatis causa liceret, et pomeridianas quadrigas quam postmeridianas libentius dixerim.* Cur *quadrigas* addere placuerit Ciceroni, causam video nullam, nisi forte certum cujuspiam scriptoris, quem aliqua de causa ne significare quidem voluerit, locum perstringi putas. Ac ne sic quidem quasnam ille dixerit *quadrigas pomeridianas*, conjectura ulla assequor. Tu scribe: *et pomeridianas, quadrigas, quam postmeridianas, quadrijugas libentius dixerim.* (Progr. acad. 1831.)

* * *

12) In Cic. Off. I, 11. *Est enim ulciscendi et puniendi modus; atque haud scio an satis sit, eum qui lacessierit injuriae suae poenitere, ut et ipse ne quid tale posthac, et caeteri sint ad injuriam tardiores*, ist offenbar eine unrichtige Gedankenfolge, welche möglicher Weise von Cicero selbst herrührt, aber in keinem Falle unbemerkt bleiben darf. Nämlich die Reue kann zwar die Folge haben, dass er, der Thäter, selbst nicht wieder Unrecht thue, aber nicht die, dass seine Reue auch andere vom Unrechtthun abhalte. Dagegen würde alles tadellos zusammenhangen, wenn es hiesse: *Est enim ulcis-*

cendi et puniendi modus, ut et ipse ne quid tale posthac, et caeteri sint ad injuriam tardiores; demnach das Maass der Rache und Strafe im einzelnen Fall nach einem doppelten Zweck der Strafe überhaupt zu bemessen wäre, nach dem der Besserung und dem der Abschreckung. Denn *ut* hängt nun von [*hic*] *modus* ab.

Der von mir ausgeschlossene Gedanke: *atque haud scio an satis sit eum qui lacessierit, injuriae suae poenitere* wird sich nicht unpassend hinter *tardiores* anschliessen — wenn er nicht gar eine christliche Interpolation ist. (Welckers Rhein. Mus. VI. S. 479.)

* * *

13) Cic. Tusc. IV, 19, 44. *Noctu ambulabat in publico Themistocles, quod somnum capere non posset, quaerentibusque respondebat: Militiadis tropaeis se e somno suscitari.* In his verbis demiror et conjunctivum *posset*, et magis etiam universae enunciationis sedem; neque enim Ciceronis erat, hoc loco causam et rationem reddere nocturnae ambulationis, sed id negotium responso Themistocleo reservare integrum. Quamobrem scribe: *Noctu ambulabat in publico Themistocles, quaerentibusque respondebat: quod somnum capere non posset; Miltiadis tropaeis se e somno suscitari.* (Progr. acad. 1834.)

* * *

14) Friedr. Jacobs hat in seinen trefflichen *Lectionibus Venusinis* (Verm. Schr. Th. V, S. 31) nächst dem Iccius auch den M. Torquatus gegen die Unbilden der horazischen Ausleger, die ihn zum Geizhals machen, mit aller Kraft der Dialektik und Redekunst in Schutz genommen. Nur mit Einem Vers ist er nicht fertig geworden, mit der Ermahnung des Horatius in Epist. I, 5, 8.

Mitte leves spes et certamina divitiarum.

Lass ehrsüchtiger Hoffnung Gelüst und Werben um Reichthum

nach Voss. Also doch eine Warnung vor der *avaritia*! Jacobs sucht ihn nur zu entschuldigen S. 40. „Wenn nun der „vielbeschäftigte Mann, indem er sich für andere abmüht, „auch wohl an sich gedacht hätte, wie jeder gute Hausvater, „etwas für sich zurückzulegen, dürfte uns das berechtigen, „den Worten seines Freundes eine so schlimme Deutung zu „geben?" Er fasste nämlich *divitiarum* mit den Auslegern als objectiven Genitiv. Nimmt man ihn dagegen als subjectiven Genitiv und versteht darunter den Stand der Reichen und Vornehmen, dem Torquatus doch gewiss angehörte, so verschwindet alles, was an Geld und Habsucht erinnern könnte; *spes* und *certamina* sind die Aussichten und Bemühungen, zu denen die *divitiae* Berechtigung und Beruf geben, auf und um Ehrenstellen. In der berüchtigten Stelle Soph. Ant. 781 Ἔρως ὃς ἐν κτήμασι πίπτεις zweifelt jetzt niemand mehr, dass unter κτήματα die *opulenti* zu verstehen sind, eben so wie in Eur. Suppl. 423 unter τῷ πλούτῳ. Tadelt nun Horaz dieses Streben seines Freundes, indem er es als *levitas* bezeichnet? Im Ernste gewiss nicht; — denn keinem Römer konnte es, wenigstens damals noch nicht, einfallen, in demjenigen etwas nichtiges zu sehn, was der natürliche Beruf der Reichen und Vornehmen war — wohl aber in jener humoristischen und epikureischen Laune, zu welcher ihm der Augenblick und die Veranlassung; die Einladung zum Schmaus, ein volles Recht gab. Wenn der thätigste Mann wohl selbst einmal in froher Stunde auf seine Acten und Bücher schelten darf, über denen man das wahre Leben versäume, so wird es wohl auch einem Dichter vergönnt sein, in einer Einladung zu einem frohen Mahle die politischen Interessen seines Freundes als *levia* zu bezeichnen; es ist ihm damit so wenig Ernst, als wenn er anderswo vom entgegengesetzten Standpunkt aus, wie ein Römer von altem Schlag, das Dichten *nugari* nennt. (Münchn. Gel. Anz. 1836. n. 105.)

* * *

15) Der böse Catullus Messalinus wird in Juvenals Sat. IV, 116 unter anderem genannt:

Caecus adulator dirusque a ponte satelles,
Dignus, Aricinos qui mendicaret ad axes,
Blandaque devexae jactaret basia rhedae.

Ich hoffte bei C. Fr. Heinrich eine befriedigendere Erklärung als bisher zu finden, was mit *a ponte satelles* gemeint sei, aber auch dieser geht kurz und leicht darüber hin: „*satelles minister*, wie oft bei Cicero *minister* und *satelles* im bösen Sinn — *a ponte* wo er vormals bettelte, V, 8." Aus diesem letzten Citat lernt man nur, dass die Bettler oft bei einer Brücke ihr Standquartier hatten, aber keineswegs dass Catullus ein solcher Bettler je gewesen sei. Allein lässt sich das ohne weitere Zeugnisse annehmen? Der Mann wird öfter genannt, aber keiner erwähnt dieses beispiellosen Contrastes zwischen seinem vorigen und späteren Stand. Der berüchtigte Ventidius war doch etwas noch besseres gewesen als ein Bettler, und doch wird er selten genannt ohne Verhöhnung seiner Jugendverhältnisse. Ich wage die Vermuthung aufzustellen, dass *a ponte satelles* nichts als eine satirisch-poetische Umschreibung von *pontifex* sein soll, zu welcher die bekannten Phrasen *a manu*, *ab epistolis*, *a consiliis* dem Dichter Anlass und Berechtigung gaben. Mit nicht unähnlicher Laune wird V, 77 der *praefectus urbis* durch *villicus urbis* bezeichnet. *Satelles* heisst dieser *pontifex* in seiner Beziehung zu Domitian, der selbst *pontifex maximus* war, und *dirus*, weil er ohne Zweifel in dieser seiner Stellung zu der Verurtheilung der unglücklichen Vestalin Cornelia mitgewirkt hatte, eine Schaudergeschichte, die damals ganz Rom erfüllte und auch in dieser Satire V, 8 berührt wird. Ob *pontifex* wirklich von *pons* herkomme oder nicht, geht den Dichter nichts an, er konnte aber darauf rechnen, dass jeder Leser bei *a ponte* ehr an einen *pontifex* als an einen Strassen- und Brückenbettler erinnert wurde. So schliesst sich auch

der folgende Gedanke; dass „dieser *a ponte satelles* weit eher ein *ad pontem mendicans* zu sein verdiente,“ weit besser an, als wenn er das letztere schon gewesen wäre und es nur wieder werden sollte. Wäre das letztere gemeint, so hätte Juvenalis gewiss eine weit pikantere Wendung aufgefunden. (Münchn. Gel. Anz. 1841. n. 123.)

* * *

16. Recenset Juvenal. Sat. XIV, 23 varia parentum vitia, quorum adspectu et exemplo vel adeo commendatione tenelli liberorum animi imbuantur et corrumpantur: primum luxuriem, deinde saevitiam, postremo impudicitiam. Ab altero ad tertium vitium his verbis transitur vs. 23:

Quid suadet juveni laetus stridore catenae,
Quem mire afficiunt inscripta ergastula, *carcer*
Rusticus? *Exspectas*, ut non sit adultera Largae
Filia? quae nunquam maternos dicere moechos
Tam cito nec tanto poterit contexere cursu,
Ut non ter decies respiret?

In his verbis *inscripta ergastula* putant interpretes dici vel ipsa *loca* servulorum stigmatiarum plena, vel ipsos *servulos* stigmate inscriptos. Paterer — quanquam non facile, nam inepta quodammodo est ea junctura — nisi in promptu foret, *inscripta* substantive interpretari, quoniam *inscriptiones* versus aspernabatur. At vero pessundatur concinnitas, quum sequatur *carcer rusticus*. Sed quis est ille *carcer*? Praecipue durum autumant interpretes, quoniam vincti catenis ruri opus exercebant servi. Sed quid hoc ad carcerem? Solebant servi poenae causa rus sane relegari, ubi duros subirent labores; id autem non in carcere fiebat, sed sub dio. Denique labores rustici suapte natura duriores erant urbanis; carcerem rusticum urbano duriorem fuisse, sine testimonio non credam. Quid multa? Distinctione locus laborat, ita scribendus:

Quid suadet juveni laetus stridore catenae,

Quem mire afficiunt inscripta, ergastula, *carcer?*
Rusticus exspectas, ut non sit adultera Largae
Filia, quae caet.

Ea ratione, ut epitheton carceris languens removetur, ita hoc simul proficitur, ut novum ac tertium exemplum, ut fas erat, a novo et integro versu incipiat, perinde ac vs. 15 de altero exemplo factum est. Ac mirum hercle, neminem dum in eam emendationem incidisse, qui memoria teneret Horatianum illud Juvenalis imitatione expressum:

Rusticus exspectas, ut defluat amnis; at ille
Labitur et labetur in omne volubilis aevum.

Sicut idem Sat. XI, 38 *deficiente crumena* sumpsit ex eodem Horatio Epist. I, 4, 11. Occasione data moneo, asservari in bibliotheca Erlangensi codicem Juvenalis, quem accuratius conferri vix operae pretium fuerit; nam prorsus consentit cum eo codice, qui in edit. Rupertiana numero 10 significatur, nisi quod mendorum largam copiam de suo addidit librarius. (Progr acad. 1835.)

* * *

17) Ich bin kein Archäolog noch Kunstkenner; aber so oft ich den Apollo von Belvedere sehe, scheint er mir stolz und erzürnt aus seiner Wolke dem Diomedes entgegenzutreten. als dieser auf Aeneas losstürmt, und ihm zuzurufen:

φράζεο, Τυδείδη, καὶ χάζεο, μηδὲ θεοῖσιν
ἶσ' ἔθελε φρονέειν · ἐπεὶ οὔποτε φῦλον ὁμοῖον
ἀθανάτων τε θεῶν χαμαὶ ἐρχομένων τ' ἀνθρώπων.

Hom. Iliad. V, 440.

* * *

18) Gelehrtenanecdote. Vor einigen Jahren traf ich mit einem philologischen Freund zusammen, den ich seit langer Zeit nicht gesehn. Die Unterhaltung wandte sich bald auf Tacitus. „Apropos, sprach er, heut früh hab' ich eine ganz evidente Emendation im Tacitus gemacht, die ich Ihnen zeigen muss.“ Hiemit zog er mich vom Sofa auf und

führte mich an den Nebentisch, auf dem ein Tacitus in Folio aufgeschlagen lag. „Aber,“ sagte ich, während er in dem Folianten blätterte, um die fragliche Stelle zu suchen, „ehe Sie mir Ihren Fund mittheilen, muss ich als ehrlicher Mann Sie aufmerksam machen, dass ich im Begriff bin den Tacitus herauszugeben. Werde ich nun Mitwisser einer evidenten Emendation, ohne zugleich zu deren Benützung berechtigt zu sein, so fühle ich mich, wenn ich an jene Stelle komme, in das unangenehme Dilemma versetzt, entweder eine Wahrheit zu verschweigen, die ich mitzutheilen Beruf habe, oder einen Verrath an Ihrem Geheimniss zu begehn.“ „Das wusste ich freilich nicht.“ Mit diesen Worten schlug er das Buch wieder zu und führte mich auf das Sofa zurück. Die evidente Emendation ist seitdem mit ihrem Urheber zu Grabe gegangen. —

„Und was soll die Pointe dieser Geschichte sein?“ So wird derjenige fragen, welcher überzeugt ist, dass eine Emendation des Tacitus ein wenigstens eben so werthvolles Geheimniss ist wie das der Erfindung einer Flugmaschine — welches man auch nicht jedem auf die Nase bindet.

* * *

19) In das Guttenbergs-Album. Leipzig 1840.

Πρῶτον μὲν Ἑρμῆς ἄνδρας ἐδίδαξεν λαλεῖν,
ὃ ῥᾷστον ἐδόκει, στόμασι χρωμένους μόνοις.
ἔπειτα καὶ τὰς χέρας ἐπαίδευσεν τάδε
σθένειν Προμηθεὺς, εἴτε Παλαμήδης τις ἦν.
τρίτος δὲ πάσης καὶ σὺ τιμῆς ἄξιος,
ὁ τῶν Γυθώνων ὄρεσιν ὢν ἐπώνυμος·
ἄψυχα γὰρ καὶ χαλκὸν ἐξηνάγκασας
γράφειν λέγειν τε μυρίαις γλώσσαις ἴσα.
ὢ χαῖρε, κερδέων ἀναρίθμων ἀρχήγετα!

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Döderlein, Ludwig,

Reden und Aufsätze ein Beitrag zur Gymnasialpädagogik und Philologie

Bd.: [1]

1843

Coburg, Landesbibliothek -- Cas A 1178(1)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11922625-5